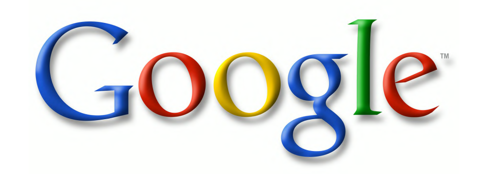
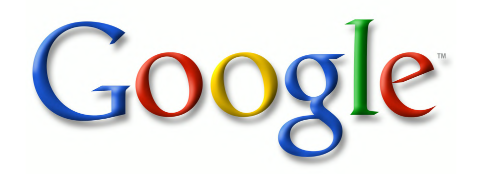
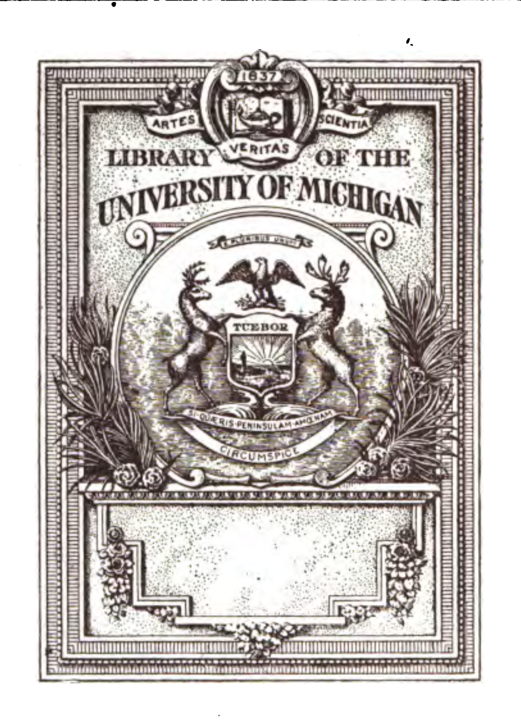
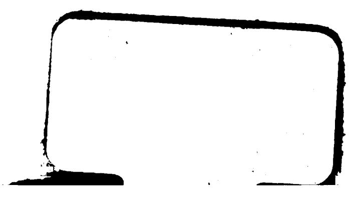





Christiane
von
GOETHE
EIN BEITRAG ZUR
PSYCHOLOGIE
GOETHES
Delphin-Verlag München


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Christiane von Goethe

Dritte umgearbeitete Auflage
10. bis 15. Tausend



F. Buri: Christiane von Goethe

Christiane von Goethe

Ein Beitrag zur Psychologie Goethes

von Etta Federn

Mit 16 Bildern



Delphin-Verlag München

By

Einbandzeichnung von Emil Preetorius

Inhalt

Erstes Buch: Biographie und Charakteristik 7
Zweites Buch: Christiane und Goethes Dichtung . 199
Schlußwort 249
Quellenangabe 254
Goethes eigenhändige Anschrift an Christiane . . . 256
Brief Goethes an Christiane. Handschrift . . nach 256
Brief Christianens an ihren Sohn August. Handschrift . . . . nach 256
Namen- und Sachregister 257

Verzeichnis der Tafeln

1. F. Buri: Christiane von Goethe
2. Christianens Taufanzeige
3. Das Bertuch'sche Haus in Weimar (die frühere Blumenfabrik)
4. Goethe: Die schlafende Christiane
5. Die Sakristei der Weimarer Hofkirche
6. J. H. Meyer: Christiane und August von Goethe
7. Aufgang zum Goethehaus von der Gartenseite
8. Goethe (?): Studie zu Christianens Bildnis
9. Lips: Christiane (?)
10. Radierung von Lieber nach einer Handzeichnung Goethes
11. J. Raabe: Goethe 1811
12. J. Raabe: Christiane von Goethe
13. J. Raabe: August von Goethe
14. Ausblick auf Goethes Garten mit Pavillon
15. Weiser: Büste von Christiane von Goethe
16. Das Grab Christianens

Erstes Buch

Christianens Biographie und Charakteristik

In den „Weimarischen Wöchentlichen Frag- und Anzeigen" auf das Jahr 1765, in der Nummer 45 von Mittwoch, dem 5. Junius, findet sich zwischen allerlei Mitteilungen über Verkaufsangebote, Mietsanzeigen, Raub, Mord und Totschlag unter der Rubrik „Gebohrne" die Nachricht: „Am 3ten dieses Monaths hat der Herr Amts-Copist Vulpius, sein Töchterlein, Johanna Christiana Sophia in Fürstl. Hofkirche taufen lassen."

Diese am 3. getaufte, am 1. Juni geborene Johanna Christiana Sophia ist später die vielverleumdete, vielgeschmähte und vielgeliebte Hausgenossin und Gattin Goethes Christiane geworden. Wenig Frauen gibt es, die noch in unserer Zeit so sehr Mittelpunkt eines ganzen bunten Legendenkreises wurden, wie die „kleine Freundin Vulpia". Und sogar das Datum ihrer Geburt ist von Legenden umwoben. Selbst ihr Grabstein in Weimar trägt eine falsche Jahreszahl und auch zu ihren Lebzeiten wurden verschiedene Daten angenommen. Goethe feierte ihren Geburtstag am 6. August, ihr Bruder Christian August schrieb dem gemeinsamen Freunde Nikolaus Meyer, sie sei an ihrem Geburtstag, dem 6. Juni, in der Stunde ihrer Geburt, der Mittagsstunde, gestorben. Die Kirchenbücher geben den 1. Junius als Geburtstag an, und da wir auch das Zeugnis der Weimarer Zeitung von 1765 haben, der wir ein hellseherisches Vorausahnen von Christianens Geburt kaum zutrauen können, sind wir wohl berechtigt, den 1. Juni als Geburtstag anzunehmen.

Was Goethe veranlassen konnte, ihren Geburtstag zu verlegen, wissen wir nicht, wir wissen überhaupt verhältnismäßig wenig Tatsächliches über die Frau, die imstande war, Goethe in 28jährigem Zusammenleben an sich zu fesseln, so daß der Leichtbewegliche, Leichtliebende und Liebe Erregende immer wieder zu ihr zurückkehrte. Was wir aber wissen können, das widerspricht so sehr den allgemein verbreiteten Sagen und

Märchen, daß es sich wohl lohnt, den Spuren dieser anspruchslosen und hingebendsten Frau nachzuforschen.

Von Christianens Kindheit wissen wir gar nichts, wenn wir nicht das Zeugnis der VIII. römischen Elegie für eine ziemlich trübe und liebearme Kindheit annehmen wollen. Mehr ist uns über Christianens Familie bekannt. Wie schon die Geburtsanzeige angibt, entstammt sie einem Juristenhause. So weit sich die Familiengeschichte der Vulpius zurückverfolgen läßt (Vulpius ist übrigens kein so seltener Name, und auch in Weimar selbst gibt es noch andere Familien Vulpius, die mit der Christianens in keine Verbindung zu bringen sind), handelt es sich um eine Familie von Geistlichen und Juristen. 1597 verzeichnet das Kirchenbuch: „Kantor Melchior Vulpius ein Sohn." 1604 erschienen von eben diesem Kantor Melchior Vulpius: Kirchengesang und geistliche Lieder. Melchior Vulpius, der aus Wasungen eingewandert ist, scheint einen schon erwachsenen Sohn Bartholomäus mitgebracht zu haben, denn dieser läßt nach den Eintragungen des Kirchenbuchs 1616 seinen Sohn wieder auf den Namen Melchior taufen. 1644 tauft ein Pfarrer Johannes Vulpius aus Ulla seinen Sohn Johannes Melchior. Und Ende des 17. Jahrhunderts finden wir einen Sohn oder Enkel des alten Kantor Melchior als Pfarrer in Rothenstein und Ölknitz an der Saale. Dieser führte die Vornamen Johann Friedrich, und sein einziger Sohn, der auch wieder Johann Friedrich hieß, war in Weimar „Juris Practicus" und später „Hochfürstlich-Sächsischer Hof-Advocatus Extraordinarius". Er heiratete 1723 und hatte wieder einen einzigen Sohn, Johann Friedrich, der auch Jurist wurde und am 13. November 1760 Christiane Margarethe Riehl, die älteste Tochter des Bürgers und Manufaktur-Verlegers Johann Philipp Riehl heiratete. Dieser Ehe entstammten drei Kinder, oder richtiger vier, von denen aber nur drei am Leben blieben: Christian August, Johanna Christiana Sophia, und Ernestine. Die Mutter starb früh, der Vater heiratete zum zweitenmal und

hatte in dieser zweiten Ehe wieder vier Kinder. Und als er 1786 als Amtsarchivar starb, blieb die zahlreiche Familie in großer Not zurück. Wohl erzählte man in Weimar, er sei an der Trunksucht zugrunde gegangen, da wir aber hierfür keinen anderen Beleg haben als den der durchaus nicht einwandfreien Weimarer Tradition, die in bezug auf die Familie Vulpius aus später genauer zu entwickelnden Ursachen noch weniger glaubwürdig ist als sonst wohl, dürfen wir daran zweifeln.

Eines ist sicher, der „trunksüchtige" Amtsarchivar hat seinen Kindern, wie wir vor allem aus dem Zeugnis des Sohnes wissen, eine möglichst gute Erziehung geben wollen. Im „neuen Nekrolog der Deutschen" steht in bezug auf diesen Sohn, den später bekannten Schriftsteller Christian August Vulpius, der 1762 als ältestes Kind geboren worden war: „Sein rechtschaffener Vater verkannte dies Talent (zur Schriftstellerei) in ihm nicht, und ohne es zu überbieten oder vorzugsweise zu pflegen, sorgte er vielmehr für eine tüchtige Schulbildung, wozu ihm das weimarische Gymnasium und der als Romantiker bekannte Professor Musäus hilfreiche Hand bot."

Im 20. Jahr ging Christian August Vulpius nach Jena, später nach Erlangen. Er studierte Jura, Heraldik, Numismatik und Geschichte. Er begann zu schreiben, natürlich im Zeitgeschmack, da es ihm dabei hauptsächlich um den Gelderwerb zu tun sein mußte, war er doch die einzige Stütze seiner in Not geratenen Familie.

Denn wenngleich Christiane, seine um drei Jahre jüngere Schwester, sich bemühte, in der von Bertuch begründeten Blumenfabrik auch etwas Geld zu verdienen, so mag man sich wohl denken, wie gering diese Einnahmen gewesen sein müssen. Denn diese Bertuchsche Blumenfabrik war durchaus nicht für den Gelderwerb im Großen eingerichtet. Ein Reisender namens Christoph Friedrich Ruick, der im November 1783 nach Weimar kam, besuchte auch das von Rat Bertuch unter Leitung seiner Frau und unverheirateten Schwägerin begründete

gewerbliche Unternehmen. Er war der Meinung, daß es sich um eine Töchterschule handle, und war erstaunt, etliche 20 „mannbare Staatsjungfern, worunter mehrere würklich von Stand“ mit der Anfertigung künstlicher Blumen für den Verkauf beschäftigt zu sehen.

Eine Fabrik, in der Staatsjungfern von Stand, das heißt von Adel, sich betätigen, pflegt aber durchaus nicht eine Intensität der Arbeit zu bezwecken. Überhaupt war ja das Blumenmachen in jener Zeit eine Beschäftigung für Bürgerfrauen und Damen, die sich eine kleine Einnahme verschaffen wollten, wie wir am besten aus dem Beispiel von Humboldts „Freundin“ ersehen können. Bertuch hat seine Blumenfabrik auch nie anders angesehen, das zeigt uns ein Brief an Knebel vom 17. Mai 1782. Er schreibt: „Es ist eine Entreprise meiner Frau, die nach und nach dem größten Teile unserer leider unbeschäftigten Mädchen der mittleren Klasse sehr heilsam wird. Ihre Arbeiten haben sich, seitdem Sie nichts davon gesehen, unendlich verbessert, und ich hoffe, sie sollen endlich den besten Pariser Arbeiten von dieser Art zur Seite stehen. — Vor jetzt arbeiten nur wegen Mangel des Raums erst 10 Mädchen vier Tage in der Woche in meinem Hause (dem jetzigen Hotel Chemnitius); sobald aber meine Mansarde im Sommerhause, welches ich jetzt ausbaue, fertig ist, hoffentlich zu Johannistag, so ist der Zuschnitt auf 50 gemacht. Sie werden sich freuen, Lieber, wenn Sie wieder einmal einen Flug zu uns tun und diesen tätigen Ameisenhaufen sehen.“*

In dieser Bertuchschen Blumenfabrik soll auch das erste Zusammentreffen Goethes mit Christiane erfolgt sein. Goethe ging mit einem jungen Offizier zusammen in die Fabrik, wo-

* Die Mitteilungen entstammen dem Buch: Friedrich Justus Bertuch, ein Beitrag zur Geschichte der Goethezeit von Dr. Wilh. Feldmann. Saarbrücken 1912, und dem Buche Bode's: Damals in Weimar. (Kiepenheuer). Ich verdanke sie der gütigen Vermittlung von Herrn Sanitätsrat Vulpius in Weimar.

bei dieser einen unziemlichen Witz gegen Christiane versuchte, die ihn scharf abfertigte. Man erzählt, daß dieses Erlebnis im „Neuen Pausias und sein Blumenmädchen" noch nachgeklungen habe.

Wie dem auch sei, so war dieses erste Zusammentreffen von Goethe und Christiane jedenfalls ganz ohne Bedeutung für beide. Goethe hat sich damals gewiß noch nicht für sie interessiert, wenngleich er schon vor seiner italienischen Reise bemüht war, ihren Bruder, dessen Begabung ihm auffiel, zu unterstützen und zu fördern.

Während der italienischen Reise, die Goethe fluchtartig angetreten hatte, und nach seiner Rückkehr, in dem ganzen Drang und Kampf und in der Vereinsamung seines damaligen Lebens, vergaß Goethe die Familie Vulpius und den jungen Schriftsteller, der ihr Haupt war, und ein Bittgesuch, das Christiane ihm im Park überreichte, sollte ihn erst wieder an Vulpius mahnen. Die Lebensenge in Weimar, der wohl geweckte aber nicht durchgebildete Schönheitssinn, die amtlichen Pflichten und nicht zum wenigsten die Liebe zu einer viel älteren, viel reiferen Frau, die ihm bei allem Verständnis doch nicht über ihre Natur hinaus zu geben und anzugehören vermochte, die gebunden war durch tausend Rücksichten auf ihre Stellung, ihre Familie, und wohl auch auf sich selbst, hatten Goethe fortgetrieben. Er fühlte sich verkümmern und war heimlich geflohen, weil er sich nicht die Kraft zu einem bewußten Abschied, zu einer wenn auch nur vorübergehenden Trennung zutrauen mochte, und weil er doch unter dem Zwang jenes höheren Egoismus stand, sein Genie zu retten und tatkräftig zu erhalten.

Als er wiederkam, war er ein anderer geworden. Innerlich ruhiger und gefestigter, bestimmter in seiner Richtung und in seinem künstlerischen Streben, war ihm das genialische Spiel der andern, die er bei seiner ersten Ankunft in Weimar selbst dazu erweckt, fremd und gleichgültig. Man empfand ihn deshalb als

steif und kalt. Er selbst mochte die Ungerechtigkeit begehen, die Menschen mit reichem innerem Erleben nach einer einschneidenden Entwicklungsperiode zu begehen versucht sind: er erwartete, daß die Umgebung, vielleicht beeinflußt durch seine Mitteilungen, denselben Weg zurückgelegt hätte, und mußte erleben, daß sie noch ziemlich auf dem Punkte stand, wo er sie verlassen, — ja vermutlich, daß sie zurückgesunken war in ihr früheres Sein, weil sein treibender Einfluß längere Zeit gefehlt hatte. Und wieder die Weimarer mochten ihm nicht gleich verzeihen, was Menschen einem andern überhaupt am schwersten und ungernsten vergeben: daß er ihnen überlegen war und daß sie seine Überlegenheit empfinden mußten, auch wenn er selbst durchaus nicht den verletzenden Willen hatte, sie mit seiner Persönlichkeit hinunterzudrücken. Er hatte sich nicht nur in den Jahren seiner Abwesenheit entfernt, er war bei seiner Rückkehr erst recht fremd geworden.

In diesem Augenblick trat ihm Christiane entgegen, die ihn um Hilfe bat für einen andern, die nichts für sich begehrte und doch bereit war, alles zu geben, was sie besaß. War es ein Wunder, daß er sich zu ihr hinneigte, daß er den Empfindungsreichtum an sie verschenkte, der ihm von allen Seiten zurückgewiesen wurde? Ursprünglich gab er ihr nichts als seine sinnliche Liebe, auf die kein Mensch Anspruch erhob. Er schrieb es an Charlotte von Stein, um deren Freundschaft er rang, und die er sich gerne in all der inneren Wirrnis bewahrt hätte, welche aus seiner Rückkehr nach Weimar entstand und ihn umgab. Am 1. Juni 1789 heißt es in dem bekannten Brief:

„Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen las-

sen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen, u. s. w., und das alles, eh von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? — Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste innigste Verhältnis verloren haben sollte."

Vielleicht verstand Frau von Stein mit dem feinen weiblichen Empfinden der Eifersucht früher als Goethe selbst, daß seine Liebe zu Christiane mehr bedeuten sollte als nur jenes sinnliche Hinneigen, auf das niemand Anspruch erhob, — vielleicht war es der alternden Frau uneingestandenermaßen bitter zu empfinden, daß ihre reizausübende Macht aufgehört hatte, auf den jüngeren Mann zu wirken, und möglicherweise war ihr gerade das am verletzendsten, was Goethe ihr in der Meinung schreiben mochte, daß es ihr am willkommensten sein werde, — daß die sinnlichen Leidenschaften, die sie immer auf das rein Geistige überzuleiten bestrebt gewesen, völlig aufgehört hatten zu existieren. Wir können es heute nach mehr als einem Jahrhundert nicht mehr entscheiden, — nur begreifen können wir, daß die Lage für Frau von Stein nicht erfreulich war, und wir können es ihr verzeihen, wenn sie selbst nicht zu verzeihen vermochte. Aber sie ging über die Unversöhnlichkeit hinaus, sie wurde zur heimlichen und erbittertsten Feindin. Sie verbreitete, was sie nur irgend Böses über Christiane und Goethe erfahren konnte. Und wir wissen, wie bereit die Menschen in solchem Falle sind, dem Haß immer neue Nahrung anzubieten.

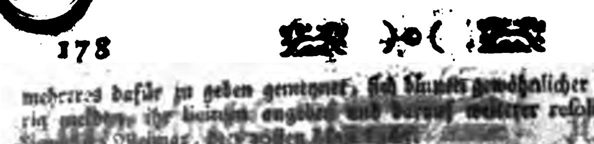
Goethes Versöhnungsversuche halfen da nichts. Wohl schrieb er ihr noch einmal am 8. Juni 1789, also ehe sein Sohn

geboren war und dem Klatsch und der Bitterkeit neuen Stoff gab: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibt, wie es steht. — Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Seine Hoffnung trog ihn. Auf Schritt und Tritt in Weimar empfand er den feindlichen Einfluß der Frau, die er einst über alles geliebt, in der er die Verkörperung eines Engels gesehen hatte. —

Schon vorher, schon im November 1788, hatte er an Fritz von Stein geschrieben: „Das Fegefeuer von der andern Seite wird auch immer gräulicher." Denn in Weimar hatte man nach Goethes Rückkehr den bequemen Ausweg gefunden, alles was an Goethe neu, freier, weitsichtiger während seines Aufenthaltes in Italien geworden war, mit dem Achselzucken sittlicher Empörung als „römische Freiheit und Sittenlosigkeit" abzutun und ihm eine wahre Hölle der Sittenrichterei zu bereiten. Mit einem gewissen Humor verstand er es, sich darüber hinweg zu setzen, denn in demselben Brief an Fritz schreibt er weiter: „Sage Deiner Mutter, daß ich viel lerne und viel denke. Mit Knebel wird viel geschwätzt und er muntert mich auf, Manches niederzuschreiben. Was meine Tugend betrifft, so kann ich mich nur italienisch ausdrücken: ‚Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala'." — Das würde also bedeuten, daß er seine Tugenden wachsen fühlte, während seine Tugend verfiel.

Denn der Mensch besitzt eine doppelte Tugend, die innere, deren er sich selbst bewußt ist, und jene äußere, die von dem Urteil der Menschen bestimmt wird. Was diese äußere betrifft, so war Goethe damals schlecht angeschrieben, und selbst Caroline Herder, die er wegen seiner Beziehungen zu Christiane ins Vertrauen gezogen, schrieb am 15. August 1788 an ihren Gatten:



mehreres dafür zu geben gemeynet, sich binnen gewöhnlicher Frist beym Rathe gehörig melden, ihr [illegible] angeben und darauf weiterer resolution gewarten können. [illegible] Weimar, den 30sten [illegible]

(L. S.) Der Rath daselbst.

Gebohrne.

Den [illegible] dieses Monaths hat der Herr AmtsCopist, Vulpius, sein Töchterlein, Johanna Christiana Sophia, in Fürstl. Hofkirche taufen lassen.

Fremde, so angekommen sind.

Den 31sten May, Herr Obristlieutenant, von Bünning, aus Apolda.
Den 1sten Jun. Herr Postmeister, Wirsing, aus Auerstädt. Herr CammerRath v. Mannsbach, aus Wolframsdorf. Herr Hofjunker v. Thangel, aus Thangelstädt. Herr HofRath, Wehler, aus Jena. Herr Sprachmeister, *Boulet*, aus Jena.
Den 2ten - Herr Lieutenant, von Hayn, in Chursächsischen Diensten.
Den 3ten - Herr CanzleyDirector, Schmidt, aus Eisleben. Herr Superintend. [illegible]

MarktPreiß in dieser Woche.

Getraide. Fleisch.

Die Geburtsanzeige Christianens

„Eben war Goethe da; er hat viel Lustiges — ich möchte sagen Betäubendes — über seine häusliche menschliche Situation gesagt; es war aber in allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statt hat. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte und dergleichen. Alles, was Du in Deinen drei Bänden der Philosophie der Menschheit geschrieben hättest, käme alles darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besitze — und setzte ich hinzu, sich mit Vernunft regiere. . . . Goethe besucht mich fleißig, er war gestern da . . . Im ganzen will's mir nicht wohl mit ihm werden. Er lebt jetzt, ohne seinem Herzen Nahrung zu geben. Die Stein meint, er sei sinnlich geworden, und sie hat nicht ganz unrecht..." Da ist diese Wirkung der zweierlei Tugend in den beiden zitierten Briefstellen deutlich zu erkennen. Denn wenn zuerst Goethes Persönlichkeit unmittelbar und positiv auf Caroline einwirkt, so ist sie bald darauf das Sprachrohr für Frau von Steins negierende Kritik. —

So hatte dieses Bittgesuch weitere und tiefergreifende Folgen, als irgend jemand anfangs denken konnte. Es hat für Goethe selbst eines der wichtigsten und in seine ganze Existenz einschneidendsten Erlebnisse hervorgerufen, ein Erlebnis, das von so langer Dauer war, daß man es richtiger ein Leben nennen könnte.

Vor allem war Goethe bemüht, für den jungen Vulpius zu sorgen, der 1788 Privatsekretär beim Freiherrn v. Soden in Nürnberg war, und später eine ähnliche Stellung beim Grafen v. Egloffstein auf Egloffstein übernahm. Goethe schrieb seinetwegen an seinen Jugendfreund F. H. Jacobi: „Du verlangst einen jungen Mann zum Sekretär und zum Unterricht Deiner Kinder und ich habe eben einen, den ich gar zu gerne unterbringen möchte, ich wünschte nur, daß er auch Dir recht wäre. Sonderbar ist's, daß ich neulich ihn Dir empfehlen

wollte, auch etwa der Fürstin (Gallitzin), weil Euch doch manches vorkommt, und daß eben mit Deinem Brief einer von ihm ankommt, worin er mir seine Not klagt und meine Interzession anruft. Er hat von Jugend auf Disposition zu den Wissenschaften gezeigt und hat früh aus Neigung und Not geschrieben und drucken lassen. Er heißt Vulpius, Du hast seinen Namen irgendwo gelesen. Das ist nun nicht eben die beste Rekommendation. Wir erschrecken über unsere eigenen Sünden, wenn wir sie an andern erblicken. Es ward ihm sauer genug, auf eine solche Weise sich und einige Geschwister zu unterhalten, er kam nicht zeitig genug hier in ein gewisse Karriere, sehnte sich nach einem Posten und ward Sekretär bei einem Kreisgesandten v. Soden in Nürnberg, der ihn als ein echter Geizhals behandelte und ihm nun den Abschied gibt, weil ein anderer für noch weniger Geld noch mehr Arbeit im Hause übernehmen will. Er schreibt eine Hand, die nicht schön aber gemütlich ist. Von seinem Französch kann ich nicht sagen, wie weit er es verstehet, soviel weiß ich, daß er artig Italienisch kann. Er hat eine gute Bildung und aus seinen Handlungen und Äußerungen schließe ich, ein gutes Gemüt. Ich habe mich seiner vor einigen Jahren angenommen, in meiner Abwesenheit verlor er jede Unterstützung und ging, wie schon gesagt, nach Nürnberg. Freilich kann ich nicht sagen, daß ich ihn genau kenne, ich habe mich für ihn interessiert, ohne ihn zu beobachten, ich habe ihm einige Unterstützung verschafft, ohne ihn zu prüfen. Seit mehr als zwei Jahren habe ich ihn nicht gesehen und kann Dir ihn also nur bedingt empfehlen. So viel kann ich sagen, daß ich ihn, wenn ich einen solchen Menschen brauchte, zum Versuch selbst nehmen würde, das ist aber noch nicht genug für Dich. Bedenke nun, was ich da gesagt habe, ich will ihm schreiben, Dich nicht nennen, ihn über sein Latein, Französch usw. zu befragen. Für ihn wäre es ein großes Glück, wenn Du ihn nähmest, aber es ist die Frage, ob Du auch bedient wärest ... Eigentlich hat der junge Vul-

pius, den ich Dir empfehle, Jura studiert, sich auch auf Geschichte und Numismatik gelegt."

Was Goethe an Vulpius vor allem hervorzuheben wußte, ist seine gute Bildung, und zwar tat er das zu einem Zeitpunkt, wo er noch nicht wissen konnte, welche Bedeutung Vulpius' Schwester für ihn gewinnen, und wie man ihm und Christiane ihre „niedrige und ungebildete" Abstammung zum Vorwurf machen würde. Es ist interessant zu verfolgen, wie hier gleich im Keim eine der Legenden um Christiane durch ein einziges gültiges Dokument zu widerlegen ist.

Aber nicht nur dem Jugendfreund, mit dem Goethe damals noch recht herzlich verbunden war, auch dem Professor der Theologie in Erlangen, Hufnagel, empfiehlt Goethe seinen zukünftigen Schwager. Und wir wissen und können es auch aus der Art der Empfehlungen sehen, die uns von Goethes Hand überliefert sind, wie vorsichtig er gerade mit solchen Schriftstücken umzugehen pflegte, wir wissen auch, daß er Empfehlungen mehr als einmal verweigerte, wenn er sie nicht mit vollem Herzen geben zu dürfen glaubte.

In dem Schreiben an Hufnagel heißt es: „Ew. Wohlgeboren mir bekannte menschenfreundliche Gesinnungen flößen mir das Vertrauen ein, Ihnen diesen jungen Mann (Vulpius) zu empfehlen. Er ist bescheiden genug, um nicht überlästig zu sein, könnten Sie aber bei Ihren mannigfachen Konnexionen irgend etwas für ihn wirken, das ihm auf eine Zeitlang oder gar auf sein ganzes künftiges Leben Vorteil brächte, so würden Sie gewiß keinen Undankbaren verbinden und mich zu angenehmen Gegendiensten dadurch auffordern. Gönnen Sie ihm indessen einigen Zutritt, stehen Sie ihm indessen mit gutem Rat bei und lassen mich von seiner Aufführung einige Nachricht hören."

Und wieder ein halbes Jahr später, am 23. April 1789, empfiehlt ihn Goethe an seinen Verleger Göschen, indem er schreibt: „In einiger Zeit wird sich ein junger Mann bei Ihnen

melden, der Vulpius heißt und dem ich den einliegenden Brief einzuhändigen bitte. Er ist von guter Art und nicht ohne Talente, können Sie ihm, da er sich in Leipzig aufzuhalten gedenkt, Arbeit verschaffen, ihm durch Empfehlung oder sonst nützlich sein, so werden Sie mich verbinden.

Da ich mich seit langer Zeit für ihn interessiere, ihn aber in einigen Jahren nicht gesehen habe, so wünschte ich: Sie schrieben mir ein Wort, wie Sie ihn finden. Aus seinen Briefen muß ich vermuten, daß sein Gemüt durch verdrießliche Schicksale gelitten hat."

Es dauerte nicht lange, da fand Goethe selbst Verwendung für seinen Schützling. Vulpius kam nach Weimar und wurde sowohl beim Theater wie an der Bibliothek angestellt und bestätigte sich vielfach, wie Goethe in den „Annalen" hervorhebt. Es ist anzunehmen, daß er auch später nie „überlästig" geworden, denn das gute Einvernehmen zwischen den Familien Vulpius und Goethe dauerte fort und befestigte sich immer mehr.

Als Vulpius nach Weimar zurück kam, fand er die Situation sehr verändert: seine Schwester Christiane und mit ihr die jüngere Schwester Ernestine, sowie eine Tante der Vulpius' namens Juliane lebten im Hause Goethes. Christiane hatte einen Sohn von Goethe, den am 25. Dezember 1789 geborenen Julius August Walther, der ein Pathenkind des Herzogs Karl August war. Es scheint nicht, daß er oder sonst ein Mitglied der Familie Vulpius Anstoß an diesem Verhältnis genommen hat, auf das sich wahrscheinlich eine Stelle in einem Briefe Goethes an den Herzog bezieht, die lautet: „Ich schäme mich vor Ihnen dieser studentischen Ader nicht!" Sicher bedeutete Christiane damals nicht viel für Goethe, sie war ihm die liebe kleine Freundin, das Dirnchen, das er in vielen venetianischen Epigrammen pries, und das Hausmütterchen, das sich seiner Wirtschaft annahm und ihm das Behagen verschaffte, das gerade eine Natur wie die Goethes am schwersten entbehren konnte.

War indessen Goethes Neigung zu Christiane zweifellos anfänglich nur sinnlich, so wurde sie bald mehr, — es kam die Wirkung „holder Gewöhnung“ hinzu. Und schon am 2. März 1789 kann er an Herder schreiben: „Ich habe mich schon wieder eingehamstert und bin wohl auch nach meiner Art recht vergnügt. Trutz Schnee und Himmelgrau laß ich mir das Beste von Kunst und Natur fürtrefflich schmecken und habe meine ganze Einrichtung ‚ad intus‘ gemacht!“ Dazu gehörte nun auch, daß Goethe hausväterlich wurde, daß er für geregelte Einnahmen zu sorgen bestrebt war und schon anfangs September 1788 an Wieland schreibt: „Nun wünscht ich zu wissen, ob Dir der Vorschlag (einer Arbeit für den Merkur) annehmlich sei, ob Du monatlich etwas magst? Wieviel etwa an Bogen und Blätterzahl Dir recht wäre? Und damit unser Kontrakt ganz rein werde, was Du mir dagegen an Gold und Silber geben willst? Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, so muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, da so viel hinausgeleitet wird!“ Ein Kind hatte er damals freilich noch nicht, aber ein „Erotion“, dessen Wirkung er immer stärker verspürte, das ihn immer inniger mit Haus und Hof verband, so daß er am 10. August 1789 an Herder aus Ilmenau schrieb: „Hier sind wir in dem Lande der berühmten Bergnymphen und doch kann ich Dir versichern, daß ich mich herzlich nach Hause sehne, meine Freunde und ein gewisses kleines Erotikon wiederzufinden, dessen Existenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben.“

Als sich ihm dann 1790 die Gelegenheit bietet, die Reise nach Italien zu wiederholen, wie er es früher so heiß ersehnt hatte, ist er jetzt weniger erfreut, als er selbst und als die Freunde es erwarten mochten. Der Abschied ward ihm zu schwer. Das „zurückgelassene Erotion und das kleine Geschöpf in den Windeln“ hielten ihn innerlich in Weimar fest, als er schon längst davon entfernt war und beide in seinem Brief vom 3. April dem Wohlwollen des Herzogs empfahl. Am 10. März in Jena

schrieb er Herdern, er wäre „von einem andern Abschied ganz mürbe" gewesen. Und am 12. schreibt er wieder: „Habt Dank für Eure Liebe und Euer Andenken. Ich gehe diesmal ungern vom Hause und dieser Stillstand in der Nähe (Jena) macht mir die Sehnsucht rückwärts noch mehr rege. Ich will suchen, morgen fortzukommen. — Da man gegen das Ende weich und sorglich zu werden anfängt, so fiel mir erst ein, daß nach meiner Abreise mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlassen sind, wenn ihnen irgend etwas zustieße, worin sie sich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr gesagt, sich in solch einem äußersten Fall an Dich zu wenden. Verzeih!" — Dieses „Verzeih" scheint mir charakteristisch. Wie wenig verwöhnt durch Teilnahme muß Goethe gewesen sein, wenn er einen seiner nächsten Freunde um Verzeihung bittet, weil er ihm einen uns selbstverständlichen Vertrauensbeweis gibt.

Während der Abwesenheit in Italien wird sich Goethe immer mehr der Intensität seiner Neigung bewußt. Am 28. Mai schreibt er wieder an Herders: „Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. — Sehnlich verlange ich nach Hause, ich bin ganz aus dem Kreise des italienischen Lebens gerückt." So weit war er schon entfernt von den Junibriefen des vorigen Jahres an Frau von Stein.

Im Herbst 1790 begleitete er den Herzog nach Schlesien und am 11. September schrieb er aus Breslau an Herder: „Auch bei mir hat sich die ‚vis centripeta' mehr als die ‚vis centrifuga' vermehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauserei und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen mir treu ist, mein Kind lebt, mein großer

Ofen gut heizt, so hab ich weiter nichts zu wünschen!" Es sind dies aber wirklich nicht nur Bedingungen des äußeren Behagens, die Goethe hier ausspricht, es sind die tiefsten Bedingungen seines Seins, seines Arbeitsvermögens, die sich unter dieser oberflächlich sinnlichen Maske verbergen.

So hatten sich in den kurzen zwei Jahren, die seit Goethes erster Rückkehr aus Italien vergangen waren, oder richtiger, seit dem Beginn seiner vertrauten Beziehungen zu Christiane, die er in einem Brief an Schiller vom 13. Juli 1788 herdatierte, diese selbst und ihr Charakter völlig verändert. Die Liebelei, die „Äugelchen", um einen Goetheschen Ausdruck zu gebrauchen, waren zur Liebe, zur Ehe geworden.

Aber dieser erfreuliche Zustand, der nur von den Reisen Goethes unterbrochen wurde, und dem die bösen Zungen von Weimar nicht viel anhaben konnten, dauerte nicht in ungetrübtem Glücke fort. Schon 1791 traf Christiane die erste schwere Prüfung, ein totgeborenes Söhnlein ist am 15. Oktober in den Totenbüchern der Stadtkirche verzeichnet. Christiane hat diesen Verlust schnell überwunden, sie lebte still mit den Ihrigen und mit dem geliebten Manne zusammen, sie hatte nie zur Gesellschaft gehört, die Achtung der Gesellschaft tat ihr darum auch nicht weh. Doch wenn es auch klar war, daß Goethe damals unmöglich eine kirchliche Ehe mit der bürgerlichen Christiane schließen konnte, ohne dem Weimarer Hof und der ganzen Gesellschaft den Fehdehandschuh zuzuwerfen, so hatte er zweifellos nicht gedacht, daß die Feindschaft und der Haß gegen seine „freie Ehe" so hartnäckig festgehalten und fortgesetzt werden sollten. Das hat ihn gewiß weit mehr bedrückt, als Christiane damals darunter litt. Ihr tat es viel weher, daß Goethe 1792 den Herzog bei der Campagne in Frankreich begleiten mußte. Als Schutz Christianens und des kleinen August war damals Prof. Meyer, der „Kunschtmeyer", in Goethes Haus auf dem Frauenplan gezogen, das, erst seit kurzem bezogen, nun seine architektonische Ausgestal-

tung erhielt. Wenn Goethe an ihn schrieb, so sprach er von Christianen nie anders als von Professor Meyers „kleiner Hauswirtin und Nachbarin“, gab ihr also vollständig das Hausfrauenrecht und die Hausfrauenstellung dem Freund gegenüber. Oder er nannte sie kurz die „Kleine“, aber niemals konnte ein Zweifel darüber entstehen, daß sie durchaus die Stellung der Herrin im Hause einnahm.

Aus dieser Zeit haben wir Goethes erste Briefe an Christiane. Sie sind ein wenig lehrhaft, ein wenig väterlich; wenngleich er sich seiner leidenschaftlichen Liebe für sie schon voll bewußt war, so war ihm ihre Bedeutung für ihn, die Stelle, die sie später in seinem Leben ausfüllen sollte, noch nicht klar geworden. Und selbstverständlich war Christiane damals auch noch nicht, was sie später wurde. Wenngleich sie nicht mehr ganz jung war, als Goethe sich ihr genähert hatte, — 23 Jahre bedeuteten in jener Zeit für ein Mädchen ein schon recht respektables Alter — so war sie natürlich noch unentwickelt in vieler Beziehung. Sie stammte aus engen, von Not bedrängten Verhältnissen, sie hatte eine mangelhafte Schulbildung erhalten, wie es damals für Frauen selbstverständlich war, sie mußte erst hineinwachsen in die neue Stellung, die ihr da eingeräumt wurde. Sie mußte den Entwicklungsgang von der Geliebten zur Gattin durchmachen.

Goethe wurde sich klar, daß sie ihm mehr bedeute, als nur einen vorübergehenden Rausch, aber wie viel mehr, das konnte er damals nicht abschätzen, weil er nicht beurteilen konnte, wie viel in Christiane lag, wie viel in ihr zu erwecken war. Die ersten Briefe vom 17. August aus Frankfurt und vom 25. aus Trier lassen den Ton erkennen, den etwa ein Student seinem „kleinen Verhältnis“ gegenüber anschlagen mag, obwohl sie durchaus zärtlich und innig sind:

„Heute habe ich deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und schreibe dir nun auch, um dir wieder einmal zu sagen, daß

ich dich recht lieb habe und daß du mir an allen Ecken und Enden fehlst.

Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt und meine Freunde haben mich alle gar freundlich empfangen. Es gibt hier mancherley zu sehen und ich bin diese Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erste Sorge war das Judenkrämchen, das morgen eingepackt und die nächste Woche abgeschickt wird. Wenn es ankommt, wirst du einen großen Festtag feyern, denn so etwas hast du noch nicht erlebt. Hebe nur alles auf, denn einen solchen Schatz findet man nicht alle Tage.

Lebe wohl. Grüße Herrn Meyer und küsse den Kleinen. Sag ihm, der Vater komme bald wieder. Gedencke mein. Bringe das Hauß hübsch in Ordnung und schreibe mir von Zeit zu Zeit."

„Wo das Trier in der Welt liegt, kannst du weder wissen noch dir vorstellen, das schlimmste ist daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. Ich habe meine Mutter, meine alten Freunde wiedergesehen, bin durch schöne Gegenden gereist aber auch durch sehr garstige und habe böße Wege und starcke Donnerwetter ausgestanden. Ich bin hier, ohngefähr noch eine Tagreise von der Armee, in einem alten Pfaffennest, das in einer angenehmen Gegend liegt. Morgen gehe ich hier ab und werde wohl übermorgen im Lager seyn. Sobald es möglich ist, schreibe ich dir wieder. Du kannst um mich ganz unbesorgt seyn. Ich hoffe bald meinen Rückweg anzutreten. Mein einziger Wunsch ist dich und den Kleinen wiederzusehen, man weiß gar nicht was man hat, wenn man zusammen ist. Ich vermisse dich sehr und liebe dich von Herzen. Das Judenkrämchen ist wohl angekommen und hat dir Freude gemacht. Wenn ich wiederkomme bringe ich dir noch manches mit, ich wünsche recht bald. Lebe wohl. Grüße Meyern und sey mir ein rechter Haußschatz.

Adieu, lieber Engel, ich bin ganz dein."

Die Sehnsucht ward immer größer und leidenschaftlicher, auch eine gewisse angstvolle Eifersucht mischte sich in Goethes

Empfindungen. Und dabei blieb doch ein Grundton sicherer vertrauender Liebe, der seinen Briefen einen eigentümlichen Charakter verleiht. Es ist schade, daß der Raum nur gestattet, seelisch bedeutende Briefe abzudrucken und nicht auch jene sachlichen Berichterstattungen, die ein liebenswürdig-humorvolles Bild des Kriegslebens geben und sich sichtlich bemühen, dem „Kleinen Hausschatz" die Sorgen um den fernen Geliebten zu mildern. Als nächst bedeutungsvolle Schreiben kommen da die vom 8. September und vom 10. in Betracht. Ihre rasche Aufeinanderfolge sagt auch vereint mit dem Inhalt, wie sorglich Goethes Liebe sich mit den in Weimar Zurückgebliebenen beschäftigt.

„Wir stehen noch bey Verdün, werden aber bald vorwärts gehen, ich befinde mich recht wohl und habe keine Zeit hypochondrisch zu seyn. Wäre es möglich, daß ich dich um mich hätte; so wollte ich mirs nicht besser wünschen. Ich dencke immer an dich und an den Kleinen und besuche dich im Hauße und im Garten und dencke mir schon wie hübsch alles seyn wird, wenn ich wieder komme. Du mußt mich aber nur lieb behalten und nicht mit den Aeugelchen zu verschwenderisch umgehen.

Eh wir hier abreisen wird ein Körbchen abgehen mit Liqueur und Zuckerwerck, davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige heb auf, ich schicke dir noch allerley in die Haußhaltung. Wenn dieser Brief ankommt bist du vielleicht schon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite dich eine liebe kleine Köchin zu werden. Es ist doch nichts besser als wenn man sich liebt und zusammen ist. Lebe recht wohl und bleibe mein. Ich habe dich recht herzlich lieb."

„Ich habe dir schon viele Briefchen geschrieben und weiß nicht wenn sie nach und nach bey dir ankommen werden. Ich habe versäumt die Blätter zu numeriren und fange jetzt damit an. Du erfährst wieder, daß ich mich wohl befinde, du weißt, daß ich dich herzlich lieb habe. Wärst du nur jetzt bey mir! Es

sind überall große breite Betten und du solltest dich nicht beklagen wie es manchmal zu Hauße geschieht. Ach! mein Liebchen! Es ist nichts besser als beysammen zu sein. Wir wollen es uns immer sagen wenn wir uns wieder haben. Dencke nur! Wir sind so nah an Champagne und finden kein gut Glas Wein. Auf dem Frauenplan solls besser werden, wenn nur erst mein Liebchen Küche und Keller besorgt.

Sey ja ein guter Hausschatz und bereite mir eine hübsche Wohnung. Sorge für das Bübchen und behalte mich lieb.

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedancken eifersüchtig und stelle mir vor: daß dir ein andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den besten halten, weil ich dich ganz entsetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir, allerley konfuses Zeug, doch immer, daß wir uns lieb haben. Und dabey mag es bleiben.

Bey meiner Mutter hab ich zwey Unterbetten und Küssen von Federn bestellt und noch allerley gute Sachen. Mache nur, daß unser Häuschen recht ordentlich wird, für das andre soll schon gesorgt werden. In Paris wirds allerley geben, in Franckfurt giebts noch ein zweytes Judenkrämchen. Heute ist ein Körbchen mit Liqueur abgegangen und ein Päcktchen mit Zuckerwerck. Es soll immer was in die Haußhaltung kommen. Behalte mich nur lieb und sey ein treues Kind, das andre gibt sich. Solange ich dein Herz nicht hatte, was half mir da das übrige, jetzt da ichs habe, möcht ichs gern behalten. Dafür bin ich auch dein. Küsse das Kind, Grüße Meyern und liebe mich. G."

Wir können uns zwar kaum vorstellen, wie in einem Mann wie Goethe der Gedanke erwachen konnte, daß andere Männer angenehmer sein könnten als er, besonders wenn wir an die Idealerscheinung der Trippelschen Büste denken, die vor nur wenigen Jahren in Rom gemacht worden war, aber wir empfinden die liebende und zart ausgedrückte Sorge des so viel

älteren Mannes um die an ihn durch kein äußeres Band geknüpfte Geliebte. Und wir verstehen es, wenn Christiane sich durch solche Zweifel gekränkt fühlte, da sie ohnedies schon so viel ausstand an Sorge und Kummer, während sie den Geliebten im Krieg wußte.

Goethe sucht sie auf alle Weise zu beruhigen, sowohl über die Kriegsgefahr wie auch wegen der inneren Nöte. Am 10. Oktober schreibt er ihr:

„Du wirst nun wohl schon wissen, daß es nicht nach Paris geht, daß wir auf dem Rückzuge sind. Vielleicht bin ich, wenn du diesen Brief erhältst, schon wieder in Deutschland. Der Krieg geht nicht nach Wunsch, aber dein Wunsch wird erfüllt, mich bald wieder nahe zu wissen.

Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeste und an Hypochondrie ist gar nicht zu dencken. Du wirst einen recht muntern Freund wieder kriegen.

Du hast wohl getan, mir nichts vom Uebel des kleinen zu schreiben, biß es vorbey war. Ich wünsche euch beyde bald wieder zu sehen und euch an mein Herz zu drücken.

Wenn ich dir etwas schrieb, das dich betrüben konnte, so mußt du mir verzeihen. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich seyn würde, sie zu verlieren, du mußt mir wohl ein Bißchen Eifersucht und Sorge vergeben."

In demselben Brief fordert er sie auf, wieder in die Komödie zu gehen, damit sie die Abende wenigstens eine „kleine Lust" habe. Und er freut sich auf die gute Zeit seiner Zurückkunft. Am 15. Oktober klingt der Brief noch viel glücklicher, denn Goethe ist schon in Luxemburg und kann hoffen, bald zurückzukommen.

„Wir mußten eilig aus Verdun und nun sind wir seit vorgestern in Luxemburg, in wenig Tagen gehe ich nach Trier und bin wahrscheinlich vor Ende dieses Monats in Franckfurt. Sobald ich dort ankomme, schreib ich dir.

Wie froh ich bin zurückzukehren, kann ich dir nicht ausdrücken, das Elend, das wir ausgestanden haben, läßt sich nicht beschreiben. Die Armee ist noch zurück, die Wege sind so ruinirt, das Wetter ist so entsetzlich, daß ich nicht weiß, wie Menschen und Wagen aus Frankreich kommen wollen.

Wir wollen es uns recht wohl seyn lassen, wenn wir nur erst wieder zusammen sind. Lebe recht wohl, liebe mich und küsse den Kleinen.

Schreibe mir nun nicht eher, biß du einen Brief aus Franckfurt erhältst. Es ist gar schön, daß ich hoffen kann, dir bald näher zu kommen."

Mitte Dezember kam Goethe heim und bis Mitte Mai blieb er in Weimar — freilich nicht in ungetrübtem Beisammensein mit den Seinen, da Christiane mit dem an Blattern erkrankten August nach Jena reiste, um dem Arzt Dr. Stark näher zu sein. Vom 13. Mai 1793 aus Jena ist der erste Brief datiert, der von Christiane erhalten blieb. Er lautet:

„Lieber, ich wünsche Dir, daß Du glücklich angekommen bist, mit dem August geht es sehr gut. Der Herr Hofrath hat gesagt, daß wir den 17. Mai wieder nach Weimar zurückkehren könnten. Du wirst Dich sehr freuen, wenn Du wieder zurückkömmst und ihn gar nicht von Blattern verändert siehst, er hat nicht viel und sie schwären nicht tief und er ist auch recht wohl. Mir gefällt es auch in Jena, aber auf dem Lande doch noch besser. Gestern sind wir in Burgan gewesen, da hat mir die Gegend sehr wohl gefallen, die Saale und die schönen Berge und die Dörferchen. Der junge Hage hat uns auch den Wasserbau an der Saale gewiesen, nun weiß ich dann auch, was es ist, ich habe immer davon reden hören. Auf den Mittwoch wollen wir nach Lobeda und wollen den August mitnehmen, der wird sich recht freuen. Es ist sehr gut, daß Du mich nicht in Weimar gelassen, ich sehe hier immer viel Neues, aber ich wünsche mir nur immer, daß ich das alles mit Dir sehen könnte, und wir könnten so ein paar

Schlenderstündchen (Schlambensstüngen) halten, da wär ich recht glücklich. Ich will aber recht artig sein und mir immer denken, daß die schönen Stunden auch wiederkommen, und wir wollen sie recht genießen. Es ist mir aber sehr lieb, daß wir diese Woche wieder nach Weimar gehen, denn man ist hier doch nicht recht in seiner Ruhe. Schreibe mir nur bald und denke an das Judenkramichen.

In unserem Hause muß man sich ein bißchen stille halten, denn es geht gar zu lose zu, der Jule dauert alle Nacht bis um 12 Uhr.

Sobald ich wieder in Weimar bin, schreibe ich. Behalt mich lieb und denk an mich.

Leb wohl, Du Süßer. Deine Dich ewig liebende Christel."

Indessen reiste Goethe nach Frankfurt zu seiner Mutter, um von dort aus den Herzog bei der Belagerung von Mainz aufzusuchen. Damals machte er der Frau Rat Mitteilung von seiner Liebe, seinem Verhältnis zu Christiane und sie schrieb am 20. Mai 1793 den bekannten ersten Brief an die Geliebte ihres Sohnes, den sie mit einem Geschenk begleitet und in dem sie sich als „Ihre Freundin Goethe" unterzeichnet.

Wie dieser Brief auf Christiane wirkte, das zeigt ihr Schreiben vom 7. Juni, in dem es heißt: „Lieber, ich habe das schöne Tuch und alles erhalten und mich herzlich gefreut, aber der Gruß der lieben Mutter ging mir über alles — ich habe vor Freuden darüber geweint. Ich habe was ohne Dein Wissen getan, ich habe an die liebe Mutter geschrieben und mich bei ihr bedankt, mein Herz ließ es nicht anders zu, ich mußte schreiben, Du wirst doch nicht böse darüber? Der Brief wird nun freilich nicht recht sein, aber bitte die liebe Mutter, daß sie nicht böse auf mich wird, und sage ihr, daß ich es nicht besser kann. Ach, Lieber, wenn Du nur hier wärest und sähest, wie ich mich über das alles freue, aber am meisten freue ich mich, daß die liebe Mutter nicht böse auf mich ist, das macht mich sehr glücklich, denn das hat mich doch mannichmal betrübt.

Im Stillen habe ich darüber nachgedacht. Itzo fehlt mir nichts als Du, mein Lieber, daß ich mich mit Dir freuen könnte und Dir sagen könnte, wie ich Dich immer herzlicher liebe und Du mein einziger Gedanke bist, denn jede Freude ist nur halb, wenn Du nicht dabei bist."

So beglückt war Christiane über die guten Worte der Frau Rat, daß sie öfters darauf zurückkam in ihren Briefen aus dieser Zeit, die ganz besonders schwer für sie war. Zu der Sorge um den geliebten Mann, den sie, wenn auch nicht im aktiven Kriegsdienst, so doch in steter Nähe der Gefahr wußte, kam ihre dritte Schwangerschaft, ihre Einsamkeit in Weimar, und nur die Fürsorge für Haus und Garten und für den kleinen August waren ihr eine Ablenkung.

Darum schreibt ihr Goethe am 3. Juli etwas sorgenvoll aus Marienborn:

„Du bist ein recht liebes Kind, daß du mir soviel schreibst, dagegen sollst du auch gleich wieder von mir einen Brief haben.

Das Wetter war 14 Tage hier eben so schlimm, als es bey euch nur seyn konnte. Erst verfror der Weinstock und dann hatten wir Kälte, Regen, Sturm und mußten unter unsern Zelten viel erdulden. Jetzt ist es desto schöner, nicht gar zu heiß. Besonders sind die Nächte gar angenehm. Wenn wir nur nicht das traurige Schauspiel ansehen müßten, daß alle Nacht die Stadt bombardiert wird und nun so nach und nach vor unsern Augen verbrennt.

Die Kirchen, die Türme, die ganzen Gassen und Quartiere eins nach dem andern im Feuer aufgeht. Wenn ich dir einmal davon erzähle, wirst du kaum glauben, daß so etwas geschehen könne. Tröste dich ja über deine Gurken und sorge recht schön für alles, du machst mir recht viel Freude dadurch. Wir wollen ja aneinander festhalten, denn wir fänden es doch nicht besser. Behalte mich ja lieb wie ich dich. Meine Mutter hat dir geantwortet, es wird dich gefreut haben. Sie denckt gar gut gegen dich. Wenn kein Zwirn bey den Sachen lag, so muß

ich ihn vergessen haben einzupacken, vielleicht liegt er noch zu Haußе bey dem Bügeleisen und andern Sachen.

Wegen des Häußchens habe ich dem Herrn Geh. Ass. Rath Voigt geschrieben. Den Wein kann ich nicht schicken, biß die Hitze nachläßt. Grüße aber indessen den Bauverwalter und sage ihm, daß er ein Fäßchen haben soll. Er mag doch auch mit dem Gärtner ein vernünftig Wort reden, daß nichts stockt.

Nimm dich auch hübsch in Acht, daß du dir und dem Ankommenden nicht schadest, küsse den Kleinen und behalte mich recht lieb."

Am 22. August kam Goethe nach Weimar zurück und ging nur noch für einige Tage wieder nach Jena, wohin Christiane ihm schrieb:

„Ich hoffe recht darauf, Dich wiederzusehen, denn mir ist es ein bißchen ‚kurigos' zu Muthe. Wenn Du aber hier bist, ist es doch besser." Und ein wenig später bittet sie ihn, ihr nur zu schreiben, „wie die Krabskrälligkeit heißen soll, denn einen Taufnamen muß es doch haben." Dieses offenbar von Goethe herrührende Wort scheint die Seelenverfassung während der Schwangerschaft zu charakterisieren und wurde dann auf diese und auf ihre Frucht übertragen. Der erwählte Name, Caroline, wurde nicht lange gebraucht, denn das kleine Mädchen lebte nur vom 21. November bis zum 4. Dezember 1793.

Das Jahr 94 verging fast ganz in stillem Zusammenleben, von einer kurzen Reise Goethes im Sommer unterbrochen. Im Herbst 94 war Schiller zum erstenmal als Gast in Goethes Haus. Vor seiner Hinkunft mußte er mit Rücksicht auf seine schwache Gesundheit allerlei Bedingungen stellen, — er warnte den neuerworbenen Freund, daß er sich an keine Regeln des häuslichen Lebens, an keine bestimmten Stunden zur Mahlzeit binden könne und kam erst, nachdem Goethe ihm völlige Bewegungsfreiheit im Haushalt zugesichert hatte — da schrieb er bei seiner Rückkehr am 29.: „Ich sehe mich wieder hier, aber



Das Bertuch'sche Haus in Weimar (die frühere Blumenfabrik)

mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein ..." Und in diesem ganzen Dankbrief steht kein Wort, kein Gruß an Christiane, die durch ihre Fürsorge es einzig möglich gemacht hat, daß Schiller in Goethes Haus das ihm gemäße Leben führen konnte. Man würde das für einen Zufall halten müssen, wenn es nicht eine Erscheinung wäre, die sich in der ganzen Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe wiederholt. Wir werden noch ausführlicher darauf zurückzukommen haben.

Einen Einfluß auf Goethes Beziehungen zu Christiane hatte das nicht. Wenngleich beide sicher sehr darunter gelitten haben, so kamen sie doch immer nur zu demselben Schluß. Goethe wiederholt ihn in fast jedem Brief; so auch in dem vom 15. Juli 1795: „Lebe wohl und grüße und küsse Gusteln. Adieu, liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts besseres sehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben."

Dieser Brief — aus Karlsbad — enthält auch manches über die „Äugelchen", das Goethe'sche Wort für Liebeleien, und findet für alles den gleichen Schluß: „Von Osten nach Westen, zu Hause am Besten!" Denn zu Hause sind Frau und Kind, die immer inniger mit ihm und untereinander verwachsen. Darüber schrieb Christiane schon am 11. April desselben Jahres nach Jena: „Das Kind hat sein Väterchen sehr lieb, aber das Mütterchen auch!" Und ein kindlicher Stolz drückt sich immer wieder in ihrem Mutterglück aus — sie war ja auch ein Kind und ist es bis an ihr Ende geblieben, ein lebensprühendes Naturkind. — In diesem Jahr, 1795, erwartete Christiane ihr viertes Kind, das von Frau Aja in ihrem Brief vom 24. September im voraus begrüßt wurde:

Lieber Sohn!

Hier kommt der Judenkram — wünsche damit viel Vergnügen! Auch gratulire zum künftigen neuen Weltbürger — nur

ärgert mich daß ich mein Enckelein nicht darf ins Anzeigblättgen setzen lassen — und ein öffentlich Freudenfest anstellen — doch da unter diesem Mond nichts Vollkommnes an zutrefen ist, so tröste ich mich damit, daß mein Häschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist — Küsse mir deinen Bettschatz und den kleinen Augst — und sage letzterem — daß das Christkindlein Ihm schöne Sachen bringen soll.

. . . .

Lebe wohl! grüße alles was dir lieb ist
von deiner treuen Mutter
Goethe.

Am 30. Oktober wurde das Kind geboren, es war ein Knabe, der den Namen Karl führen sollte, und über dessen Geburt und Taufe wir drei Briefe Goethes an Voigt erhalten haben, die vermutlich in den ersten Tagen des November geschrieben wurden: Sie lauten: „Vielleicht wäre es gefällig, heute Abend gegen siebene mit mir ein wenig spazieren zu gehen und über die im Kasten befindlichen Exhibita zu sprechen. — Ich würde dabei einer kleinen Verlegenheit erwähnen, in der ich mich befinde, und mir Ihren freundlichen Rat erbitten."

Der Rat muß nach Wunsch ausgefallen sein, Goethes Bitte wurde erfüllt, denn im zweiten Billet steht: „Um 3 uhr werde ich mich also, ohngefähr in der Gestalt, wie man zu Hofe geht, zur heiligen Handlung tragen lassen, wo ich Sie vergnügt und wohl anzutreffen hoffe. Was die Geschenke betrifft, so werde ich der von Ihnen angezeigten Gradation folgen:

Der Lieberinn einen Laubtaler (Die Hebamme)
Dem Kirchner einen Konventionstaler
Dem Andres einen Gulden
Der Wartfrau einen halben Laubtaler

geben. Weil ich es sonst nicht mit ganzen Stücken zu machen weiß. Leben Sie recht wohl."

Und nach vollendeter Taufe, die Goethe seiner ganzen Ge-

sinnung und der besonderen Situation nach nicht wenig unbequem gewesen sein muß, schreibt er zum drittenmal in dieser Angelegenheit: „Noch danke ich Ihnen herzlich für Ihren Anteil an meinem gestrigen Tag und für alles Liebe und Gute, das Sie mir so ununterbrochen erzeigen. Da ich heute nicht ausgehe, sehe ich Sie wohl gegen Abend bei mir, um einiges zu besprechen."

Auch dieses Söhnlein blieb nicht am Leben.

Wie schwer Goethe und Christiane diesen Verlust empfunden haben, dafür geben Christianens Briefe an Goethe, dafür gibt Goethes Korrespondenz mit Schiller das Zeugnis.

Goethe schrieb an Schiller am 25. Oktober 1795: „Heute komme ich nicht, mein Lieber, aber ich hoffe bald. Jeden Tag erwarte ich einen neuen Weltbürger in meinem Hause, den ich doch gern freundlich empfangen mochte." — Es ist bekannt, daß Goethe in seiner Studentenzeit selbst einen Geburtshelfer-Kursus durchgemacht hatte. — Schiller antwortet: „Zu dem neuen Hausgenossen gratuliere ich im voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns noch am Ende mit einander verschwägern." Goethe geht auf den Scherz ein. „Das Schwiegertöchterchen säumt noch" am 28. Oktober. Am 1. November fragt Schiller an: „Ich bin ungeduldig, wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Das Evenement im Hause ist, wie ich hoffe, glücklich vorbeigegangen." Aber bei alldem wird Christiane nicht erwähnt, Schiller fragt nicht nach ihr und Goethe spricht mit der für ihn charakteristischen Zurückhaltung nicht ungefragt. Am selben Tage teilt er Schiller mit: „Statt eines artigen Mädchen ist endlich ein zarter Knabe angekommen und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen." Als das Kind gestorben war, schickt Schiller am 20. November folgenden immerhin befremdlich

wirkendenden Kondolenzbrief, der doppelt befremdet, wenn man ihn mit dem Brief vergleicht, den Goethes Mutter aus dem gleichen Anlaß am 2. Februar 1796 an ihren Sohn schrieb. „Den Verlust, den Sie erlitten, haben wir herzlich beklagt. Sie können sich aber damit trösten, daß er so früh erfolgt ist und mehr Ihre Hoffnung trifft. Ich könnte mich schwer darein finden, wenn mir mit meinem Kleinen jetzt noch ein Unglück begegnete." Kein Wort, keine Frage nach der Mutter, nach der man sonst bei dergleichen Anlässen zuerst zu fragen pflegt. Wieder könnte man annehmen, daß es ein Zufall, ein absichtsloses Versehen sei, wenn nicht dieser Zufall in dem ganzen Briefwechsel zur Methode würde.

Der Brief von Goethes Mutter lautete: „Daß dem lieben kleinen Söhnchen seine Rolle hienieden so kurtz ausgetheilt war, thut mir sehr leid — freylich bleiben nicht alle Blüthen um Früchte zu werden — es thut weh — aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägts zu Boden was in die Scheuern eingeführt werden soll, das thut noch vil weher — Wenn aber nur der Baum stehen bleibt; so ist die Hoffnung nicht verlohren. Gott erhalte dich — und den lieben August und deine Gefährtin — dies ist mein innigster und herzlichster Wunsch."

Gewiß kann man von einem Freund nicht die Teilnahme einer Mutter erwarten und Goethe hat offenbar nie von Schiller verlangt, daß er freundschaftlich an seinem Leben teilnehme, er hat sich vollkommen mit dem geistigen Austausch begnügt, obgleich er selbst Schiller in jeder Weise entgegenkam und auch von ihm menschlich und freundschaftlich gesucht wurde. Er hat von Schiller nichts verlangt, wo dieser versagen mußte. Und daß er versagte, das können wir aus vielen Dokumenten ersehen, mehr natürlich aus dem, was fehlt, als aus dem, was dasteht.

Schon im Winter 1795 hat Goethe das Ehepaar Schiller zu sich eingeladen, am 18. Februar schreibt er: „Sie könnten

beide bei mir einkehren, oder wenn auch das Frauchen sich lieber wo anders einquartierte, so wünschte ich doch, daß Sie wieder das alte Quartier bezögen. Machen Sie es ganz nach Ihrem Sinne, Sie sind mir beide herzlich willkommen." Schiller antwortet: „Das elende Wetter hat wieder allen meinen Mut mit fortgenommen und meine Türschwelle ist wieder die alte Grenze meiner Wünsche und meiner Wanderschaft. Wie gerne will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, sobald ich meiner Gesundheit ein wenig trauen kann, sollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden sehen. Mich verlangt herzlich danach, und meine Frau, die sich sehr auf diesen Besuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe lassen, ihn auszuführen." Christiane wurde nicht erwähnt, und Charlotte Schiller stieg natürlich nicht in Goethes Haus ab. Hat sie doch auch späterhin, noch 1812, als Christiane längst Goethes rechtmäßig angetraute Gattin war, diese nie anders als die „dicke Hälfte" genannt, auch in den Briefen an die Prinzessin Caroline, an die spätere Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, offenbar ohne sich klar zu machen, wie takt- und geschmacklos eine derartige Äußerung sei.

Wohl kann man sagen, daß wir nicht wissen, was Christiane getan hat, um eine solche Abneigung zu erregen. Aber wir wissen eben gar nichts darüber, haben keine Zeugnisse für irgendwelche Übeltaten ihrerseits überliefert erhalten, und finden, daß unter allen Umständen ein gewisser Mangel an innerer Höflichkeit, an menschlicher Teilnahme sich darin ausspricht, wenn man in solchem Moment kein gutes Wort zu finden vermag. Ein derartiges Verhältnis ist ein Prüfstein, und Schiller hat nicht Probe gehalten. Derselbe Schiller, der im Juli 1796 alle Details über die Niederkunft seiner Frau, über seine Sorgen vorher, seine Freude nach der glücklich erfolgten Geburt eines Söhnchens berichtet, in der selbstverständlichen Sicherheit, bei Goethe warme Teilnahme zu finden. Goethe hat schon vor dieser Geburt Schillers Söhnchen Karl zu sich nach Weimar

eingeladen, um die Freunde zu entlasten, es lag nicht an ihm, daß für den kleinen Schiller anderweitig gesorgt war. Am 13. Juli zur Taufe des zweiten Sohnes schreibt er: „Viel Glück zum guten Fortgang alles dessen, was sich aufs neue Lebendige bezieht. Grüßen Sie die liebe Frau und Frau Gevatterin (Charlotte von Kalb). Zur Taufe hätte ich mich ohngebeten eingestellt, wenn mich diese Zeremonien nicht gar zu sehr verstimmten. Ich komme dafür Sonnabend und wir wollen ein paar frohe Tage genießen. Leben Sie wohl. Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche, mein Ehestand ist eben acht Jahre alt und die französische Revolution sieben Jahre alt." Schiller antwortet darauf nicht, Goethes „Ehe" ignoriert er, dafür berichtet er aber, daß seine Frau nicht stillen kann. Am 30. Sept. oder 1. Okt. 1796 schreibt Christiane dagegen an Goethe in bezug auf die Erkrankung von Schillers Söhnchen Ernst: „Daß Du bei solchen Umständen wenig Freude hast, kann ich mir wohl denken und wenn man weiß, wie wehe es thut, ein Kind zu verlieren, so empfindet man den Verlust mit jedermann. Ist es denn das kleine oder das große? Mir ist es auch gar nicht vergnüglich zu Muthe. Ich dachte mir gewiß, daß Du heute kommen wirst, die kalten Tage und die langen Abende wollen mir gar nicht gefallen. Das Bübchen sagt heute: ‚Ach, du lieber Gott, kommt denn mein Vater wieder nicht?'" —

So bringen für den Freund, der Christianens Existenz so beharrlich ignoriert, beide, Goethe und Christiane, immer wieder Opfer. Auch am 26. März 1797 schreibt Goethe: „Hier schicke ich Dir, mein liebes Kind etwas Geld, damit Du diese Woche versorgt seist. Wie gern käm ich gleich heute zu Dir, denn ich habe hier eigentlich nichts mehr zu tun. Nur möchte ich abwarten, bis Schiller mit einem Stück seiner Arbeit fertig ist, das er mir vorlesen will. Alles andre könnte ich recht wohl in der Nachbarschaft meiner lieben Kinder tun. Ich sehne mich recht, Euch wieder zu sehen und komme vergnügt

zurück, da mir alles nach Wunsch gelungen ist. Lebe recht wohl und behalte mich lieb!"

Das war von jenem Jenaer Aufenthalt im Frühling 1797, als Christiane und August Goethe bis Kötschau begleitet hatten und sie ihm nachher schrieb (am 21. Februar 1797): „Stell Dir vor, wie lieb Dich Deine beiden Hasen haben: Wie Du in Kötschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg Deine Kutsche fahren, da fingen wir alle beide eins an zu heulen und sagten alle beide, es wär uns so wunderlich."

Und Goethe antwortet ihr: „Es war mir neulich auch gar nicht recht, Euch zu verlassen, wir waren, obgleich nicht gesprächig, doch gar wohlbehäglich beisammen ..."

Solche Äußerungen sind typisch und sie widersprechen der Auffassung, Christiane habe nichts anderes vermocht, als für Goethes leibliches Wohl und durch ihr munteres Geplauder für seine Zerstreuung zu sorgen. Mit Menschen, die nur munter plaudern können, ist man nicht „wohlbehäglich" und stille zusammen.

Während dieses Aufenthalts in Jena war in den ersten Tagen des März ein großer Brand in Weimar, über den Christiane an Goethe berichtet und dann sagt: „Du kannst Dir aber auch denken, ich war beinahe todt, und in 2 Minuten war auch schon unsere ganze Stube voll gute Freunde, die mir beistehen wollten. Und in Gedanken wünschte ich nur Dich." Goethe antwortet darauf: „Ich kann denken, wie Du über das Feuer erschrocken bist und bedaure Dich herzlich; doch kann es bei unsern guten Anstalten nicht schaden, wenn manchmal ein kleines Unglück begegnet, damit nur die Aufmerksamkeit nicht einschläft. Ich will aber doch, sobald ich hinüberkomme, die Treppe an Deiner Seite hinaufwärts machen lassen und Hornyen, auf einen solchen Fall, die Sorge für das Museum übertragen; dadurch wärest Du schon einer großen Sorge überhoben."

In diesem Frühling suchte Christiane auch ihren Einfluß zu Gunsten ihres Bruders geltend zu machen. Am 26. Mai schreibt sie: „Nun aber komme ich mit einer Wehklage: Der unglückselige Theaterdichter ist in der größten Noth und Betrübnis. Er bittet sehr, daß Du, Lieber, seinen bestimmten Gehalt von Ostern angehen lassen möchtest, weil er schon Vorschuß bekommen hat. Und wenn daher nichts auf (unleserlich) hat, daß er dann nur etwas auf Johanni herausbekäm, weil er von dem Gelde von der Bibliothek noch sein Fähnichen bei den Juden zu bezahlen hat. Auch bitte er sehr, daß Du ihm etwas bestimmen solltest, denn der Hofkammerrat wäre zwar gut gegen ihn, wenn es aber Geld beträfe, so wär er keines Menschen Freund. Er hat mir im Vertrauen gesagt, daß er schon an ihm gemerket hat, daß er ihm auch den Opernhandel, wenn er seine Besoldung bekäm. Er hat gewiß auch schon welche verhandelt, worunter Kranz, der von meinem Bruder die Hälfte kriegt, auch sehr ärgerlich ist. Kurz, der arme Mann (Narr?) ist sehr betrübt. Ich bitte Dich recht sehr, daß Du Dich seiner ein bißchen annimmst, er verspricht auch, fleißig zu sein. Du wirst Deinen Hasen nicht unerhört lassen. Leb wohl."

Am nächsten Morgen meldet sie ihm: „Ich bin heute noch sehr hasig, aber gestern war ich gar ausgelassen. Spargel schick ich Dir heut nicht, die Frau von Stein hat sich erkundigen lassen, weil Du nicht da warst, ob sie nicht etwas Spargel kriegen könnte. Da habe ich heute 2 Pfund hingeschickt durch das Bübechen. Er wird immer größer und schmeckt gar vortrefflich."

Und Goethe antwortet: „Der Frau von Stein schicke ja von Zeit zu Zeit etwas Spargel und schicke das Kind überhaupt manchmal hin.

Die Angelegenheit, von der Du mir schreibst, will ich besorgen, ich kann wohl einsehen, warum man damit zu langsam ist." ——

So war denn Christiane nicht mehr das „Erotion“ für Goethe, nicht mehr das „Dirnchen“, sie war ihm die „Gattin“ geworden, die Liebe war Ehe geworden — trotzdem weder Schiller noch Frau von Stein sie als solche anerkannten. Aber Goethe, dem das zeremonielle Anerkennen zuwider war, dem die Verhältnisse der Weimarer Gesellschaft und seine besonders schwierige Stellung zum Hofe — Freund eines Fürsten sein, auch wenn es ein Karl August ist, bedeutet selten einen Freibrief, viel öfter ein Joch! — es auch damals nicht gestatteten, fand doch einen Weg, der Frau seiner Wahl die Stellung zu geben, die ihr zukam. Und so nahm er sie mit bis Frankfurt und stellte sie und das Kind seiner Mutter vor, ehe er seine Fahrt nach Schwaben und der Schweiz antrat.

Vorher war er bestrebt, Christianen und das Kind sicherzustellen, indem er sein Testament aufsetzte. Er machte darin August zu seinem Universalerben und gewährte dessen Mutter, die er als seine „Freundin und vieljährige Hausgenossin“ bezeichnete, Zeit ihres Lebens den Nießbrauch alles dessen, was der Testator zur Zeit seines Todes in weimarischen Landen besitzen würde. Zum Testaments-Exekutor und Vormund war C. G. Voigt bestellt, der auch besonders bei etwaigen Veräußerungen mitzuwirken hatte. Voigt sollte auch nach erfolgtem Tode der Mutter Goethes das von Frankfurt her zufallende Erbe in Obsorge nehmen und von dessen Einkünften drei Viertel zum Besten Augusts verwenden, ein Viertel zur freien Disposition von Augusts Mutter stellen. Um dieses Testament aufsetzen zu können, wie Goethe es wollte, brauchte er die Einwilligung der Frau Rat, die denn auch im Brief vom 5. Juni 1797 eintraf.

Nach all diesen Vorbereitungen wurde endlich die Reise angetreten, die Goethe ursprünglich bis Italien führen sollte, die dann teils um der kriegerisch-gefährlichen Zeitläufte willen, teils wohl in Rücksicht auf Christianens Angst und Einsamkeit auf die deutsch-sprechenden Lande beschränkt wurde.

Bis kurz vor Frankfurt reiste die Familie zusammen, dort trennte sie sich, Goethe eilte voraus, wohl um die Mutter auf den Besuch seiner Angehörigen vorzubereiten. Sein Tagebuch verzeichnet: „3. August: Morgens 8 uhr in Frankfurt, abends 8 uhr kamen die Meinigen an. 4. August: Mittags mit meiner Mutter und den Meinigen in dem Schwanen gegessen. 7. August: Mittags im Schwanen. Fuhren die Meinigen um 3 uhr fort.“ An seinen Freund Heinrich Meyer, den „Kunschtmeyer“, berichtet er am 5. August: „Ich will Ihnen, mein Lieber Freund, nur geschwind vermelden, daß ich in Frankfurt glücklich mit den Meinigen angekommen bin. In diesen ersten Tagen bin ich nur beschäftigt, diesen Fremdlingen alles zu zeigen, da sie Montag den 7. schon wieder abreisen... Für heute nichts weiter, denn ich bringe keine Ideen zusammen. Sobald meine kleinen Hausgenossen weg sind, und ich mich nun von allem rückwärts noch mehr abgelöst fühle, so schreibe ich weiter.“

Für diese Rückreise, die Christiane allein bewerkstelligen mußte, hatte Goethe insoferne vorgesorgt, als er einen Paß beschafft hatte, der auf Frau Vulpius und Sohn lautete. Und ohne besonderes Abenteuer oder Gefahr, wie ihre eigenen zum Teil recht launigen Berichte an Goethe mitteilen, kam Christiane glücklich mit ihrem August nach Weimar zurück. Diese große Reise war nach mehreren Richtungen bedeutungsvoll. Erstens ist eine erste weitere Reise für jeden empfänglichen Menschen von großem Gewicht, besonders wenn sie in reiferen Jahren unternommen wird, dann aber gewann Christiane bei ihrem Frankfurter Aufenthalt sich recht das Herz der alten Frau Rat, das beweist deren Brief vom 24. August, in dem es heißt:

„Liebe Freundin!

Das Vergnügen so ich in Ihrem Lieben traulichen Umgang genossen macht mich noch immer froh — und ich bin meinem Sohn vielen Danck schuldig daß Er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurtz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und hertzlich war sie doch — und die Hoff-

nung Ihnen meine Liebe einst auf längre Zeit bey mir hir zu sehen erfreut mich zum voraus — Da wir nun einander kennen; so wird die Zukunft immer vergnügter und besser vor uns werden — behalten Sie mich in liebevollem Andencken — und von meiner Seite glauben Sie das nehmliche." Und den Frau Rat mit den Worten schließt: „Leben Sie wohl! Dero treue Freundin und Mutter Goethe."

Das beweist auch der Brief von Goethe vom 25. August aus Frankfurt, in dem er schreibt: „Künftig, meine Beste, wollen wir noch manchen Weg zusammen machen. Meine Mutter hat Dich recht lieb und lobt Dich und freut sich des Kleinen!"

Aber wichtiger ist die Stellung, die Christiane bei Goethe gewann, und deren er sich wohl in dieser Zeit noch klarer bewußt wurde als zuvor. Am 9. August schreibt er ihr schon aus Frankfurt: „Ich bin euch immer in Gedanken nachgefolgt und gestern Abend in der Müllerin, die mir nur teilweise Vergnügen gemacht hat, dachte ich oft, daß Ihr nun ruhig in Schlüchtern sitzen würdet. Ich verlange recht sehr zu hören, wie Ihr Eure Reise zurücklegt, und hoffe das Beste. Eure Briefe von Hanau haben mir viel Freude gemacht, sage dem Kleinen, daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will, wie er nun immer besser schreibt. Ich habe angefangen, einiges zu überlegen und zu diktieren, aber es wird ganz unmöglich sein, in dieser Wohnung etwas zu arbeiten, ich will noch etwa 8 Tage zusehen und dann irgend einen Entschluß fassen. Wenn Du wieder stille zu Hause bist, so wirst Du erst recht gewahr werden, was für eine Menge Gegenstände Du gesehen hast."

Wir können es begreifen, daß Christiane, die eben eine ihr ungeheuer erscheinende Reise zurückgelegt hatte, — denn es war ihre erste, und ihre erste große Verantwortlichkeit für sich und ihr Kind — davor schauderte, den Geliebten auf einer gefahrvollen Fahrt nach Italien zu denken, überhaupt nur daran zu denken, daß er sich noch weiter von ihr entfernen könnte.

Sie schreibt am 18. August: „Wenn ich mir es gleich schon lange vorgestellt habe, daß Du reisen würdest, so ist es mir doch heut, als ich Deinen Brief erhalte, sehr schwer aufgefallen. Ich und das Kind haben beide sehr geweint. Es soll nach der Schweiz auch wegen des Krieges übel aussehen. Ich bitte Dich sehr, schreibt mir nur bald. Und wenn Du in der Schweiz bist, laß mich auch immer etwas von Dir hören, und ich bitte Dich um alles in der Welt, gehe itzo nicht nach Italien! — Du hast mich so lieb, Du läßt mich gewiß keine Fehlbitte thun. Was mich die Menschen ängstigen, daß Du nach Italien gingest, das glaubst Du gar nicht; dem einen hat es der Herzog selbst gesagt, das andere weiß es von Dir gewiß, ich will gar keinen Menschen mehr sehen und hören. Lieber, Bester, nimm mir es nicht übel, daß ich so gramsele, aber es wird mir diesmal schwerer als jemals, Dich so lange zu entbehren; wir waren so aneinander gewöhnt."

Goethe ist bemüht, sie zu beruhigen. Am 24. August schreibt er ihr:

„Vor allen Dingen muß ich dich bitten, mein liebes Kind, daß du dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und dir nicht die guten Tage verdirbst, die du haben kannst. Du hast dich mit deinen eigenen Augen überzeugt, daß ich in meiner hiesigen Lage nicht würde arbeiten können, und was sollte ich sonst hier thun? da das allgemeine der Stadt bald beobachtet ist und ich kein besonderes Verhältnis weder habe noch haben mag. Die Jahreszeit ist so schön, daß man schon den täglich beneidet, den man zum Thor hinaus fahren sieht.

Du weißt überhaupt und hast auf der letzten Reise gesehen, daß ich bey solchen Unternehmungen sorgfältig und vorsichtig bin, du kannst leicht denken, daß ich mich nicht mit heiler Haut in Gefahr begeben werde, und ich kann dir wohl gewiß versichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für dich und laß die Menschen reden was sie wollen, du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt

und hetzt, als tröstet und aufrichtet. Halte gut Haus und richte dich so ein, daß du mich entweder empfangen, oder auch vielleicht wieder zu mir kommen kannst. Du hast bey deiner kurzen Abwesenheit gesehen wie sich deine Leute betragen haben und was du allenfalls für Einrichtungen machen müßtest, wenn du länger wegbleiben solltest. Sorge ja für das Kind und rede mit dem Doktor ab, was man allenfalls künftig auf der Reise thut, wenn das Übel wiederkommen sollte.

Ich bin recht wohl zufrieden, daß du dir die goldenen Schnuren anschaffst und dich recht hübsch herausputzest, auch liegt ein Blättchen an Herrn Zapf bey, laß es von deinem Bruder ordentlich siegeln und überschreiben.

Auch für einen Eimer Markobrunner 81er für den Bauverwalter ist gesorgt, wovon du Nachricht geben kannst, es ist ein excellenter Wein, ich habe ihn gestern ausgesucht. Ich werde ihn unter meiner Adresse und um mehrerer Sicherheit willen unfrankiert schicken, du übergibst dem Bauverwalter gleich den Wein und bezahlst die Fracht, Accis und Tranksteuer.

Hierbey liegt auch eine Anweisung auf 200 Thaler, die du bey Herrn Geheimde Rath Voigt auf Michael erheben kannst.

Ich lege dir auch Preise von verschiedenen Victualien bey, wie sie hier gegenwärtig bezahlt werden, du wirst dich freuen, daß du in deiner Küche nicht so theure Waaren brauchst.

Die gute Mama schickt dir eine sehr schöne Tasse und noch einiges Zuckerwerk für's Kind und dich, laß dagegen sogleich durch deinen Bruder wenn du es selbst nicht finden kannst, Hufelands Buch über das lange Leben, in 2 Bänden in meiner Bibliothek suchen und schicke es ihr mit einem dankbaren heiteren Briefe. Laß auch den Kleinen schreiben, denn sie ist gar zu gut gegen euch gesinnt.“ Man kann aus dem Brief ersehen, wie wohl es ihm tut, die Geliebte von der Mutter anerkannt zu wissen, und wie er bemüht ist, Angst und Sorge zu zerstreuen.

Aus eben diesem Gefühl inniger Vereinigung und Für-

sorge ist auch der Brief entsprungen, den Goethe am 11. September aus Tübingen an Christiane schreibt. Es liegt eine tiefe, warme Anerkennung und Zuneigung in jedem Wort:

„Ob ich mich gleich langsam von dir nur immer entferne, so will ich dir doch um desto geschwinder wieder schreiben, damit du niemals an meinen Nachrichten Mangel hast, denn der Brief, wenn er nur einmal abgeschickt ist, geht doch immer seinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, dir zu sagen, daß ich immerfort an dich denke. Je mehr ich neue Gegenstände sehe, desto mehr wünsche ich sie dir zu zeigen, du würdest finden, daß überall grader Verstand, gute Wirtschaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuständen ausmacht, und du würdest noch einmal so gern mit mir und in dem meinigen leben, wenn du die Art zu seyn so vieler Menschen gesehen hättest. Besonders wünschte ich, daß du die große Fruchtbarkeit, Feld, Wein und Gartenbau, die mich bisher immer begleitet haben, hättest mit ansehen können.

Ich bin nun jetzt wieder in einem höheren Lande, wo alles weniger gedeiht, und auf meinem Wege nach der Schweiz werde ich nicht wieder in solche fruchtbare Gegenden kommen als ich verlassen habe, aber bey allem diesem werde ich deiner gedenken und werde dir um so lieber etwas davon sagen, als du auf deiner Reise nach Frankfurt schon einige Idee von dem sonderbaren Wechsel erworben hast, dem Berge und Flächen unterworfen sind, und wie die Höhen, sowohl wegen ihrer rauheren Luft als ihrem weniger guten Boden nicht zu der Fruchtbarkeit als glücklich gelegene Thäler gelangen können.

Von Menschen habe ich manche kennen lernen, deren Umgang ich auch dir wünschte, und von den übrigen angenehmen Zuständen als künstlichen Gärten, Theatern usw. habe ich manches gesehen, wobey du eben wie bey dem Frankfurter Theater dich verwundern würdest, weil du schon eben was besseres wenn gleich nicht so großes und weitläufiges kennst.

Mein einziger Wunsch bleibt immer, daß ich mit dir und

dem Kinde, wenn seine Natur ein bißchen mehr befestigt ist, und mit Meyern noch einmal eine schöne Reise thun möchte, damit wir uns zusammen auch auf diese Weise des Lebens erfreuen mögen.

Hier bin ich bey Herrn Cotta sehr gut aufgehoben, die Stadt selbst ist abscheulich, allein man darf nur wenige Schritte thun um die schönste Gegend zu sehen. Die Stadt liegt auf einem Bergrücken zwischen zwey Thälern, und hat um sich herum viel Fruchtbarkeit, wenn diese auch gleich dem untern Lande nachsteht.

d. 12. Sept.

Ich höre durch Herrn Geheimde Rath Voigt daß du in den letzten Tagen des August eine doppelte Sorge und Angst gehabt hast, indem der Kleine krank war und das Feuer die Scheunen vorm Erfurter Thor verzehrte. Ich kann mir vorstellen, wie sehr du in beyden Fällen gelitten hast, und weiß daß du mich in diesen Augenblicken hundertmal zu dir gewünscht hast. Ich höre zu meiner Beruhigung daß der Kleine wieder auf gutem Wege ist, grüße ihn herzlich und halte ihn aufs beste. Herr Eisert mag auch in Absicht aufs Lernen mit ihm nur spielen und die Zeit hinzubringen suchen, damit er bald wieder zu Kräften komme.

Ich sehe der Zeit mit Sehnsucht entgegen, da ich euch wieder antreffe und durch meine Gegenwart vollkommen beruhigen werde. . . . (Adresse, usw.) . . .

Nun muß ich dir zum Schlusse auch noch mit eigener Hand sagen: wie sehr ich dich liebe, und wie sehr ich wünsche bald wieder an deiner Seite zu seyn. Behalte mich lieb, wie ich dich, damit wir uns herzlich mit Freuden wieder umarmen werden. Küsse den Kleinen tausendmal."

Der Natur der Dinge gemäß konnten diese Gefühle inniger Zuversicht und Liebe nur wachsen, selbst wenn Goethes entzündbares Gemüt zeitweilig sich anderen Frauengestalten zuwandte. Diese Entwicklung wurde noch unterstützt durch die

immer stärker erprobte Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit von Christianens Bruder. Im letzten Sinne Freund, wie es Heinrich Meyer, wie Schiller und später Zelter, jeder in anderer Weise, für Goethe war, wurde Christian August Vulpius natürlich nie für Goethe, aber er war ihm ein zuverlässiger brauchbarer Beamter, den zu fördern er sich angelegen sein ließ, für den er manchen Beweis der Anerkennung und des Vertrauens hatte und den er auch als Theaterdichter beschäftigte. Als Beleg hierfür erwähne ich die „Annalen", die oben angeführten Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane, und einen Brief Goethes an Voigt, der vom 18. April 1798 datiert ist und beweist, wie Goethe bei aller Wahrung der Distanz seinen Einfluß für den Bruder Christianens geltend machte.

Dann vergingen wieder Jahre ohne bedeutende äußere Ereignisse für Christiane, in denen sie oft auf die Anwesenheit des Geliebten verzichten mußte, wenn ihn amtliche und eigene private Arbeiten in die Nachbarschaft Jena oder auf andere Reisen führten.

Um so reicher waren solche Zeiten an inneren Erlebnissen, die Goethe und Christiane einander immer näher führten; immer mehr fühlte er sich als ihr Gatte. Schon 1796 wird berichtet, daß die Stein von Lottchen Schiller vernommen habe, Goethe habe einmal dem eben abgereisten Grafen Geßler zum Heiraten zugeredet, und auf die Frage von Körners Schwägerin, warum er selbst nicht heirate, geantwortet: „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie!" Aber das half nicht viel nach außen hin. Es ist übrigens für Weimar und Weimarer Art charakteristisch: was Goethe zum Grafen Geßler und zur Schwägerin Körners sprach, das berichtet Schillers Gattin schleunigst weiter an Frau von Stein, und diese erzählt es wieder weiter und so entstehen die Weimarer Romane aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Das echte typische Kleinstadtleben, noch



Goethe: Die schlafende Christiane

verschärft durch den kleinen Hof, der Mittelpunkt und Probierstein für alles Geklätsch und Geträtsch und für seine Wirkung war. Zu jener Zeit hätte Goethe, selbst wenn er die „Zeremonie nicht verabscheut" hätte, nicht heiraten können, wollte er sich nicht selbst vom Hofe verbannen. Und er hatte es nicht nötig. Christiane verlangte es nicht von ihm, sie suchte die Gesellschaft nicht, und wußte sich ihrer zu erwehren, wenn sie ihr zu nahe kam. Und das Verhältnis hatte sich so allmählich gewandelt und vertieft, war immer inniger, zärtlicher und ehelicher geworden, daß es unmöglich ist — wie bei jeder gesunden Entwicklung — Marksteine dafür anzugeben. Man kann kaum einzelne Briefe als charakteristische Merkmale erwähnen. So etwa den von der Schweizer Reise vom 23. Sept. 1797 aus Zürich:

„Ich habe nun endlich glücklich diesen Ort erreicht und bin mit Meyern sehr vergnügt und zufrieden bey den Seinigen, in einem sehr reinlichen und artigen Hause umgeben von einer ganz herrlichen Gegend. Wie es mir seit Tübingen ergangen ist, erfährst du in der Beylage. Ich wünsche nichts sosehr als daß ich dir dereinst und dem Kleinen die schönen und herrlichen Gegenstände auch zeigen könnte.

Von dir habe ich seit langer Zeit nichts gehört, wahrscheinlich stocken deine Briefe, weil sie bisher über Frankfurt gegangen sind, irgendwo, desto regelmäßiger wirst du die meinigen empfangen haben.

Durch Herrn Geheimderath Voigt habe ich vernommen daß der Kleine krank und auf der Besserung war, heute schreibt mir Herr Hofrath Schiller daß das Kind wieder völlig hergestellt sey, sein Brief ist vom 7. Sept. ich bin also hierüber beruhigt, da ich vermuten kann daß das Außenbleiben deiner Briefe nur etwas Zufälliges ist...

Wenn alles geht wie sich jetzo vermuten läßt, so sind wir vielleicht schon Ende Okt. wieder in Frankfurt, worüber du wohl ganz zufrieden seyn wirst. Halte daher alles aufs beste

zurecht, es soll dagegen auch, da wir einmal im Lande der Mousline sind, an einem hübschen Kleide von dieser Art nicht fehlen. Das beste wird aber doch seyn, daß wir wieder zusammen kommen und einander in Freude und Leid beystehen können.

Nun muß ich dir noch mit eigner Hand einiges hinzufügen und dir sagen: das ich dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe und daß ich nichts sehnlicher wünsche als daß deine Liebe zu mir sich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt schon möchte ich lieber bey dir zurück seyn, dir im grünen Alcoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühstück aus deiner Hand empfangen. Auch ist unser Plan gemacht bald zurückzukehren und wonicht Ende Octbr. doch Anfang Nov. in Franckfurt zu seyn. Diese Nachricht wird dich gewiß erfreuen und noch mehr wirst du dich vergnügen, wenn du uns wieder bey der guten Mutter weißt, von da aus wir in wenigen Tagen bey dir seyn können. Sage aber niemandem noch davon und lasse die Leute im ungewissen ob und wann ich komme. Dencke meiner und mache nicht zuviele Aeugelchen, am besten wäre es du machtest gar keine, denn es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges vorgekommen. Dagegen wird nur an dich gedacht und ein schönes Musselin Kleid ist im Handel. Lebe wohl. Küsse den Kleinen den ich wieder recht wohl anzutreffen hoffe. Grüße Ernestinen und die Tante. Behalte mich lieb und bereite alles schönstens zu unserm Empfang...

Heute erhalte ich einen Brief von G. R. Voigt vom 11ten der mir schreibt daß Gustel ihn wieder besucht hat und wohl und artig ist. Ich bin dadurch recht getröstet und erfreut ob ich gleich noch keinen Brief von dir habe."

Oder am 30. Oktober aus Tübingen schreibt er ihr und fühlt sich dabei ganz als gebender Hausvater: „... Wenn ich nun noch einigen Aufenthalt hie und da dazu rechne, so können wir

in der Mitte November wohl bei Dir sein. Das ist Dir ja wohl ganz recht, Deinen Freund sobald wieder zu sehen. Ich kann aber auch wohl sagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich so lieb, wie ich Dich. Ich freue mich unaussprechlich, Dich wiederzusehen."

Das sind Antworten auf Briefe Christianens, wie etwa folgender vom 2. Oktober 1797: „Kurz, wenn Du nicht da bist, ist es alles nichts. Und wenn Du nach Italien oder sonst eine lange Reise machst und willst mich nicht mitnehmen, so setze ich mich mit dem Gustel hinten darauf, denn ich will lieber Wind und Wetter und alles Unangenehme auf der Reise ausstehen, als wieder so lange ohne Dich sein. Es ist als wär es gar nicht möglich. Im Hause ist alles in Ordnung, Du magst kommen des Tages oder die Nacht. Und der gute Meyer soll auch alles auf das beste finden. Komm nur bald und habe mich so lieb, wie ich Dich haben will."

Die Sicherheit ihrer Liebe nahm immer mehr zu. Fast übermütig in seiner Zärtlichkeit wird ihr Ton, wenn sie am 22. Mai 1798 nach Jena schreibt: „Nun, mein allerbester, superber, geliebter Schatz, muß mich ein bißchen mit Dir unterhalten, sonsten will es gar nicht gehen. Erstens muß ich Dir sagen, daß ich Dich ganz höllisch lieb habe und heute sehr hasig bin; zweitens, daß ich am Montag meine Wäsche aufgeschoben habe wegen des üblen Wetter und erst heute Nacht gewaschen wird und ich sehe zu meinem großen Vergnügen, daß das Wetterglas steiget ..." So berichtet sie weiter, allerlei bunten Kleinkram, und schließt dann: „Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allersuperbester auch ein Laubtalerchen an mich wenden wird, weil ich so ein großer, tugendhafter Schatz bin. Für heute Abend leb wohl, morgen ein Mehres!"

Und mußte sie nicht sicher sein? Erhielt sie nicht die Beweise dafür, daß Goethe zu den seltenen Männern gehörte,

die auch in der Ehe Liebhaber blieben? Immer noch, nach zehn Jahren hat das Heimlichtum, das Verborgenhalten seiner Liebe, nicht den Reiz für ihn verloren. Am 21. Juni 1798 schreibt er ihr von ihrem Gute in Roßla: „Da ich keine Reitpferde bekommen konnte, so mußte ich von Jena herüberfahren, der Weg ist aber so abscheulich, daß ich ihn nicht zurückmessen mag, deswegen will ich Sonnabends von hier auf Weimar fahren und dich heimlich besuchen, Du mußt aber gegen niemand nichts merken lassen, ich werde eher spät als frühe kommen. Die jenaischen Pferde holen mich ab, der jenaische Wagen ist hier stehen geblieben, Du hast also für weiter nichts zu sorgen, Sonntag früh fahre ich wieder nach Jena und Du fährst nach Roßla, wir können indes doch alles Vorgefallne besprechen, welches zu mancherlei nütze ist." Und am 22. schreibt er noch: „Doch bleibt es dabei, daß ich morgen abend komme, laß nur den Garten auf, ich lasse Geisten durch die Stadt fahren."

Warum also die freie Ehe, die ein so starkes inneres Band war, in eine andere verwandeln? Was wäre dadurch erreicht gewesen? Der Weimarer Hof hätte Christiane damals nicht anerkannt, die Herzogin Luise dachte zu streng in den Fragen des Anstands und der Sitte, um diese höhere Sitte begreifen zu können. Die Weimarer Damen konnten nicht verzeihen, daß Goethe das einfache Bürgermädchen einem gebildeten und vornehmen Stern aus ihrer Mitte vorzog, — und der Herzog verlangte keine Legitimierung seines Patenkindes. Der betrachtete die Dinge vom natürlich-menschlichen Standpunkt und hatte nichts für und nichts wider die Verbindung, die sein Freund und Minister eingegangen war. Der Herzog war selbst ein zu freier, zu selbständiger Mensch, um anderen in ihr Privatleben dreinreden zu wollen. Charakteristisch hierfür sind seine Briefe an Knebel, der ja auch nicht immer den vorgeschriebenen Weg des Hofmannes wandelte, und der bei gewiß völlig anderen Voraussetzungen dieselben Widerstände der Weimarer Gesellschaft zu besiegen hatte, die auch Goethe entgegenstanden. Als

er Anfang 1798 sich mit Frl. Rudorff, der Hoffängerin der Herzogin Anna Amalia, verheiraten wollte und die ganze Angelegenheit mit der ihm eigenen ein wenig sonderbaren Rücksichtslosigkeit anpackte, da skandalisierte sich ganz Weimar nicht weniger, als es bei Goethes Verhältnis der Fall war, obgleich es sich um eine legitime Ehe handeln sollte. Knebels Brief an den Freund ist charakteristisch genug, um aufgenommen zu werden:

„Indeß befestigt sich mein Schicksal; denn da meine Schwester gegen alle meine Vorstellungen, Gründe, Zurechtlegungen, taub und unerbittlich geworden ist, und mit unnatürlicher Härte alles von sich stößt, so bin ich hinfort meiner Sorge um sie quitt, und genötigt mein Leben auf meine eigene Art zu suchen. Es ist unglaublich, was der Parthеygeist, der doch hier offenbar im Spiele ist, zu wirken vermag, denn eine Schwester, die ich von ihrer Wiege an getragen, gehoben und geleitet, die ich nie durch meine Schuld in eine Verlegenheit gesetzt, mit der ich nicht nur was ich hatte und vermochte theilte, sondern ihr alles freywillig und gefällig zuerst darbrachte, diese kann nun nach dem Verlauf von vierzigjähriger unablässiger Sorgfalt für sie, an dem Orte selbst, wohin ihr meine zärtliche Sorgfalt folgte, um solcher Ursache willen mich zugrunde zu richten und mein übriges Leben zu vergiften drohen. Es sey; denn es wird hoffentlich nicht gelingen: aber schrecklich ist das Betragen der Weiber und Närrinnen in Weimar, die bei der Nachgiebigkeit und der schwachen Repräsentation unseres Geschlechts, zumalen bey Hofe, in W. in den närrischen Dünkel verfallen, wodurch sie die Tage eines rechtschaffenen Mannes betrüben können. Diese lächerlichen gebieterischen Hagestolzinnen scheinen es zum Gesetz machen zu wollen, daß man ohne sie nicht leben dürfe, ob sie gleich nichts zum eigentlichen Glück des Lebens beytragen, und wie die alten Tanten im Tom Jones verdammen sie jedes junge gefällige Mädchen mit einer abscheulichen Richtersprache und möchten in ihrer Wuth den Keim alles Lebens vernichten. Der schwache und zweydeutige Charakter der

meisten Herren in Weimar unterstützt noch ihre Bosheit. Sogar Herder und seine Frau haben sich bey dieser Sache schwach, heuchlerisch und zweydeutig bezeigt."

So erbittert wurde Knebel, daß er selbst das Verhalten seiner sonst so geliebten Schwester Henriette, die durch Goethes Vermittlung Hofdame der Herzogin Anna Amalia geworden war, mit diesen scharfen Worten rügte. Goethe antwortet ihm hierauf am 12. Januar 1798:

„Ich wünsche dir Glück zu deinem Entschluß, denn in solchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig als sich zu einer oder der andern Aufopferung zu entschließen, und zu einer solchen Wahl kann sich der, den es trifft, doch immer nur zuletzt selbst bestimmen. Nimm es daher mit denen nicht zu genau die als bloße Zuschauer dir theils zu heftig widerstrebten theils zweifelhaft waren was und wie sie mitwirken sollten; bey noch so verschiedener Ueberzeugung hat doch jeder nur dein Bestes, freylich auf seine Art und Weise gewünscht, und nichts kann deinen Entschluß besser rechtfertigen als dein künftiges Glück."

Wie ruhig, wie abgeklärt und resigniert ist Goethes Antwort; selbst in diesem Fall, wo er doch gewiß in eigner Sache hätte mitreden und mitschelten können, vermag er auch die Berechtigung der anderen Seite anzuerkennen und läßt sich zu keiner scharfen Äußerung hinreißen. Am 31. Januar schreibt er über die Angelegenheit an Schiller: „Dieser Freund (Knebel) ist nun wieder in Ilmenau angelangt, seine Schöne wird in wenig Tagen abreisen, um ihm das Joch der Ehe auf den alten steifen Nacken zu legen. Da ich ihm herzlich gut bin, so wünsche ich ihm zu diesem Unternehmen das möglichste Glück." Und Schiller wird durch seine Antwort wieder völlig charakterisiert: „Nach allem, was von der unparteiischen Welt geurteilt wird, dauert mich unser Freund Knebel sehr, und ich fürchte, das Joch wird seinem Nacken nicht sanft aufliegen." Wieder richtet sich Schiller nach dem Urteil der „unparteiischen Welt", die von den Weimarer Damen gebildet wird, und scheint es sich nicht

klar machen zu können oder klar machen zu wollen, daß diese in zweifelhaften Fällen lieber verdammt als prüft.

Knebel selbst war sich klar über das, was er tat, er schreibt Goethe am 17. Februar 1798:

„Den 9. dieses habe ich mich bei Bergrat Voigt mit Louisen trauen lassen, die tags zuvor spät in der Nacht hier ankam, da sie den Wagen im Walde zerbrochen hatten. Ich nahm dieses als letztes Zeichen des bösen Geistes, der uns bisher so tückisch verfolgt hatte. Seitdem bin ich glücklich, froh und heiter, und sie ist es auch. Mehr will ich nicht sagen; aber ich hoffe, es soll sich fernerhin bestätigen. Ich habe immer ein zartes gutes Gefühl und einen gesunden Sinn bei einem Weibe für das angesehen, was zum Glück eines Mannes durch sie hinlänglich sei. Für die andern hohen Naturen habe ich keinen rechten Sinn mehr, und ich bin neuerer Zeit immer mehr abgekommen, das eigentlich Moralische, das aus einer höheren Ansicht der Dinge und einer Vergleichung und Ähnlichstellung unserer Natur mit derselben sich herleitet, auf die weibliche Natur zu passen . . . Was nicht durch einen natürlichen guten Instinkt bei ihnen gewirkt wird, hat für mich keinen Wert mehr — es sei denn Fleiß und Lebensgeschäfte . . ."

Und darauf antwortet Goethe wieder am 26. Februar aus der Erkenntnis heraus, die ihm sein eigenes Leben gebracht hat:

„Zu der Bestätigung deines häuslichen Glücks durch die gesetzlichen Formen empfange hier abermals meine besten Wünsche. Es ist freylich so um vieles sicherer als wenn man erst seine Zufriedenheit von den Formen erwarten soll."

Er selbst war auch um soviel sicherer geworden, weil er die Zufriedenheit ohne Gesetzesformen gefunden hatte. Am 16. Juli desselben Jahres kam er nochmals auf das Thema zurück, er schrieb an Knebel: „Was Dein Häusliches betrifft, so wünsche ich Dir das Beste. Was wir nicht meistern können, in der Stille abzuwarten und sich ums Publikum so wenig als möglich zu bekümmern, ist, was ich am probatesten gefunden habe."

Die selbstbestandenen Prüfungen mögen es denn auch gewesen sein, die Knebel die Freiheit des Geistes gaben, Goethes Verhältnis zu Christiane mit gerechten Augen anzusehen. Darum konnte er auch nach Christianens Tod an Goethe schreiben:

„Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gattin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältnis zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, daß uns allen bevorsteht, losreißt und teilt? Der Schmerz ist groß, aber wir sind nach den Gesetzen der Natur unsere Erhaltung schuldig. Bedenke dies jetzt und suche Dich von dem Uebel soviel möglich zu trennen . . . Lebe wohl, mein Lieber, und lasse Dich Dein Gemüt erheitern! Meine Frau, die die Deinige in Wahrheit geliebt und geschätzt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel teilnehmendes sagen."

Und seine Frau ist fast die einzige Dame der Weimarer Gesellschaft, die Christianen herzlich nahe stand und deren liebevolles Urteil über diese uns überliefert ist. Wenigstens berichtet Frau Both vom 20. August 1820, also vier Jahre nach Christianens Tod, von einem Nachmittag, den sie und ihr Mann im Hause Knebels mit Goethe zusammen verleben durften. Und sie erzählt, was Frau von Knebel vor Goethes Erscheinen über diesen geäußert, um Frau von Boths Schüchternheit Goethe gegenüber ein wenig zu zerstreuen: „Er ist außerordentlich liebenswürdig, wenn er in guter Laune ist," sagte Frau von Knebel, „doch ist er auch zuweilen verstimmt und dann sehr einsilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm ist; doch ist das nicht grade oft der Fall." Sie kam dann auf Goethes verstorbene Frau (erzählt Frau Both), die sie sehr lobte. „Ich (Frau Both) sagte ihr, daß ich früher kein so günstiges Urteil über sie gehört hätte." „Die Frau ist sehr beneidet worden," antwortete sie (Frau von Knebel), „und deshalb viel

angefeindet und verläumdet." „Sie sagte mir nun, daß diese Frau einen vortrefflichen Charakter, das beste Herz gehabt habe, daß sie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach seiner Eigentümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie ihm gegenüber nie an sich selbst gedacht habe, sondern immer nur bemüht gewesen sei, es ihm angenehm und behaglich zu machen." „Dabei hatte sie," sagte Frau von Knebel, „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohltuend auf ihn zu wirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau," fügte sie hinzu, „aber sie hatte sehr vielen natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müsse, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke." Frau von Knebel sagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte, und wie er auch jetzt noch immer ihren Verlust nicht verschmerzen könne."

So glücklich die Ehe zwischen Goethe und seinem „kleinen Hausschatz" auch war, ganz ohne Zwistigkeiten ist es dabei doch nicht abgegangen. Vermutlich sind sie durch Klatsch und böswilliges Gerede hinzugetragen worden, denn anders wäre eine Briefstelle, wie die in Christianens Brief vom 16. Juli 1798 aus Roßla nicht zu erklären: „Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz, ich habe hier alles sauber und in der besten Ordnung gefunden und die Schätzchen sind sehr vergnügt. Nur mit mir will es nicht recht gehen; zumal wenn ich so vor mich allein bin, da mache ich mir noch allerlei Gedanken. Ich bitte Dich nur, Lieber, nicht anders als sonst von mir zu

denken und mich nur lieb zu haben. Das ist mein einziger Wunsch!"

Und auf Ähnliches mag sich Goethes Brief vom 8. August 1798 zu Christianens vermeintlichem Geburtstag beziehen, in dem es heißt: „Mache Deine Sachen in Ordnung und gehe sodann nach Roßla (das Gut, das Goethe gekauft hatte, das bald wieder verpachtet wurde) und erfreue Dich an den ländlichen Beschäftigungen. Es ist recht gut, wenn Du alles näher kennen lernst. Betrübe Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! Die Menschen sind nicht anders gegeneinander, im Großen, wie im Kleinen. Denke, daß ich Dich liebe und daß ich keine andere Sorge habe, als Dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen, es wird mir ja das auch, wie so manches andre gelingen. Tue nur jeden Tag das Nötige, weiter bleibt uns in guten und bösen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, solange wir beisammen sind. Ich will mit allem Fleiße sorgen, daß ich das Nötigste wegarbeite, dann sehen wir uns wieder. Lebe recht wohl, grüße den lieben Gustel und behalte mich lieb."

Man hat ihr aber oft übel mitgespielt, und wenn sie sich auch ihrer Haut zu wehren wußte, so litt sie doch nicht weniger darunter. Dafür ist ein Brief vom 22. November 1798 bezeichnend, in dem es heißt, in Christianens charakteristischer Schreibweise, die so sehr an die der Frau Rat erinnert:

„Izo gehen bey uns die winder Freuden am und ich will sie mir durch nichts lassen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb sorge für mein Pübgen und halte mein Haußweßen in ornug und mache mich lustig. Aber sie könn ein gar nicht im Ruhe lassen vor gestern in Commedi komd Meißel und fracht mich onne Umstände ob es wahr wahr daß du heuerahts du schafftes dir ja schon Kusse und Pehrde am ich wurde dem

auchenblick so bößе daß ich ihm ein recht Malisieses Amword gab und ich bin über zeug der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke so habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein schlimmer traum dem muß ich dir wen du kommst erzeälen ich habe dabei so geweind und laut geschrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganze Kopfküssen naß ich bin sehr froh daß es nur ein Traum wahrt. und dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden. Es giebt Recht Gudes Eis und ich will wieder Schridschu fahren und morgen wollen wir mit auf den Schliden nach Kedschau faren ich Ernesdien die Madsick (die Schauspielerin Matiegzeck, bei der auch Richter — Jean Paul gemietet hatte) und die Pusellin. Und hernacht faren die Freunde nach Jena und wir nach Weimar: auf die Redude freuen wir uns ser wen du hier währs währe es freilich noch lieber aber da ich höre daß es dir mit deinen Arbeiden gud gehet daß ist besser als Reduden Freude weil ich weis wen es dir mit deiner Arbeit gud geht du auch Recht fergnücht wieder kömst und den wollen wir sehr vergnügt zusam seyn ..."

Dann schickt ihr Goethe am 25. einen Gruß nach Kötschau und schreibt ihr:

„Da du mir schreibst daß du heute nach Kötschau fährst, so will ich dir, da eben ein Bote geht, dahin einen Grus senden. Es freut mich daß ihr schön Wetter habt und wünsche daß dir dieses Vergnügen, so wie alle andren Freuden dieser Woche wohl anschlagen und alle Grillen und Träume verjagen mögen. Mit meinen Arbeiten geht es sehr gut und wenn es noch eine Zeitlang dauert, so werden wir uns Ostern einer guten Einnahme zu erfreuen haben. Lebe recht wohl und grüße deine Gesellschaft."

Und wieder ist alles gut.

Das Jahr 1799 verlief ruhig — im Frühling war Christiane erst zusammen mit Goethe, dann später allein in Jena. Damals wurde der Verkehr zwischen Goethes Familie und

der Schillers angebahnt; wenigstens notiert Goethe in seinem Tagebuch am 19. Mai: „Mit den Meinigen Nachmittag zu Schiller, wo sich Frau von Stein befand ....“ Das mag ein schwieriges Zusammentreffen gewesen sein! — Immerhin müssen Schiller und seine Frau inniges Zutrauen zu Christiane gewonnen haben, denn im Herbst 1799, als Charlotte von Schiller nach der Geburt ihres Töchterchens Caroline schwer erkrankte, war der kleine Karl Schiller im Goetheschen Hause untergebracht, und Christianens Briefe an Goethe vom November 1799 berichten ausführlich über sein Wohlergehen und über ihre pädagogischen Erfahrungen mit ihm. Charakteristisch für das Verhältnis von Schiller zu Goethe sind dessen Briefe aus dieser Zeit, die erfüllt sind von ausführlichen Berichten über jede kleine Schwankung im Befinden der Gattin. Aber sie enthalten kein Wort, keinen Gruß oder Dank für Christiane, deren Pflege doch Schillers Knabe anvertraut war. In dieser Zeit war Christiane an einem Ruhranfall erkrankt, darüber berichtet sie, sobald die Krankheit vorüber war, und Goethe antwortet am 24. November: „Ich danke Dir, mein liebes Herz, daß Du mir von Deinem Übel nichts gesagt hast, bis es vorbei war, Du weißt, welchen herzlichen Anteil ich an Dir nehme. Es ist mir tröstlich, das gute Kind bei Dir zu wissen.“ Wie oft hatte Goethe für solche Schonung und Rücksichtnahme zu danken!

Damals war Christiane noch eine neue und größere Aufgabe zugedacht: sie sollte alle 3 Kinder Schillers, die beiden Knaben und das kleine Mädchen mit seiner Amme ins Haus nehmen. Aber dagegen wehrte sie sich; sie schreibt am 29. November: „Lieber, die Redoute ist glücklich und vergnügt abgelaufen. Die beiden Kinder, den Karl und Ernst, will ich sehr gern nehmen, denn Du weißt, daß ich gerne alles thu, was Du wünschest. Aber mit der Amme und kleinen Kinde geht es ohnmöglich an; ich will Dir es mündlich auch sagen, warum, und Du wirst mir recht geben.“ Goethe gab ihr wohl

auch recht, denn es blieb „bei unserm guten Willen bewenden", und am 8. Dezember kam Goethe mit dem kleinen August, der eine eigenmächtige Reise zu seinem Vater unternommen hatte, aus Jena zurück.

Der Winter 1799 bis 1800 brachte Christiane übrigens einen der wenigen Freunde, die sie gewinnen durfte, den jungen Nikolaus Meyer, Sohn des Senators Heinrich Hermann Meyer aus Bremen, der 1775 geboren, damals in Jena studierte, wo er 1800 zum Doktor der Medizin promovierte. Er war mit der Abfassung seiner Dissertation zur vergleichenden Anatomie beschäftigt und schrieb den „Prodromus anatomiae murium" fast ganz im Hause Goethes, wobei er dessen naturwissenschaftliche Sammlungen benutzte, und auf dem Kochherd des Hauses zum Entsetzen der „kleinen Freundin Vulpia" seine Präparate von Mäusen machte, deren zierliche Skelette dann auf dem Dache gebleicht wurden.

Der Frühling 1800 brachte eine Reise zur Leipziger Messe, über die vorher viel zwischen dem vorausgereisten Goethe und den späterkommenden Seinen korrespondiert wurde.

Bei dieser Gelegenheit schreibt Schiller auch an Goethe: „Ich erfahre in diesem Augenblick, daß jemand aus Ihrem Hause nach Leipzig abgeht und benutze diese Gelegenheit, Ihnen nur ein paar Worte zum Gruße zu schreiben." Da nennt er Christiane nicht einmal, obgleich er ihrer Liebenswürdigkeit einen Brief anvertraut.

Und in all der Zeit wird das Verhältnis zwischen den beiden Gatten immer inniger und zugleich von Christianens Seite immer freier. Dafür ist ein Brief von ihr vom 16. Dezember 1800 bezeichnend: „Heute, mein Lieber, ist das Kistchen von Frankfurt angekommen, ich habe mich sehr gefreut! Es waren 20 Ellen seidenes Zeug darin vor mich und auch ein paar schöne Schuh und ein paar seidene Strümpfe, schöne Spitzen und vor August sehr schönes Tuch 3 und 1/2 Elle und Knöpfe auch zu einer Weste. Die gute Mutter! Es kostet ihr

gewiß viel, denn es ist alles sehr schön. Aber auf die Redoute kann ich es nicht anziehen, es ist mehr zu einem Staatskleide, aber sehr schön. Wenn Du nur schon da wärest, daß ich es Dir alles zeigen könnte! Ich habe eine sehr große Freude darüber. Nun wünschte ich nur, der heilige Christ verlöre in Jena 10 Ellen weißen Halbatlas, die Elle zu 12 Groschen, das wären 5 Thaler; das wäre dem heiligen Christ ein Leichtes. Oder nur 5 und 1/2 Elle Calico-Halb-Atlas, das wäre nur 2 Thaler 18 Groschen, die Elle zu zwölf Groschen. Das müßte der heilige Christ aber bald verlieren; solltest Du ihm etwa unverhofft begegnen, so kannst Du mit ihm darüber sprechen. Du mußt aber ja nicht böse werden, daß ich Dich mit einem solchen Auftrag beschwere; ich werde auch nicht böse, wenn es mir abgeschlagen wird. Wenn er nichts verliert, so ziehe ich mich wieder wie das vorige Mal an und bin auch zufrieden."

Man kann kaum eine Bitte mit mehr liebenswürdiger Schelmerei und zugleich mit größerer Liebessicherheit schreiben. Das ist ja eben Ehe, ihr tiefstes Wesen und ihr höchster Wert, daß sie diese wundervolle Sicherheit des Glückes in allen großen wie kleinen Angelegenheiten bietet. Und darum wirkt es um so verblüffender und erschreckender durch seine Verständnislosigkeit, wenn man mit solchen und ähnlichen Briefen und Briefstellen das Schreiben Schillers an Körner zusammenbringt, das um diese Zeit abgefaßt wurde und in dem es heißt: „Goethe ist von seiner Exkursion nach Jena, wo er etwas zu arbeiten hoffte, längst zurück, hat aber nur etwas weniges am Faust gearbeitet, welches aber vortrefflich ist. Im ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüt ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen."

Freilich konnte Schiller nicht wissen, welche schwere Krankheit sich damals in Goethe vorbereitete, aber sein hartes Urteil über Christiane war zweifellos ungerecht und da sich immer gute Freunde fanden, die solche Dinge gerne weiter und an die richtige Stelle trugen, mußte Christiane bitter darunter leiden.

Gleich zu Anfang des Jahres 1801 war Goethe schwer erkrankt, so schwer, daß man fast an seinem Leben verzagte. Christiane pflegte ihn mit all der ihr eigenen aufopfernden Treue, und am 19. Januar schreibt ihr Frau Rat Goethe:

„Liebe Tochter!

Preiß — Dank und Anbethung sey dem Gott! der vom Tod erretten kan, und der Hilfe gesendet hat, damit unser Glaube an Ihn auf neue gestärcket — und wir mit neuem Muth immer auf Ihn hoffen und Ihm allein vertrauen! Er stärcke meinem geliebten theuren Sohn! Schencke Ihm die verlohrne Kräffte, und setze Ihn ferner zum Seegen zur Freude uns und allen die Ihn lieb und werth haben Amen. Aber meine Liebe Liebe Tochter! wie soll ich Ihnen dancken vor alle Liebe und Sorgfalt die Sie meinem Sohn erwießen haben — Gott sey Ihr Vergelter — Er hat Ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenckt — Sie werden jetzt ein neues Leben mit Ihm leben — und wird Ihr beyder Wohlseyn zu meinem größten Trost biß in die spätesten Zeiten erhalten Amen. Nun meine Liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich muß nun (will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angst hinleben) ehestens wieder Nachricht haben, wie es aussieht — ob die Besserung anhält — und was es denn eigendlich vor ein Uebel war — das uns so schrecklich unglücklich hätte machen können — Sie sollen nicht schreiben, erholen stärcken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst das sollen Sie, nicht Schreiben auch mein Sohn nicht der soll sich pflegen und erholen — Aber entweder dictiren Sie Geisten — oder Augst oder lassen Sie Ihren Herrn Bruder die

Mühe übernehmen — nur ein paar Zeilen mit der ersten Post!!! Die Kranckheit, muß doch erst nach neujahr gekommen seyn, denn die Christtage habe ich Briefe die gut lauten von Ihnen und von Ihm — Nochmahls tausend Danck vor alle Liebe — treue und Besorgung — auch vor den Brief an mich — wie leicht hätte ich es von Frembten auf die schreckhafteste art erfahren können — Leben Sie wohl! Grüßen meinen mir von Gott auf neue geschenckten Sohn — auch den Lieben Augst von Eurer aller treuen Mutter und Großmutter Goethe."

Am 1. Februar schrieb Goethe dann an seine Mutter: „Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beyde machen mir bei meiner Wiederkehr in das Leben viel Freude. Auch war mir der Antheil sehr tröstlich, den Durchlaucht der Herzog, die fürstliche Familie, Stadt und Nachbarschaft bei meinem Unfalle bezeigten. Wenigstens darf ich mir schmeicheln, daß man mir einige Neigung gönnt und meiner Existenz einige Bedeutung zuschreibt." Es ist eine sonderbare Vorstellung: Christiane, die von der ganzen Gesellschaft mit Acht und Bann belegte, an der Seite des Herzogs am Krankenbett des geliebten Mannes — und doch ist die Vorstellung richtig.

Unter dem gleichen Datum mit diesem Brief an die Mutter Goethes berichtet Frau von Stein an ihren Sohn Fritz, daß sogar der kleine August von Goethe schon gelernt habe, sich täglich zu betrinken, um das häusliche Elend zu vergessen. Auch eines der ebenso gerechten wie liebevollen Urteile!

Goethe erholte sich nur langsam von seiner schweren Krankheit und ging im Sommer zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Pyrmont. Im August kam ihm Christiane nach Cassel entgegen. Goethes Mutter freute sich schon im voraus für ihre Kinder auf diese Zusammenkunft. Sie schreibt in einem Brief vom 10. Juli 1801 an Christiane:



Die Sakristei der Weimarer Hofkirche

„Sie meine Liebe Tochter haben sehr wohl gethan das Gut zu verpachten — legen Sie sich ja nicht mehr Last auf als Sie tragen können — Ihre Gesundheit könte drunter leiden — wo doch so viel sowohl für meinen Sohn als vor uns alle darann gelegen ist — Es ist recht schön daß Sie meine Liebe so eine Brave Haußmutter sind — aber mann kan auch dem guten zu viel thun. Schonen Sie also ich bitte Ihnen Ihre uns allen so theure Gesundheit! Ich hoffe Sie befolgen meinen Mütterlichen rath — Daß Sie meinen Sohn abholen und Ihm biß Cassel entgegenkommen ist ein vortreflicher Gedancke — ich freue mich mit Ihnen — das wird ein Jubel seyn!!! daß ich den hertzlichsten Antheil daran nehme — mich im Geist mit Euch Ihr Lieben freue — das glaubt Ihr mir doch aufs wort, und ohne Schwur. Grüßen Sie meinen Lieben Sohn Tausendmahl wie auch den Lieben Augst — weiter habe ich nichts zu bestellen — Gott! Bringe Euch alle wieder glücklich zusammen Amen."

Die Vorfreude realisierte sich am 15. August. Da steht in Goethes Tagebuch: „Nachmittags 2 uhr nach Kassel. Logis auf dem Königsplatze im Posthause, wo ich die Meinigen antraf." Nun war er bemüht, der „Kleinen" durch allerlei erfreuliche Eindrücke die Liebe und Sorgfalt während seiner langen Leidenszeit zu lohnen, sie die schlimmen Wintertage vergessen zu machen. Am 16. verzeichnet das Tagebuch: „Fuhr ich mit den Meinigen nach Wilhelmshöhe, wo die Wasser sprangen." Dann wurde die Rückreise bewerkstelligt und am Dienstag, den 25., „Gingen die Meinigen (von Gotha) nach Weimar ab."

Das Jahr 1802 war reich und bunt. Es fing innerlich und äußerlich fröhlich an. Am 20. Januar berichtet Christiane von Schlittenfahrten und schließt dann ihren Bericht mit den Worten: „Wenn Du wieder kömmst, so wollen wir recht vergnügt zusammen sein, denn wenn Du nicht da bist, ist alles Vergnügen nur halb. Man sollte, wenn man zusammen ist, nur

immer recht vergnügt sein, denn wenn man einen guten Schatz hat, der einen liebt, so ist es doch recht hübsch auf der Welt."

So sah sie das Leben an, so genoß sie es. Jede Freude war ihr recht. Nicht umsonst schrieb ihr Goethes Mutter am 18. Januar dieses Jahres:

„... Jetzt ein paar Worte mit meiner Lieben Tochter! ... Tantzen Sie immer liebes Weibgen Tantzen Sie — frölige Menschen die mag ich gar gern — und wenn sie zu meiner Famile gehören habe ich sie doppelt und dreyfach lieb — Wäre ich eine Regirende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar lauter fröliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen seyn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Duchmäußer die immer untersich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen lassen warum verstelts du deine Geberde, aber es heißt eigendlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen. Leben Sie wohl — vergnügt und Tantzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich hertzlich freuen die sich nent Ihre treue Mutter Goethe."

Diese Fröhlichkeit, diese Heiterkeit war es ja, durch die sie allen so anziehend wurde, die näher mit ihr zu tun hatten, und die vor allem für den geliebten Mann immer wach war und ihm in schweren und trüben Zeiten so wohl tat, daß er ihr dafür besonders dankte. Sie verließ sie auch nicht, wenn schwerere Zeiten eintraten und ihr Aufgaben stellten. Das sollte sie beweisen, als erst der langjährige Hausgenosse, der Prof. Heinrich Meyer erkrankte, und sie humorvoll und halb ärgerlich berichtet, daß er nicht folgen will, auf seinen Kopf besteht, und es nicht eher besser werden wird, als bis Goethe aus Jena wieder kommt und er mit Gewalt folgen muß. Und einige Tage später erzählt sie: „Den Professor haben wir wieder auf einem recht leidlichen Fuß durch unsere Kuren, wo ich mich bald hinter Huschken, bald hinter unseren Haus-Doktor (Nikolaus Meyer) stecke. Und wenn ich Dir alle meine

kleinen Listen erzähle, so wird es Dir gewiß Spaß machen. Denn er muß immer bei seinem Eigensinn denken, daß alles nach seinem Kopfe gehe; und ich gebe ihm in allem recht und habe mich recht bei ihm in Gravität gesetzt."

Aber dann wurde der Doktor Meyer auch krank, als es dem Professor eben wieder besser geht, und Goethe rät ihr am 19. Februar: „Sorge für ihn, so gut Du kannst, und besuche ihn manchmal. Du kannst ja Ernestinen mitnehmen, daß es nicht etwa falsch gedeutet wird." Christiane berichtet darauf, daß es mit dem Doktor gar nicht so schlimm stehe, wie er selbst das denke. Er war offenbar Hypochonder, wie die meisten jungen Mediziner. Nur klagt sie, daß sie mit beiden Patienten rechte Not wegen des Essens habe und ihre Geduld sehr beweisen müsse.

Damals beginnen auch ihre Theaterberichte immer eingehender und kritischer zu werden und die Aufträge an sie werden auch immer bunter und vielgestalter. Indessen machte sich bei Christiane eine neue Schwangerschaft geltend und ließ sie viel leiden. Sie schreibt darüber am 20. Mai an Nikolaus Meyer: „Seit 4 Wochen befinde ich mich so übel, daß mir alle Lust zum Leben vergeht . . . Der Geheimde Rath war in Jena und jetzo ist er wieder in Lauchstädt. Der gute Mann betrübt sich wegen meiner Gesundheit, ich gebrauche immer Dr. Stark, entweder wird es besser, oder man geht sachte zur Ruh, was das Beste ist."

Am 13. Juni wurde August konfirmiert und bald darauf reiste die Familie mit Heinrich Meyer zusammen nach Lauchstädt zur Einweihung des neuen Theaters, die zugleich zu einer Ovation für Goethe wurde, über die Christiane an den Freund Nikolaus Meyer berichtet. Sie tanzt auch wieder viel, macht mit Goethe einen kurzen Besuch in Halle und kehrt dann bald mit den Ihren von Lauchstädt nach Weimar zurück. Goethe verweilte dann wieder einige Wochen in Jena und kehrte Ende August zu den Seinen heim, — vielleicht um in

Christianens Nähe zu sein, die diese letzte Schwangerschaft nur schlecht ertragen hat.

Am 16. Dezember wurde sie von einem kleinen Mädchen entbunden. Schiller schreibt diesbezüglich an Goethe am gleichen Tage: „Ich erfahre soeben zufällig, daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereignis im Hause Glück zu wünschen hat. Ich wünsche es von Ihnen bestätigt zu hören. Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundschaftlich und versichern Sie meines besten Anteils.“ Goethe antwortet unter gleichem Datum: „Herzlich danke ich für den freundschaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen ist angekommen. Bis jetzt geht alles gut. Die Kleine wird sich Ihres Andenkens recht erfreuen!“ Am 19. Dezember schreibt er wieder: „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüt. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Wert Ihres Anteils.“ Diese Worte sind bedeutungsvoll, wir mögen es gerne glauben, daß Christiane gelernt hatte, den Wert eines freundschaftlichen Anteils zu schätzen, nachdem sie solange unter stiller und lauter Gegnerschaft gelitten hatte.

So mußte Christiane, die Blühende, Gesunde, Tatkräftige, die Hoffnung auf ein zweites lebendes Kind fahren lassen. Viermal waren sie und Goethe enttäuscht worden. Man hat Christiane für dieses Unglück verantwortlich machen, ihrer „Trunksucht“ die Schuld daran geben wollen. Obwohl ich es mir vorbehalte, noch näher auf diese vielbesprochene Trunksucht einzugehen, die ich als eine der schlimmsten und gefährlichsten Legenden bezeichnen möchte, welche um Christiane gesponnen wurden, so will ich doch auch hier schon auf eine der von Goethe unterdrückten römischen Elegien hinweisen, die eher eine Erklärung dieses traurigen Schicksals enthalten kann und jedenfalls jede Schuld — wenn man da von Schuld reden mag — von der Mutter abwälzt. Der Inhalt dieser Ele-

gie kann auch als hinreichende Begründung für August von Goethes spätere traurige Entwicklung angesehen werden, und es ist nicht nötig zu behaupten, daß Christianens Vergnügungslust und Tanzfreude den Grundstein zu den Ausschweifungen ihres Sohnes gelegt haben.

Auch bei diesem traurigen Anlaß, beim Tode von Christianens Töchterchen fehlten Frau Ajas Trostworte nicht. Sie schreibt ihrem Sohn am 31. Dezember 1802:

„Lieber Sohn!

Dein letztes Schreiben hat mich sehr betrübt — getäuschte Hoffnungen thun weh — nichts hielft als die Zeit die wohltäig den Schmertz in den hintergrund stelt — das trösten habe ich nie leiden können — den wenig Menschen sind im stande sich in die Lage des Traurigen zu setzen und werden demnach leidige Tröster — von mir erwartet keinen Trost — aber Dancksagung an Gott! der Euch gesund erhalten hat und Bitte. dieses theure Kleinod wohl zu bewahren — und mich immer gute und frohe Nachrichten hören zu lassen — das meinem Hertzen jederzeit so wohl thut.

Tausend Seegens wünsche zum Neuen Jahr! Frohen Sinn — Gesundheit — Häußliche Glückseligkeit — alles was zum Leben und wandel gehört wünschet von Gott! und erbittet vor Euch Eure

treue Großmutter und Mutter

Goethe.

N. S. daß du meine Liebe Tochter hertzlich von mir grüßen solst — deßgleichen meinen Lieben Augst das hoffe ich würdest du thun, wenn ich es auch nicht ausdrücklich geschrieben hatte.“

Der Anfang des Jahres 1803 verlief in ruhigem Zusammenleben in Weimar. Aber auch diese Ruhe war gewiß nicht, was wir geruhsam nennen dürften. Denn wie vielgestaltig und oft wie schwierig Christianens Pflichten waren, das können wir uns in mancher Beziehung kaum mehr

vorstellen, auch wenn uns das erschwerte Leben der Kriegszeit in mancher Beziehung ein Bild davon zu geben vermag. Wir müssen uns klar machen, wie schwer die Hausführung in jener Zeit war, besonders wenn es sich um ein vornehmes, geselliges und gastfreies Haus handelte, wie das Goethesche; wie man nicht beim Delikateßhändler und beim Konditor jederzeit die Beigaben zu einem Mahle holen konnte, die es schmackhaft und abwechslungsreich gestalten, da alle Waren nur zu gewissen Zeiten und in den entferntliegenden Marktzentren wie Leipzig und Frankfurt durch persönliche Vermittlung zu erhalten waren, und welche Berechnung und Überlegung daher damals zur Führung eines großen Haushaltes gehörte. Und ist es schon an sich nicht leicht und einfach, eine solche Arbeitslast zu bewältigen, so wird sie erschwert, wenn der Hausherr zugleich hoher Hofbeamter und freier Dichter ist. Wir wissen alle aus Erfahrung und aus Büchern, daß Künstler, die immer von ihrem Nervenkapital zehren müssen, nicht zu den bequemsten und duldsamsten Hausgenossen und Hausherrn gehören. Und wenngleich wir von Goethe immer nur vernehmen, daß er seine erhabene Ruhe und die Stärke seiner Persönlichkeit in allen Lagen zu wahren verstand, so müssen wir doch annehmen, daß es der Gattin nicht immer leicht wurde, ihm zu helfen, damit er alle diese inneren Gereiztheiten, die wir heute Nervositäten nennen, vor den Augen der Welt verbergen konnte. Wir haben ihr Zeugnis darüber in einem Brief vom 21. April 1803 an Nikolaus Meyer nach Bremen:

„Da Sie mich beschuldigen, ich habe Sie vergessen, muß ich, so ungern ich auch schreibe, Ihm doch einmal selbst schreiben; ob ich Sie vergessen kann und werde, frage ich Sie selbst — — ich lebe ganz still und sehe fast keinen Menschen. Das Theater ist noch einzig meine Freude. Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz Hypochonder und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich alles gern; habe aber so gar niemand dem ich mich vertrauen kann

und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieses nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist, ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank. Neulich als Ihr Brief kam, war er sehr lustig und sagte zu mir: sehe nur einmal, was dem Dr. seine Briefe an Dich so klein und unbedeutend werden; erinnerst Du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeiht. Und wirst Du bald gar keine mehr bekommen. Lassen Sie das nicht in Erfüllung gehen und schreiben Sie mir bald und viel. Denn eine ganze Zeit habe ich sehr wenig von Ihnen gehört, ich denke mir aber fest, daß Sie noch der Freund sind, der Sie waren, sowie ich auch das bleibe was ich war.

Mit dem Wein haben Sie dem Geheimrath eine große Freude gemacht, er ist sehr gut, wir wissen gar nicht, mit was wir Ihm nur wieder etwas Gutes erwiedern können. Vielleicht kann es noch in der Folge geschehen.

Egloffsteins haben wieder ein Paket geschickt, der Geheimrath will es bezahlen und Ihm alsdann auf Ihre Rechnung schicken, auch die Guitarre von Goullon. Wir warten nur auf Haushaltern oder sonst einen Fuhrmann. Sie werden auch ein Paket Bücher finden, wovon Sie den Verfasser kennen, das Sie aber gewiß Freude machen wird, auch die Sachen von meinem Bruder. Sie werden alles in einer Kiste erhalten, sobald es abgegangen ist, sollen Sie es wissen. Und sobald das neue Stück vom Geheimrath gedruckt ist, so sollen Sie es gleich bekommen. Hier folgt einstweilen nur ein Zettel, aber Sie müssen ja nicht übel nehmen, daß er so schmutzig ist, ich konnte aber keinen besseren bekommen; es wurde mit großem Beifall aufgeführt, die Jagemann spielte die natürliche Tochter sehr schön, ich habe Sie nur bei der Aufführung gewünscht, sowie auch bei der Braut von Messina von Schiller.

Leben Sie recht wohl und erinnern Sie sich noch zuweilen an jemand der sich immer nennen wird Ihre Freundin C. V."

Nachdem Goethe selbst in Lauchstädt des Gastspiel des Weimarer Theaters vorbereitet hatte, kam Christiane im Juni da-

hin, einerseits um die Bäder zu gebrauchen, aber auch, um gleichzeitig Goethe über alle Ereignisse beim Theater zu unterrichten. Und ihre Berichte bringen die Kritik über die Aufführungen, über einzelne Schauspieler wie über den Gesamteindruck, ebenso wie sie rein geschäftsmäßig die Tageseinnahmen mitteilt. Dieser geschäftliche Teil ihrer Briefe wechselt ab mit reichen Liebesversicherungen, Fragen der Fürsorge und heiteren Geselligkeitsberichten. Christiane lebte in frohem Verein mit den Schauspielern, deren Hervorragendste Goethe jederzeit in sein Haus zu ziehen liebte, — schon um einen gewissen pädagogischen Einfluß auf sie auszuüben, wie er im Alter Eckermann erklärte. Darum war sie ganz besonders als Vermittlerin geeignet, wenn irgend welche Schwierigkeiten zwischen der Direktion und den Mitgliedern entstanden. Aber sie war eine strenge Kritikerin, so berichtet sie vom 16. Juni, daß „Nathan der Weise" sehr gut gegeben wurde, „außer der Maaß, die spielte mit einer abscheulichen Kälte".

Goethe erwidert ihre ausführlichen Tagebuchbriefe mit kurzen hausväterlich-humorvollen Hausberichten.

Am 21. Juni 1803 schreibt er ihr:

„Mit dem schlechten Wetter müßt Ihr freylich Geduld haben und sehen wie ihr euch in Sälen und sonst unterhaltet, dagegen kann es bald recht schön werden und ich sehe gern, wenn Du solange dort bleibst als dir's gefällt. Im Hause vermissen wir dich sehr und Ernestine wird für Sorgen schon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüß oder sonst was zukaufen, weil das Ausgesetzte nicht reichen will. Das ist aber eigentlich ein Spas und August ist sehr tätig bey dieser Gelegenheit. Er wird dir selbst schreiben. Wir kommen fast nicht von einander und er ist gar unterhaltend und artig. Nach Lauchstedt möchte er gar zu gern. Vor allem will ich Schillers Reise abwarten und dann auch an die meinige denken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke und will sehen, wie weit ich komme. Fahre nur fort, mir täglich zu schreiben, wenn es auch

nur wenig ist. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen, wie du deine Zeit hinbringst. Lebe wohl und gedencke mein. Ich liebe dich herzlich."

Christiane antwortet dann: „Leb wohl, und sei ja nicht böse, wenn es auch zu Hause nicht so geht als sonst. Wenn wir wieder beisammen sind, wollen wir auch wieder recht vergnügt sein .... Leb wohl! Gedenke mein, Lieber und Liebstes auf der Welt!"

Zwischendurch macht sie einen Ausflug nach Naumburg und sieht sich die dortige „Komödie" an. Die „Hussiten" werden aufgeführt und sie berichtet: „Ein schlechtes Stück unter aller Kritik aufgeführt zu sehen, das ist schrecklich!" Und dann schreibt sie wieder, als ihr Goethe durch Schiller, der auch nach Lauchstädt kam, Wein übersandte: „Das ist wieder ein Beweis Deiner großen Liebe, wie sehr Du an mich denkest. Wenn ich Dir nur auch so viel Gutes erzeigen könnte! Aber lieben tue ich Dich immer mehr und unaussprechlich."

In diesem Sommer war sie öfters mit Schiller beisammen und berichtet über diesen geselligen Verkehr. So sollte sie am 8. Juli mit ihm im Salon speisen, aber es war zu brillant und sie nicht darauf eingerichtet. Und am 10. Juli speiste sie mit ihm an einem kleinen runden Tische im Salon, wo es ihr sehr gefallen hat. Am 11. teilt sie mit: „Überhaupt, man ist hier sehr artig gegen mich; ich kann sagen, man ist artiger gegen mich, als gegen andere Leute," und fügt vielleicht im Hinblick auf Schiller hinzu: „Mich hat es sehr gefreut, daß so viel Weimarer hier sind, die dieses alles mitansehen." Am 12. Juli war sie bei einem Ball und da hat es sie „von dem Herrn Hofrath sehr gefreut, daß er sich bei Tisch zu uns setzte". Da ist es dann doppelt charakteristisch, daß Schiller am 6. Juli an seine Frau berichtet: „Aus Weimar ist die Oberforstmeister Stein und ihre Mutter hier ... sonst ist außer dem Theater nichts von weiblicher Welt aus Weimar hier."

Das entsprach wohl den Instruktionen der Weimarer vor-

nehmen Welt, soweit Frau von Stein in ihr den Ton angab, denn 1803 berichtet auch Frau von Steins ältester Sohn Karl seinem Bruder Fritz: „Goethen sieht man nicht viel. Stein (der Oberforstmeister von Stein-Nordheim) geht wunderbar mit ihm um. Auf einer Redoute sagt er zu ihm: ‚Schick Dein Mensch nach Hause, ich habe sie besoffen gemacht!‘ Also Goethe geht hin und deutet der armen Vulpius nach Hause zu gehen, die ganz nüchtern gewesen ist..." Das war Weimarer Hofton. Kann man sich da wundern, daß Goethe Christiane nicht heiratete, da er sie vor Angriffen doch nicht hätte sicher stellen können und sich nur immer neu in Ungelegenheit gebracht hätte? Immer wieder kam er zu dem Schluß, das Gerede der Menschen zu ignorieren, wie er auch Christianen anriet, sich in keiner Weise davon berühren zu lassen.

Christianens Lebensfreude und Genußfähigkeit ließ sich durch solche Dinge, die sie wohl wußte, aber doch übersah, nie herabstimmen, ebensowenig wie ihre Liebessicherheit. Am 9. Juli schreibt sie: „Wenn ich reich wäre, so ging ich alle Jahr hierher; mir ist es, als finge ich erst an zu leben. Und im Stillen danke ich Dir immer dafür, Lieber, und bitte Gott, daß er Dir für diese Güte wieder allerhand Gutes erzeigen möchte; denn ich weiß es sehr gut, daß es kein anderer Mann tät. Du sollst mich aber auch noch in der Ewigkeit dankbar finden." Und sie erklärt ihm, daß sie immer von einer Zerstreuung in die andere müsse, sonst würde ihre Sehnsucht nach ihm zu groß. Und am 12. Juli 1803, am Jahrestag ihrer 15jährigen Ehe, bittet Goethe sie: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe, und an mein Herz drücken kann." So leidenschaftlich, so heiß waren die Empfindungen noch nach so langer Zeit des Zusammenlebens — so glückliche Ehen sind selten.

Am 20. Juli bittet er sie dann:

„Tue mir aber nun die Liebe und übertreib es diese letzte Zeit nicht mit Tanzen und schließe Deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß. Grüße August. Ich erwarte Dich mit herzlichster Sehnsucht."

Da Goethe ihr auch schon am 7. Juni schrieb: „Mit den Äugelchen geht es, merke ich, ein wenig stark, nimm Dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden," so antwortet sie: „Es ist mit tanzen und äugeln just genug!" und kehrt einen Tag früher heim, als ursprünglich bestimmt war. Ist es da ein Wunder, daß Goethe den Einflüsterungen seiner Freunde über Christianens Untreue nicht glauben mochte, daß er in vielen der venezianischen Epigramme wieder und wieder erklärt, wenn dieses Mädchen ihn betrügt, dann will er gern betrogen sein? Und es ist ein Wunder, wenn er die von Laube überlieferte Äußerung tatsächlich getan hat, daß er seinen Freunden, die ihn mit der Vulpia neckten und bezweifelten, daß sein Sieg der erste gewesen, der über die Dame erkämpft worden sei, geantwortet habe: „Daß sie auch andern würde gefallen haben, bezweifle ich nicht!" Auf diese Weise vermied er einerseits die lächerliche Rolle eines Ehemanns oder nicht einmal Ehemanns, nach Anschauung des Weimarer Philistertums, der für die Treue seiner Gattin eintritt, und wies andererseits die Spötter zurück.

Als sie, auch im Sommer 1803, mit ihrem Bruder einen Ausflug nach Jena machte, konnte er ihr aus seiner inneren Sicherheit heraus neckend schreiben: „Damit Du aber siehst, daß es nicht gut ist, wenn man immer in der Welt herumfährt und gar nicht zu Hause bleiben kann, so vermelde ich Dir, daß gestern das Schwarzköpfchen hier gewesen ist und sich eine ganze Hand voll Haare ausgerissen hat, als er Dich nicht fand," obwohl es sich dabei vermutlich um ein in ihren Lauchstädter Briefen viel genanntes „Äugelchen" handelte.

Christiane schreibt ihm am 3. November nach Jena über

die beiden Schauspieler Gruner und Wolff: „Wolff sagt mir oft, daß er gar nicht wisse, wie er Dir danken soll, und hat mir seine ganze Geschichte erzählt. Sie kommen beide alle Tage zu uns, und wir haben sie alle gerne; aber mir ist nun schon wieder bange vor den Leuten, weil Du nicht hier bist und die kommen." — Wie müssen ihr da die Weimarer mit Klatsch und Verleumdung zugesetzt haben! Aber sie findet Trost: „Man kann nicht allen recht tun. Ich bin vergnügt, habe meinen Schatz lieb und ganz allein lieb. Wenn Du wieder kommst, alsdann wollen wir uns recht lieb haben und lustig sein!"

Das Ende von 1803 brachte noch einige Ereignisse; erst einen neuen Hausgenossen in Friedrich Wilhelm Riemer, der als August's Hauslehrer bei Goethes einzog, und dann noch den Besuch der Fr. v. Stael in Weimar, wobei Christiane ihre diplomatischen Künste üben mußte, um von Goethe, der sich nach Jena zurückgezogen hatte, Störungen fern zu halten.

Von 1804 bis 1809 sind keine Briefe von Christiane an Goethe erhalten, auch viele Briefe von Goethe fehlen. Aber wir wissen, daß sie im Sommer 1804 wieder in Lauchstädt war, daß sie wieder zahlreiche Aufträge für das Theater übernahm und wohl auch zur Zufriedenheit ausführte. Am 24. Juli 1804 schreibt er ihr: „Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich daß die freymüthigen und eleganten Misgönner erst ihren Zweck erreichen, wenn man sich ärgert. Freylich muß es die Neider verdrießen wenn die Königin Mutter von Preußen überall sagt und wiederhohlt daß sie in Berlin so eine Vorstellung nicht zusammenbringen wie die vom Tell, die sie in Lauchstedt sah. Das macht bös Blut und Galle, die sie dann in ihren Blättern ausschütten." Und am 28. Juli läßt er sagen: „Nach Lauchstedt kann ich nicht. Sage aber der Gesellschaft, daß wie sie ankommen, Leseprobe vom Götz sein wird. Grüße alles und gedenke mein."

Unter dem gleichen Datum schreibt er auch: „Ich freue mich

sehr, daß Dir alles nach Wunsch geht und bin recht wohl zufrieden, daß Du den 6. August, auf Deinen Geburtstag, nach Tische bei mir wieder eintreffest. Ich will eine Flasche Champagner bereit halten, um Dich gut und freundlich zu empfangen. Denn mich verlangt sehr, Dich wieder zu haben."

Da hatte Christiane auch eine Reise nach Leipzig gemacht, über die Frau Rat am 10. August schrieb:

„... Meine Liebe Tochter war also in Leipsick und hat Madam Unzelmann gesehen und gehört — das hat mich sehr gefreut, denn meine Liebe Tochter verdindt daß man so viel es möglich ist Ihr Freude und Vergnügen macht — grüße Sie hertzlich von mir — den lieben Augst des gleichen — ich lobe Ihn, daß er so fleißig ist — lebt wohl! Behaltet lieb und in gutem Andenken Eure treue Mutter Goethe."

So ist Goethe immer bemüht, ihr Erholung und Freude zu verschaffen. Er regt sie zu allerlei Unternehmungen an, und ein lebendiges Bild des Familienlebens gibt die Schilderung von Voß, der 1804 an Abeken schreibt, wie eine Tour nach Erfurt zustande kommt. „Einmal bei Tische wird die Vulpius abgerufen. Sie kommt bald lachend zurück und ruft mich ab. In der Tür begegnet mir die Mamsell Silie (Schauspielerin, später Gattin des Schauspielers Unzelmann); auf der Treppe stehen Bode, Hain und der Schauspieler Oels. Ich kann das so wenig begreifen als die Kuh das rote Tor. ‚Was ist denn?' frag ich. ‚Es gilt eine Reise nach Erfurt, bist Du dabei?' ‚Ja,' sag ich, ‚nur geschwind den Wagen bestellt. Wer ist sonst dabei?' ‚Die Silie und die Vulpius!' ‚Desto besser,' sag ich und gehe wieder ins Zimmer zurück, aber da war es noch nicht abgetan, denn Goethe mußte erst die Erlaubnis geben. Die Vulpius stand ... fidel in froher Erwartung vor Freude zitternd; die Silie saß schmeichelnd bei Goethe. Goethe ganz ernsthaft: ‚Liebe Kinder!' sagte er, ‚bringt mich nur erst ins klare!' Aber das konnte keiner. Dann: ‚Liebe Kin-

der! Der Weg ist schlecht; was habt ihr für einen Zweck?' ,Wir haben große Zwecke,' sagte die Silie. ,Und welche denn?' ,Wir wollen ins Schauspiel!' — ,Nun, nun! Hm, hm! recht artig! Aber wir haben jetzt alle ein Glas Wein getrunken und das Sprichwort sagt, daß feurige Entschlüsse mit nüchternem Mute müssen erwogen werden!' — ,Ja,' sagte die Silie, ,wenn wir darauf warten wollen, so verfliegt die Zeit; es ist so schon zwei Uhr!' Und nun schmeichelte sie von neuem und Goethe ließ sich auch nicht lange bitten, er sagte ja, und gab der Silie einen Kuß zur Bestätigung seines Wohlgefallens. Die Vulpius juchheite und versicherte, was ihr jedes glaubte, daß sie für heute keine größere Freude zu erdenken wisse. Sie wurde von Goethe meiner Obhut anvertraut."

Es war eben ein Ehe- und Familienleben, das gegenseitiges Verstehen, Lieben und Erfreuen zur Grundlage hatte, und das war eine sicherere Grundlage als kirchliche Trauungen sie bieten.

1805 stört aufs neue eine schwere Krankheit Goethes die Ruhe der Familie. Frau Rat schrieb gleich anfangs des Jahres sorgenvoll an die Schwiegertochter und sie wurde durch ihre Angst nicht getäuscht. Bald gelangten klarere und daher beruhigende Nachrichten zu ihr, und am 12. Februar kann sie einen Brief an Christiane abgeben lassen, in dem es heißt:

„Dem Lieben Augst dancke ich gar sehr, daß er die Güte hatte mir die Unbähslichkeit meines Sohnes zu berichten — den der Ruf vergrößert und verschlimmert gemeiniglich das Uebel — Ich hoffe zu Gott daß diese Kranckheit bald vorüber seyn wird — und ich weiß daß ich Gott vor die Geneßung meines Sohnes von Hertzen werde dancken können. Doch ersuche ich Ihnen meine Liebe Tochter mir so wie Sie diesen Brief erhalten — mir weittere Nachricht von dem Befinden meines Sohnes zu berichten — Ich habe nicht nöthig Ihn Ihrer Vorsorge zu empfehlen — Ich weiß zu gewiß daß Sie alles anwenden werden — um Ihn bald wieder frisch und munter zu

sehen — Grüßen Sie ihn hertzlich von mir — und erfreuen mich ehestens mit guten Nachrichten — davor bin und nenne ich mich ewig

Ihre treue Mutter
Goethe.

Und endlich, „1806 den 19ten Februar als die Großmutter 74 Jahre alt war“, schreibt sie einen glücklich beruhigten Dankbrief:

„Liebe Tochter!

Tausen Danck vor Ihren Lieben Brief vom 15ten dieses! Er war das herrlichste Angebinde an meinem 74ten Geburthstag — Von meinen Freunden die mich mit mancherley gutem beschenckten kam keine Gabe der Ihrigen gleich — die machte das Maaß meines glücklich erlebten Geburthstag voll — Gott vergelte es Ihnen! Auch vor Ihre treue Sorge und pflege dancke ich Ihnen von Hertzen — Gott erhalte uns Ihnen meine Liebe Tochter noch lange lange in bestem Wohlseyn.“

Aber Christiane, die das immer wechselnde Befinden des geliebten Mannes in nächster Nähe mit ansah, die unter seiner hypochondrischen Stimmung litt, war nicht so beruhigt, wie sie der alten Frau Rat zu sein vorgab. Sie schreibt am 12. April 1806 an Dr. Nikolaus Meyer in Bremen, an den einzigen Freund, der ihr außer Goethe nahesteht, und bei dem sie Trost und Verständnis erhofft, obgleich er um zehn Jahre jünger ist als sie:

„Lieber Freund!

ich bin fest überzeugt, daß Sie es gewiß wissen, daß es weder leichter Sinn ist noch daß ich Ihnen vergessen hätte, weil ich nicht geschrieben habe, sondern die traurige Lage in der ich mich befinde. Der Geheimrath hat nun seit einem Vierteljahr keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er stirbt. Denken Sie also mich, die ich außer Sie und dem Geheimrath keinen Freund auf dieser Welt habe, und Sie lieber Freund sind wegen der Entfernung für mich doch so gut wie verloren. Sie können sich denken, wenn

so ein unglücklicher Fall käme und ich ganz allein stünde, wie mir zu Muthe ist, ich bin wahrhaftig ganz auseinander. Und dann kommt noch dazu, daß die Ernestine sich abzehrt und auch dem Grabe sehr nahe ist, und die Tante ist auch sehr schwach, es ist also die ganze große Last der großen Haushaltung auf mich gewälzet und ich muß fast unterliegen. Es wollen zwar die Leute behaupten, man sehe es mir nicht an, aber lange kann es doch nicht so fortgehen. Und hier ist kein Freund, dem ich so alles, was mir am Herzen liegt, sagen könnte, ich könnte Freunde genug haben, aber ich kann mich an keinen Menschen wieder so anschließen und werde wohl so allein für mich meinen Weg wandeln müssen.

Vor 2 Tagen begleitete ich August, der mit einer Gesellschaft nach Frankfurt geht zur Messe, bis Erfurt; ich verließ den Geheimrath wohl. Ich war kaum ein Paar Stunden da, als ich einen Boten erhielt, daß er sich sehr übel befände; ich reiste gleich zurück und fand ihn sehr schlecht. Jetzo daß ich ihm das schreibe, befindet er sich durch Hülfe des H. Hofr. Stark besser, aber nicht außer Bette und stelle mir nichts Gutes vor. Wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, so adressiren Sie ihn an meinen Bruder oder an die Frau Doctorin Buchholtz, weil ich weiß, der Geheimrath hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe. Ach Gott, wenn Sie nur hier wären. Ich glaube, die Aerzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, der Zufall kommt gewöhnlich alle 4 Wochen mit den größten Schmerzen, wobei er gewiß noch unterliegen muß. Ich glaube es sind Hämorrhoidalumstände, denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Stark will nichts wissen; ich bitte Sie aber nochmals, wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, den Brief nicht geradezu an mich zu adressieren, weil er sonst immer in seine Hände kommt. Wenn dieser Brief nicht so geschrieben ist, als er sollte, so verzeihen Sie es einer Krankenwärterin, soeben als ich dieses schreibe, schläft er



J. H. Meyer: Christiane und August von Goethe

ein Bißchen. Schreiben Sie mir aber ja recht bald einen tröstlichen Brief und schreiben Sie mir, ob es denn wohl noch möglich sei, Sie noch einmal zu sehen, und dies ist nur noch mein einziger Wunsch. Denn ob ich gleich nicht geschrieben habe, vergeht doch kein Tag, wo nicht von Ihnen gesprochen wird, auch der Geheimrath spricht immer von Ihm und alle morgen, so wir auf und in mein Zimmer komme, ist es mir, als müßt ich Ihr Bild grüßen. Leben Sie wohl, ich bin noch immer, wie ich war, ewig Ihre Freundin C. V."

Anfang Mai kam August aus Frankfurt zurück. Wenige Tage später mußte Goethe ein schwerer Verlust mitgeteilt werden. Darüber berichtet Heinrich Voß wieder: „Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. ‚Ich merk es,' sagt er endlich, ‚Schiller muß sehr krank sein,' und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch so viel Fassung, daß sie Goethe nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Goethe läßt sich täuschen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen, stellt sich die Vulpius, die die ganze Zeit kein Auge zugetan hat, schlafend, um Goethe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei; und Goethe, der die Vulpius ruhig atmen hört, schläft auch am Ende ein. Am Morgen sagt er zur Vulpius: ‚Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?' Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr' legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. ‚Er ist tot?' fragt Goethe mit Festigkeit.

‚Sie haben es selbst ausgesprochen!‘ antwortet sie. ‚Er ist tot,‘ wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen.“

Die Kur in Lauchstädt, die Goethe und Christiane in diesem Jahre zusammen gebrauchten, sollte ihm Erholung von dem langen Leiden und von der schmerzlichen Erregung bringen, in die Schillers Tod ihn versetzt hatte. Was Christiane ihm in dieser Zeit gewesen war, das geht am besten aus dem Brief hervor, den er am 19. August, nachdem Christiane schon nach Weimar zurückgekehrt war, aus Helmstedt an sie richtet und der einigermaßen dem unfreundlichen Urteil entgegen steht, das Riemer am 5. August an Frommann schrieb: „Der Hausgeist wird ihm so lange zureden, daß der Tee ihn schwäche (die vorgeschriebene Diät) und er etwas Ordentliches genießen müsse usw., wie wir es schon erlebt haben.“ Ob Riemer später sein Urteil über Christianens Pflege des Gatten wohl geändert hat, als er seine Erinnerungen an Goethe abfaßte, und ob er noch damals unter dem Einfluß der Gesellschaft und ihres Urteils stand, können wir nicht wissen. Jedenfalls sagt Goethe selbst:

„Von hier schreibe ich Dir einige Worte damit Du erfahrest wie es uns geht und danke Dir vorher für alle Liebe und Treue die Du mir auch in der letzten Zeit erwiesen hast, möge es Dir dafür immer recht gut gehen wozu ich alles was an mir liegt zeitlebens beyzutragen hoffe... August liegt noch im Bette indem ich früh dieses schreibe. Er ist lustig und guter Dinge, streitet sich mit Wolf und macht uns oft lachen.

Ich befinde mich recht wohl und fühle daß Bewegung und Zerstreuung mich allein völlig wiederherstellen könnten, ich will daher sehen daß ich noch ein wenig herumschweife.

Du hörst bald mehr von mir, indessen Lebe wohl und fahre fort mich zu lieben.“

Der zweite Brief vom 28. August aus Lauchstädt ist

charakteristisch genug, um ihn hier folgen zu lassen. Vermutlich sind solche Worte für Christiane der schönste Lohn und der beste Trost nach ausgestandenen Sorgen gewesen.

„Mit Vergnügen wirst Du, mein liebes Kind, von August die näheren Umstände unserer vierzehntätigen Reise vernehmen, wenn ich Dir im allgemeinen sage, daß ich mich recht wohl befunden habe. Noch besser fast als die Bewegung wirkt die Zerstreuung; denn man hat keine Zeit über sich nachzudencken und über diese oder jene Andeutung eines kleinen Uebels besorglich zu werden. Von Helmstedt wirst Du einen Brief von mir erhalten haben. Nun bin ich wieder in Lauchstedt, wo es sehr still ist. Wenn es nur wenigstens gutes Wetter wäre! Ich habe vorgezogen meinen Geburtstag hier im Stillen zu begehen, um mich bald möglichst zu einigen Arbeiten zu sammeln. Am liebsten wäre ich nun wieder zu Hause; doch will ich wohl jene Bequemlichkeit noch einige Zeit entbehren und mich hier ans Baden und Wassertrinken halten. Augusten sende ich Dir. Er hat sich gar gut betragen und die ganze Reise erheitert, er wird Dir manches erzählen. Nun ist's gut daß er wieder in das Schulgleis kommt und eine Weile darinn fortgeht.

Wenn Du mir Donnerstag d. 5. Septemb. die Pferde wiederschicken wolltest, würde es wohl die rechte Zeit seyn; doch am angenehmsten wäre mir's wenn Du mich selbst abholen wolltest. Lassen es Deine häuslichen Geschäfte zu und hast Du des Vergnügens am Vogelschießen genug genossen, befindest Du Dich auch recht wohl; so thue es; doch soll es ganz von Dir abhängen. Auch noch etwas Geld müßtest Du mitbringen. Es sind mir nur 10 rh. übrig geblieben. Die theure Fourage bey der verlängerten Reise hat das meiste gekostet. Bringe etwa 50 rh. Es ist immer besser daß noch etwas übrig bleibe. Könntest Du gleich nach Empfang dieses mir ein paar Worte schreiben und auf die Post geben; so erhalte ich sie zwar spät; aber doch immer eher als der Wagen zurückkommt. Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht freue ich mich

dessen vorzüglich um Deinetwillen, so wie ich an allen Orten wo etwas angenehmes vorkam Dich im Stillen zu mir wünschte."

Noch im Herbst 1805 wurde die Sorge um Christianens Schwester Ernestine immer drängender. Sie berichtet darüber im November an Nikolaus Meyer: „Mit meiner Schwester geht es jeden Tag schlimmer; aber dennoch äußert sie immer den Wunsch, wenn Sie hier wären, so würde sie gesund!"

Im Januar 1806 starb Ernestine dann wirklich, und bald darauf die Tante Juliane.

Frau von Stein schreibt über den Todesfall am 15. Januar an ihren Sohn Fritz: „Goethes Vorlesungen gehen alle Mittwoche ihren Weg; ein Viertelstündchen wird der Politik gewidmet, oder vielmehr den jetzigen Begebenheiten, doch hat er das nicht gern. Vor 8 Tagen war eben seine Schwägerin, die jüngere Schwester seiner Demoiselle gestorben, und zwar, wie wir eben da waren, aber alle Todesfälle in und außer dem Hause läßt er sich verheimlichen, bis er so nach und nach dahinter kommt, doch soll er sie beweint haben, sie war schon lange an der Auszehrung krank." Und gleichzeitig meldet sie: „Sein Bube kommt mir auch nicht vor, als könnte er lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm stirbt. Seine Demoiselle, sagt man, betrinkt sich alle Tage, wird aber dick und fett, der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben sollen! Doch hat er auch zwei Naturen ..."

Christian August Vulpius berichtet an den Familienfreund Nikolaus Meyer nach Bremen: „Wir dürfen dem Geheimen Rat noch nicht sagen, daß Ernestine tot ist, es greift ihn alles zu sehr an" — und zeigt bei dieser Auffassung und Darstellung unendlich mehr Feingefühl und Verständnis, als Goethes gekränkte Freundin.

Am härtesten traf der Schlag natürlich Christiane, in der alle Lebenssorgen dadurch wachgerüttelt wurden. Sie schreibt an Nikolaus Meyer:

„Da ich Sie, lieber Doctor, so lange auf einen Brief von mir habe warten lassen, will ich Ihnen trotz meiner Geschäfte selbst schreiben; meine Arbeiten und Bemühungen häufen sich alle Tage mehr und ich komme fast den ganzen Tag nicht zu mir selbst; und wegen der Preußen, die bei uns sind, haben wir alle Tage etliche Offiziere zu Tische und auch welche im Hause. Und nun kommt noch dazu, daß ich dieses alles ganz allein besorgen muß. Denn die gute Ernestine hat ausgelitten und ihr Wunsch, Sie, lieber Freund, noch einmal hier zu sehen, ist nun für diese Arme auf immer dahin. Sie können sich denken, wie unaussprechlich leid es mir thut, daß für diese Jugend keine Hilfe mehr war. Die Tante ist auch ganz stumpf geworden und ich fürchte auch sehr für sie. Mit dem Geheimrath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur, daß es Flickwerk ist. O Gott, wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdürbe mir manche frohe Stunde. Außerdem würden Sie aber, wenn wir uns wieder sehen sollten, wenig verändert finden, die Tanzlust und alles ist noch wie sonst, nur das ist der Unterschied, daß ich etwas stärker geworden bin, und wenn es das Schicksal zuließe, wäre ich noch immer so heiter als sonst. Dann aber vergeht auch nicht ein Tag wo nicht, lieber Freund, von Ihnen gesprochen wird und meine jungen Freundinnen beim Theater, diese möchten alle den Herrn, der in meinem Zimmer hängt, kennen lernen. Doch diesen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen, habe ich nun beinahe auch aufgegeben, denn da Sie so viele Patienten haben, so ist es gar keine Möglichkeit. Doch will ich hoffen. Für die überschickten Neunaugen bin ich Ihnen sehr viel Dank schuldig, sie waren ganz vortrefflich. Aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie uns noch Butter schicken, wo ich für Ihre gütige Besorgung sehr danke.

Sollte die nächst ankommende sehr gut sein, so haben Sie die Güte, mir nur noch ein Fäßchen zu schicken, schreiben Sie uns alles auf und dann werden wir uns schon berechnen, und

an Egloffsteins schicken Sie mir nur selbst eine Anweisung. Geist hat kein Geld von Egloffsteins bekommen, ich will es aber gleich besorgen. Und sollten Sie auch einmal etwas von uns wünschen, ich werde es mit dem größten Vergnügen besorgen.

Der Geheimrath und August grüßen herzlich und beide werden bald schreiben.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald

Ihrer Freundin

Christiana Vulpius."

Auch diesmal läßt Goethes Mutter ein herzliches Wort des Trostes und der Teilnahme hören. Sie schreibt („Wen ichs noch packen kan, wirds fortgeschickt am 21. wo nicht den 25. April 1806"):

„Liebe Tochter!

Ihr Lieber Brief hat mir große Freude gemacht — es ist mir allezeit große Wonne von dem guten Fortgang der Gesundheit meines Sohnes zu hören — aber jetzt sind freudige Nachrichten doppelt wichtig — doppelt hertzerquickend!... Die Beyden Todesfälle die Sie gehabt haben sind mir nahe gegangen — Augst hat mir sehr viel gutes von beyden erzählt — es thut freylich weh — gute Freunde zu verliehren — und kein Trost vermag was über ein betrübtes Hertz nur die Zeit ist der einzige Tröster — der wird auch bey Ihnen sein ampt verrichten — und der Schmerz über den Verlust, wird je länger je mehr in den Hintergrund gestelt werden — Gott! erhalte Ihnen noch lange und ihr Wohlbefinden wird mir immer glückliche Tage machen."

Im Sommer 1806 war Christiane wieder in Lauchstädt, ihre Briefe aus dieser Zeit fehlen uns; in einem Briefe Goethes erfolgt die erste Erwähnung von Caroline Ulrich, der langjährigen Gesellschafterin Christianens und späteren Gattin Riemers. Während Christiane in Lauchstädt verweilte, war Goethe in Karlsbad. Am 11. August war

Goethe wieder in Weimar und verweilte dann abwechselnd dort und in Jena, bis er am 6. Oktober in Knebels Begleitung nach Weimar zurückkam.

Es war nun, als ob das Unglück Deutschlands dazu dienen sollte, Goethes Glück nach außen hin zu besiegeln. Nach der Schlacht bei Jena am 14. Oktober ließ Goethe sich mit seiner langjährigen Gattin kirchlich trauen. Wir besitzen viele interessante Dokumente über diesen Schritt, am wichtigsten ist wohl die Darstellung Riemers. Er schreibt:

„Ueber die später vollzogene gesetzliche Trauung mit dieser bisherigen Haus- und Lebensgenossin, oder ‚kleinen Freundin' wie sie G. zu nennen liebte, zumal in Briefen an Bekannte, nicht aber ‚Wirtschafterin' wie die Geringschätzung, das ganze Verhältnis entstellend und heruntersetzend, sich ausdrückt, sodaß ein Franzose gradezu ‚servante' dafür braucht — sind im Publikum ganz falsche oder nur teilweise und in einzelnen Umständen wahre Gerüchte im Umlauf, die ich zur Ehre der Wahrheit und G.'s zu berichtigen als nächster Aug- und Ohrenzeuge so berufen als verpflichtet bin.

Das unglückliche Buch von Falk hat auch hier zu jenem Credo durch seine banale Phraseologie von ‚unter dem Donner der Kanonen' eine ganz falsche Intonation angegeben, in welche, wie gewöhnlich, lieblose Schmähsucht oder leichtgläubige Unkritik einstimmend, zu seiner Verbreitung und Wiederholung beigetragen haben...

Dienstag d. 14. Okt. 1806 des Morgens um 7 uhr hörte man in Weimar ganz deutlich die Kanonade der Schlacht bei Jena. In G.'s Hausgarten vernahmen wir diesen Donner pelotonweise, weil die Morgenluft den Schall in grader Richtung brachte, der, wie der Tag zunahm, sich verminderte und endlich ganz aufzuhören schien. Wir setzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tische, wie gewöhnlich um 3 uhr etwa, aber wir hatten kaum angefangen von den Speisen zu genießen, als wir Kanonenschüsse erst einzeln, darnach mehrere hin-

tereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunig abgeräumt, G. entfernte sich durch die vorderen Zimmer, ich eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf- und abgehend. Während dessen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeschlagen.

Ich eilte durch den Hof in das Haus zurück, mich in den untern Räumen aufzuhalten. Während dessen ging die preußische Retirade hinter dem Garten dicht an der Ackerwand weg in der gräßlichsten Verwirrung.

Ich sah sie nicht, sondern hörte nur das Geschrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwankend.

Unter Angst und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effekten der bisherigen preußischen Einquartierung war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine ehrfurchtsvolle Stille die Straßen und den Platz vor G.'s Hause erfüllte.

Da kamen einzelne französische Husaren ans nahe Frauenthor gesprengt, spähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer wagte sich etwas weiter herein; wir eilten, G.'s Sohn und ich, mit Bouteillen Weins und Biers auf sie zu und reichten ihnen diese Erfrischungen, die sie aber nicht eher annahmen, als bis wir ihnen versicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erste und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis etwa an die Wohnung des Kaufmann Martini, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markt führt, absehen kann, und als er alles leer sah, gallopierte er und mehrere ihm nach in die Stadt hinein.

Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß G. zu Fuße an der Seite eines Husarenoffiziers nach dem Markte zu also vermutlich auf das Schloß ging. Erst lange nachher er-

fuhr ich, dieser Offizier, der mir als Bekannter G.'s bezeichnet wurde, habe sich sehr geheimnisvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lili als G.'s frühere Geliebte berühmt gewordenen Frau von Türkheim geb. Schönemann.

G. ließ uns vom Schloß ins Haus sagen, wir würden zur Einquartierung den Marschall Ney bekommen und außerdem noch einige Kavalleristen, sollten aber sonst niemand hereinlassen.

Es lagerten sich auch bald 16 derselben, meist Elsässer, in das Bedientenzimmer, waren aber so ermüdet von dem 16stündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie sie sagten, daß sie nach nichts als Streu verlangten und das angebotene Essen und Trinken beinahe ablehnten, und sich rasch nur an einigen Bouteillen Weins und Biers erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen; es brannten mehrere Häuser in der Nähe des Schlosses, höchst wahrscheinlich, ja gewiß durch die Franzosen selbst angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzugs in Weimar gaben, und daher auch zur Löschung selbst wieder beitrugen.

Während dessen herrschte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinströmen immer neuer zahlreicher Truppen, die auf Plätzen der Stadt biwakierten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuser drangen, um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

G. war indes zurückgekommen, aber der Marschall erschien noch immer nicht, ohngeachtet die Tafel für ihn und seine Begleiter schon lange bereit war. Die Elsasser schliefen indessen fest. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf der Hausflur hin und wiedergehend auf, um gleich zur Hand zu sein, wenn der Marschall komme, indessen aber andres Volk, das sich eindrängen wolle, abzuhalten, und im Notfall die Hülfe der schlafenden Reiter anzurufen.

Während ich so allein auf der Diele des Hauses auf und ab-

gehend verweilte, ohne Licht und nur von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuser die nötige Hellung empfangend, waren in einem der Zimmer des Hinterhauses eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die geflüchtet vor der Wut und den Mißhandlungen der Plünderer hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derselben waren der Wirtin in Bereitung der Speisen und der Heraufschaffung des nötigen Kellervorrats für den erwarteten Marschall und sein Gefolge behülflich; Andere jammerten über das wie ein Blitz hereingebrochene noch nie erfahrene Unglück und Elend, und vermehrten so die Bestürzung und Unruhe der Hausgenossen, die den Kopf zusammenzunehmen hatten, um das Nötigste und Geeignetste in dieser Bedrängnis nicht zu verfehlen.

Es war schon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Posten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenstöße an die Haustür donnerten und auf mein endliches Wer da! Einlaß verlangt wurde. Ich schlug ihn ab mit der Bedeutung, das Quartier sei schon für den Marschall in Beschlag genommen, dessen Ankunft man jeden Augenblick entgegensehe, und außerdem mit 16 Reitern belegt. Mein Einwenden wollte nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elsasser, eben den, der gleich bei seinem Eintritt ins Haus soviel Gutmütigkeit hatte blicken lassen, daß ich mit Vertrauen, er werde über diese Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, seine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für sie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen sei. Er stand auch auf, ohne ungehalten zu sein, öffnete das Fenster, schalt sie aus und verwies sie wieder in ihr Bivouak zurück, wo sie eben hergekommen mochten, um sich eine bessere Lagerstatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen sie fort, und ich glaubte mich und das Haus schon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, so pochte es wieder an

die Türe, diesmal höflicher, und verlangte mit sanfter Bitte Einlaß. Es waren die vorigen. Sie wollten sich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen, und was sie sonst noch mitleiderweckendes vorbringen mochten. Ich wies sie dennoch ab, zwar mit Bedauern aber doch mit der geschärften Bemerkung, der Marschall sei bereits da und es fände sich nirgend Platz für sie mehr. Nun wurden sie heftiger, drohten die Tür einzuschlagen; und da sie vollends die niedrigen Fenster nebenan gewahrten und durch diese bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, so machten sie Anstalten, das Fenster einzuschlagen und sich mit Gewalt in das verweigerte Asyl zu setzen. Nun hielt ich es nicht für geraten, den Widerstand weiter zu treiben, ich schob daher den Riegel zurück und ließ sie ein. Es waren zwei Kerls, Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als sie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorstellung und öffnete zum Beweis die Tür in das Zimmer, wo die Reiter schliefen. Sie überzeugten sich durch Einblick und schienen gelassener, indem sie nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speise und setzte es auf einem bereitstehenden Tisch ihnen vor. Schemel waren auch zur Hand, und so nahmen sie bald Besitz von dem allen und sprachen der Flasche weidlich zu. Der Wein schien ihnen zu munden, sie wurden heiter und gesprächig, fragten nach diesem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entschuldigte seine Abwesenheit und mochte ihnen scheinen, die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender ihn zu sehen; ich mußte befürchten, sie möchten sich selber den Weg zu seinem Zimmer suchen und es ihm dann empfindlicher entgelten lassen. Ich eilte also zu G. hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, sich den Leuten zu zeigen und sie mit mehr Gewicht abzuweisen, als ich haben könne.

Er tat es auch, ohne betroffen zu sein. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutschen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutschen käme, und wie er sich in alles zu finden und zu fügen wußte, so auch in dieses. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock, der sonst scherzhaft Profetenmantel von ihm genannt wurde, schritt er die Treppe herab auf sie zu, fragte, was sie von ihm wollten und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige ehrfurchtgebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schienen auch ihnen Respekt einzuflößen, sie waren auf einmal wieder die höflichen Franzosen, schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Umständen gemäß und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechselten Reden entfernte er sich wieder; sie schienen zufrieden und beruhigt und sprachen den Flaschen von neuem zu; bald aber schienen sie schläfrig sich nach einer Ruhestatt umzusehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten sie die nahe Treppe, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und gehen sehen. Ich eilte ihnen nach, sie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marschalls standen, und drangen hinein. Widerrede half nichts, Widerstand war so unmöglich wie töricht, ich mußte es geschehen lassen in der Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigstens und mit erfolgreichern Mitteln sie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war; mein erstes Wort bei seinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß sein Zimmer und Bett bereits von 2 Marodeurs eingenommen sei, die sich auf keine Weise davon hätten abhalten lassen. Wütend stürzte er die Treppe hinauf und in das Zimmer dringend, fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus

den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlassen konnten. Ich sehe sie noch vorübereilen, und war damals nicht ohne Besorgnis, sie möchten noch etwas von Silbergeschirr und dergleichen haben mitgehen lassen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marschall, der die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung stellte sich ein und ich erfuhr in der ersten Unterredung mit den übrigen Hausgenossen, daß, während ich die beiden Marauders in den Betten glaubte, sie dem Hausherrn auf das Zimmer gerückt wären und sein Leben bedroht hätten. Da habe seine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieser habe G. von den Wütenden befreit, sie hinausgejagt, die Türen seines Zimmers und Vorgemachs verschlossen und verriegelt.

G. selbst ließ sich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig bestürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wissen und Gedenken geschwebt.

Indes bewahrte G. von diesem Tage an eine treue Dankbarkeit sowohl gegen seinen Retter als gegen die Frau, die überhaupt in diesen Schreckenstagen sich mit großer Standhaftigkeit und Gewandtheit, ohnerachtet sie nicht französisch sprach, zu nehmen wußte, und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den sowohl die Soldaten als der Marschall und seine verschwenderischen Köche verursachten, ihr Hauswesen doch so beisammen hielt, daß sie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Dieses Dankgefühl, dieses Anerkennen, daß er ihr in diesem Augenblick das Leben schuldig geworden, war das Hauptmotiv, eine Handlung zu beschleunigen, die er bereits im Sinne habend, nur an den zur Ausführung schicklichen Moment knüpfte, wo sie als natürlich, sich von selbst verstehend, weniger befremdend und ohne Aufsehen zu erregen, sich vornehmen ließ...

In dieser traurigen Aussicht, ein ferneres Leben, wenn es noch gestattet sein sollte, als Bettler in der Fremde kümmerlich zu fristen, war ein innigeres Anschließen an eine erprobte treue Seele so natürlich, daß es keines anderen Beweggrundes bedurfte, und im Fall einer günstigen Wendung des Geschickes, nicht mehr als eine gerechte Entschädigung für bisher empfundene Nachteile und Entbehrungen, die aus der öffentlichen Meinung erwachsen mögen. Nun war seine Vaterliebe nicht allein ihr sondern auch ihrem Sohne, bei dessen Heranwachsen und bevorstehender Lebensbestimmung eine öffentliche Anerkennung schuldig.

Diese doppelten Beweggründe waren es, die Goethen gleich in den ersten Tagen der sich verlaufenden Kriegsflut und des erscheinenden Friedensbogens vermochten, das stille Gelübde seines Herzens durch eine förmliche öffentliche Trauung zu sanktionieren.

Alle Freunde und Verehrer G's. billigten und belobten diesen längst erwarteten Schritt, und so war es denn der 19. Okt., der erste Sonntag nach der Schlacht vom 14ten, wo G. mit seiner Gattin, seinem Sohne und mir als Zeugen nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakristei den Akt der Trauung vollziehen ließ. Der Ober-Consistorialrat Günther verrichtete die Zeremonie in angemessener Weise.

So demnach und nicht unter dem Donner der Kanonen der Schlacht bei Jena wie der erklärte Schwätzer (bavard) ausposaunt, nicht auf Anraten französischer Einquartierung, gleich viel ob Marschall oder Komissair, nicht auf die von andern gemutmaßten Motive und Veranlassungen hin übt G. den Akt der Gerechtigkeit und der Versöhnung mit den rezipierten Sitten und Gebräuchen seiner Zeit aus und beruhigt dadurch auch die minder selbständigen Seelen, die Frömmler und Scheinheiligen, denen das frühere Verhältnis immer etwas apprehensiv, mehr aus deutscher Verlegenheit wegen des zu gebenden Titels als an sich selbst sein mochte, obschon sie in der Gegen-

wart weniger skrupulös sich auch darüber zu fassen wußten. Denn ich habe nicht gesehen, daß diejenigen, welche in Briefen und Konventikeln darüber glossieren mochten, sich's im Benehmen gegen die Dame hätten merken lassen; noch daß Speisen und Getränke, die sie ihnen vorsetzte, darum weniger schmackhaft und annehmenswert geschienen hätten, als wenn sie von der legitimsten adeligsten Hausfrau wären bereitet gewesen. Ueberhaupt nimmt es die Welt in diesem Punkte nicht so genau, sobald Dejeuners, Diners, Soupers und musikalische Soirées der Sache eine Wendung geben, die sich hören läßt.

Uebrigens ist es merkwürdig, wie grade in der Christenwelt nichts die Frommen so sehr unterhält und mit heimlicher Schadenfreude kitzelt, als ein nicht auf die gewöhnliche Weise eingeleitetes Liebes- und Eheverhältnis. Ist es doch als spräche sich auch darin nur der Neid aus, daß einer sich herausnehme zu tun, was die andern nur zu gern auch tun möchten, wenn nur das qu'en dira-t-on nicht wäre: denn mit Gesetz und Strafe ließe sich schon allenfalls ein Abkommen treffen.

G., der nicht in diesem Wachspuppenzustand lebte, sondern ein eigenes Herz hatte, gab nichts auf dergleichen Gerede, und tat, was er vor Gott und seinem Gewissen verantworten zu können glaubte."

Goethe selbst schildert die Vorgänge des 14. Oktober nach seiner Art knapp und schmucklos, und wie er selten in seinem Tagebuch sich einen Gefühlsausbruch, ja nur eine Stimmungsäußerung gestattete, so ist auch hier mehr zwischen den Zeilen zu lesen, als in Worten ausgedrückt ist: „14. Okt. Früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Kötschau. Deroute der Preußen. Abends um 5 Uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück. Lieutenant Noisin." Und der 15. Oktober verzeichnet: „Marschall Lannes im Quartier und Ge-

neral Victor. Bei Hofe wegen Ankunft des Kaisers. Nach Hause. Beschäftigt mit Sicherung des Hauses und der Familie."

Etwas mehr über Goethes Stimmung erfahren wir aus den Berichten von Heinrich Voß, der erzählt: „Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenstand des innigsten Mitleidens. Ich habe ihn Tränen vergießen sehen. ‚Wer,' rief er aus, ‚nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne ziehen kann?'"

Am 17. Oktober schrieb Goethe an Wilhelm Christian Günther, den Oberkirchenrat von Weimar:

„Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bey mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine.

Sagen Sie mir würdiger geistlicher Herr und Vater wie es anzufangen ist, daß wir sobald möglich, Sonntag oder vorher getraut werden. Was sind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte daß sie in der Sakristey der Stadtkirche geschähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe!"

Und Heinrich Voß berichtet am 18. Oktober: „Mir war es rührend, wie Goethe am 2ten Abend nach der Schlacht, als wir um ihn versammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in diesen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten schloß: ‚So Gott will, sind wir morgen Mittag Mann und Frau!'"

Auch seine Trauung behandelte Goethe ganz kursorisch; am 19. Oktober steht verzeichnet im Tagebuch: „Trauung. Denon kam zurück von Erfurt. Absendung eines Boten nach Jena." Ihm machte seine Trauung offenbar keinen besonderen Eindruck, — sie war auch wirklich nur die äußere Förmlichkeit, die eine durch 18 Jahre bestehende Tatsache der Welt gegenüber bestätigte.



Aufgang zum Goethehaus von der Gartenseite

Am 20. Oktober steht im Tagebuch: „Den Tag bei Hofe. Abends bei Madam Schopenhauer." Das war das erstemal, daß Christiane als seine rechtmäßige Gattin an seiner Seite in der Gesellschaft erschien. Nicht als ob Goethe sie bis dahin verleugnet hätte, er hatte sich oft mit ihr gezeigt, hatte an ihrer Seite Schlittenfahrten unternommen, wenn die Weimarer Gesellschaft ihre öffentlichen Schlittenfahrten arrangierte, — aber dieser Tag war bedeutungsvoll, denn er nahm der Weimarer Gesellschaft das Recht, Christiane noch fernerhin zu ignorieren. Reinbeck berichtet über diesen ersten Gesellschaftsabend: „In der Gesellschaft im Hause der Frau Hofrätin Schopenhauer hatten wir das Vergnügen, Bertuch, Riemer, Falk, Fernow und einige Damen zu finden. Zum 1. Male erschien die Frau Geheimrätin von Goethe darin, eine Frau von noch vielem materiellem Reiz, an welcher man Gutmütigkeit und einen stets gleichen heiteren Sinn rühmte, wie dies mit Temperamenten der Art gewöhnlich verbunden ist. Später kam der Geheimrat."

Wie stand nun Christiane zu all diesen Ereignissen? Welchen Eindruck machten sie ihr? Wir wissen nichts darüber, leider sind gerade aus dieser Zeit keine Briefe Christianens erhalten. Aber sie wird wohl zuerst gar nicht Zeit gehabt haben, über die große Veränderung in ihrem Dasein nachzudenken. Denn nach den Berichten Riemers hatte sie für viel und für viele zu sorgen, und auch ihr Bruder Christian Vulpius erzählt in seinen Briefen von den grauenvollen Ereignissen der Oktobertage in Weimar und von der werktägigen Hilfe, die seine Schwester Christiane geleistet hat: „Welch ein Unglück hat uns betroffen! Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, abends 5 uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unserem Hause. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir sprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer

hat welches? Denn nicht zehn Häuser, selbst das Schloß nicht, sind verschont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinsel, Brand, — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park! Etwas Frohes! Gestern hat der Geheimrat sich mit meiner Schwester trauen lassen. Sein Haus ist verschont geblieben, er hatte stets Marschälle darin!" — Mit welcher Diskretion müssen die Vorfälle der schrecklichen Nacht vom 14. in Goethes Hause behandelt worden sein, wenn selbst Christianens Bruder nichts darüber berichtet! — Weiter schildert er: „Den 15. bis 17. waren wir im Hause des Geheimen Rats Goethe und unsere Wohnung war mit allem, was darin war, denen preisgegeben, die sie besetzen wollen. Und das geschah auch redlich. Gegen 16 Mann hausten darin, als mich endlich, da Napoleon Bücher von der Bibliothek verlangte (Vulpius war inzwischen Bibliothekar geworden), auf Requisition seines Ingenieurs d'Alma, Grenadiere in meine Wohnung einsetzten. Den 18. zog ich ein, aber wie fand ich es? Lassen Sie mich davon schweigen! Dann tägliche Einquartierung, so daß wir einmal 10 Mann hatten und kein Geld, keine Lebensmittel! — Meine Schwester stand bei, — aber den geheimen Rat selbst hat es über 2000 Taler gekostet!"

Goethe selbst berichtet seine Trauung an einige seiner Freunde. Dem Dr. Nikolaus Meyer schreibt er am 20. Oktober: „Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportablen Victualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigen Stunden eine umständlichere Antwort."

Und an Knebel schrieb Goethe am 21.: „Daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehelicht bin, wird euch freuen. Unsre Trauringe werden vom 14. Oktober datiert."

Wie diese Nachricht von Goethes vollzogener Trauung auf seine Mutter wirkte, das erfahren wir aus deren Brief vom 27. Oktober:

„Zu deinem neuen Stand wünsche dir allen Seegen — alles Heil — alles Wohlergehen — da hast du nach meines Hertzens Wunsch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen erbärmlichen Zeiten thun kann. Aber nur Gedult die Wechsel Briefe die ich von unserm Gott erhalten habe — werden so gewiß bezahlt als jetzt (da ich dieses schreibe) die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch — Ihr solt mit Eurem theil zufrieden seyn — das schwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe — schätze — verehre — daß ich Ihr selbst würde geschrieben haben, wen wir nicht in einem beständigen Wirrwel lebten — Heute werden die Straßen die zum Bockenheimer Thor führen nicht leer von Preuschischen Gefangenen!!! ..."

Und ihre Anerkennung für Christianens Tätigkeit in dieser schweren Zeit enthalten einige Zeilen aus einem Brief vom 12. Dezember:

„Einquartierung haben wir freylich noch — aber sehr wenig — wer über die See gefahren ist, fürchtet sich vor dem Main nicht u. s. w. Deinem Lieben Weibgen dancke vor den lieben Brief den Sie mir geschrieben hat — Ihr schönes — heroisches — haushälterisches Betragen hat mein Hertz erfreut — Gott! Erhalte Ihren frohen Muth — Ein fröliges Hertz, ist ein täglich Wohlleben, sagt Sirach ..."

Alle Gutmeinenden haben es wohl begriffen, daß Goethe den günstigen Zeitpunkt der Schreckenstage von 1806

wählte, um möglichst unauffällig und selbstverständlich seine Verbindung mit Christiane nach 18 Jahren noch zu legitimieren. Wenn er aber gemeint hatte, man würde nun über alles hinweggleiten und sich mit Tatsachen abfinden, an denen nichts mehr zu ändern war, so täuschte er sich. Charlotte von Stein fand seine Handlungsweise wahnsinnig und schrieb am 19. November 1806 an ihren Sohn Fritz: „Goethe läßt Dir Glück wünschen zum neugeborenen Sohn, es schien ihn zu freuen, seine Besuche sind mir nicht wohltätig, ich kann nicht offen gegen ihn sein, manchmal ist er ganz wie verrückt, und nicht allein mir kommt er so vor, sondern mehreren Menschen." Und so bestätigte ihr Verhalten und Urteil nur, wie notwendig dieses lange Hinausschieben der „Zeremonie" war, wenn Goethe seine Stellung am Weimarer Hofe nicht völlig einbüßen wollte. Hatte man doch immer neue Versuche gemacht, ihn bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn Christiane abwesend war, standesgemäß zu vermählen. Auf derartiges bezog sich wohl auch ein Brief vom 23. August 1799, in dem es heißt: „Ich danke dir, mein liebes Kind, daß Du mir zweimal geschrieben und Nachricht von Deinem Wohlbefinden und Deiner Zufriedenheit gegeben hast, ich wünsche nichts mehr, als daß sich alles dergestalt schicke und füge, damit Deine Reise auch sich als eine Lustreise endige. Mir ist es diese Zeit ganz gut gegangen und ob ich gleich nicht so viel getan habe, als ich wünschte, so ist doch meine Zeit nicht unnütz verstrichen. Ich habe mehr Besuch und es kommen verschiedene Personen, die der Garten anlockt, die ich lange nicht gesehen habe." Goethe ist viel zu zartfühlend, um zu schreiben, daß dieser Besuch auch komme, weil Christiane abwesend ist und weil die Weimarer Damen, die seine Ehe nicht ernst nehmen können und wollen, wieder neue Anstürme versuchen, um ihn mit einer aus ihrer Mitte zu verheiraten, — man dachte unter anderm auch an die Dichterin Fräulein von Imhof. —

Nach seiner Trauung hatte Goethe Gelegenheit, aufs schärfste für den Bruder seiner Frau einzutreten. Christian August Vulpius war in der Allgemeinen Zeitung als Romanfabrikant verspottet worden, und zwar hatte ein Weimarer Mitarbeiter dieser Zeitung die Schlacht von Jena und ihre traurigen Folgen zum Anlaß genommen um zu fragen, was Vulpius und seine Frau wohl aus ihren traurigen Erlebnissen in dieser Zeit machen und wie er sie als Litterat verwerten würde. Goethe schrieb deshalb sehr scharf an Cotta. Er empfand recht wohl, daß dieser Stich eigentlich gegen ihn, gegen seine Ehe mit Christiane nach dem jahrelang ganz Weimar empörenden Verhältnis mit dieser gerichtet war, und er fragte Cotta: „Ist es die Art, einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Bester, die Kritik, die den Rinaldo Rinaldini (Vulpius' Räuberroman, der in einem breiten Publikum sehr großes Aufsehen erregt hatte) verdammt, aufrufen? Wo bleiben, daß ich's grade heraus sage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am besten fruchten?" Und er ging noch weiter auf die „niederträchtige Art" dieser Äußerungen ein. So dokumentierte Goethe nach außen die menschliche Solidarität mit der verarmten Familie Vulpius selbst da, wo von keiner künstlerischen Solidarität die Rede sein kann. Und die verwandtschaftlichen Beziehungen wurden durch litterarische Gegensätze nicht getrübt. Christianens Bruder und dessen Frau sind in Goethes Tagebuch als häufige Gäste verzeichnet, und am 25. Dezember 1807 steht darin: „Abends Gesellschaft zu Augusts Geburtstag und kleine dramatische Unterhaltung von Dr. Vulpius, vorgestellt durch Dem. Elsermann, Engels, Häßler und Rinaldo" (Christian Augusts ältester Sohn, der später mit dem Kanzler Müller zusammen Goethes Testament-Exekutor war, den Goethe schon als Kind sehr gerne mochte, so daß er seiner Frau mehrmals den Auftrag gab, dem guten Kinde eine Artigkeit in seinem Namen zu erweisen).

Im Frühling 1807 reiste Christiane nun offiziell als Goe-

thes Gattin nach Frankfurt zur Schwiegermutter. Leider fehlen auch aus dieser Zeit alle ihre Berichte, aber Goethe läßt sie auch aus der Ferne an den häuslichen und Theater-Angelegenheiten genau teilnehmen, ja sogar über Toilettefragen der befreundeten Schauspielerinnen macht er ihr Mitteilung.

Christiane verbrachte eine angenehme und fröhliche Zeit in dem Kreise der gewiß nicht günstig für sie voreingenommenen Frankfurter Verwandten und gewann vor allem Frau Rats Liebe in solchem Maße, daß diese am Freitag, den 17. April an ihren Sohn schreibt:

„Lieber Sohn!

Dein Brief welcher die glückliche Ankunft meiner Lieben, Lieben Tochter mir verkündigte hat mir Hertz und Angesicht frölich gemacht — Ja wir waren sehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanst Gott dancken! So ein Liebes — herliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet mann sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über a l l e s was dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl that, war, daß alle Menschen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine solche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10Jähriger Bekandtschaft nicht hätte inniger seyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedancke Sie mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle vereinigen sich mit mir dich glücklich zu preihsen — und wünschen Euch Leben — Gesundheit — und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen...

Grüße meine Liebe Tochter hertzlich, und dancke Ihr nochmals vor das Vergnügen das Sie mir und meinen Freunden gewährt hat — auch den lieben Augst grüße auf freundlichste — Lebt wohl! Behaltet lieb
Eure Euch sambt und sonders liebende Mutter und Großmutter
Goethe.“

Nicht nur bei der Mutter, auch bei Bekannten und

Freunden fand Christiane eine solche Aufnahme, daß Goethe sich veranlaßt sah, am 17. April folgende Dankesworte an J. Stock zu richten: „Ew. Wohlgeboren haben mit den werten Ihrigen meine kleine Frau so gefällig und freundschaftlich aufgenommen, daß ich nicht genug Dank dafür zu sagen weiß. Ich habe ihr, da sie bisher so manches Ungemach erleiden müssen, von Herzen die guten Stunden gegönnt, die sie in Frankfurt in der Nähe meiner Mutter und meiner ältesten besten Freunde zubrachte."

Bald nach Christianens Heimkehr aus Frankfurt ging Goethe erst nach Jena und von dort, in Riemers Begleitung, nach Karlsbad. Auf dieser Reise fühlte er sich völlig als junger Ehemann, und trotz der vielen „Aeugelchen" mit Marianne von Eybenberg und Silvie von Ziegesar und Pauline Gotter weiß er sich nichts besseres, als Geschenke für sie zu kaufen und ihr schöne Einrichtungsstücke für den Hausstand zu schicken.

Am 1. Juli 1807 schreibt er ihr: „Durch Herrn Regierungsrat Voigt schicke ich Dir ein Schwänchen zu Deiner Reise nach Lauchstädt. Meine Absicht ist dabei, daß Du diese Dinge teils zu eigenem Gebrauch verwendest, besonders aber auch daß Du Personen, die Dir gefällig sind, einige Artigkeiten erzeigen mögest. Ich habe deshalb der Kleinigkeiten allerlei zusammengepackt. Das Kästchen selbst sollst Du der Elsermann (eine Schauspielerin) schenken und mit dem Schmuck der falschen Granaten und des bunten Glases die Theaterfreunde ausputzen, auch mit dem übrigen nach Belieben verfahren."

Und am 3. Juli:

„Dabey bleibt mein Hauptspaß allerley für dich auszudenken. Denn ich muß dir nur verrathen daß ich dir noch eine Kopfkette machen lasse von künstlichen Steinen, die so schön sind als die natürlichen nicht seyn können und welche dir gewiß viel Freude machen wird. Ich habe das Werk auf allerley Weise ausstudiert und zusammengeschafft, so daß es recht vergnüglich werden muß. Das Glaswesen kommt auch nach und nach herbey."

Am 16. Julius schreibt er ihr wieder: „Sei nicht zu karg mit dem Inhalt des Kästchens, denn ich bringe noch manches ähnliche mit. Grüße die Elsermann, danke ihr für ihren Brief und sag ihr, sie soll an mich denken, wenn sie sich im Spiegel besieht." Und meldet auch noch: „Sehr schönes Glaswerk habe ich angeschafft, das eigentlich auch nicht theuer ist; womit du Tafel und Theetisch zum schönsten ausputzen kannst; und sonst ist auch noch allerley Geld vertändelt worden für Sachen, womit ich aber doch dir und andern einige Freude zu machen hoffe."

Und am 10. August:

„Ich lege abermals ein Endchen Spitze bey, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich und bereite mir einen geselligen Winter."

So wußte sie, wozu sie ihn in einem späteren Briefe auffordert, daß er über all die Augelchen seinen „älsten Schatz", das ist eben sie, nie vergessen kann und daß auch die „Zeremonie" in keiner Weise störend und trennend wirkte.

Bei Christiane scheint das neue Lebensverhältnis nicht viel geändert zu haben. Wenigstens spricht dafür ein Brief von Nikolaus Meyer, den sie nach ihrer Rückkehr aus Lauchstädt im Sommer 1807 schrieb und der ganz den alten, harmlos liebenswürdigen Ton zeigte.

„Lieber Doctor!

Daß es mit dem Schreiben mit mir noch immer schlecht bestellt ist, wissen Sie besser als daß ich mich deswegen zu entschuldigen brauche wegen meines Schreibens, und nie werde ich einen mir so theuren Freund als Sie mir sind vergessen; und mit neuen Freundschaften ist es der Fall auch nicht. Aber erst gestern bin ich von Lauchstädt zurückgekommen, wo dieses Jahr sehr brillant war, es ist trotz der Stärke doch wieder viel getanzt worden. Bei meiner Ankunft habe ich mich des schönen Porzellans gefreut, wovon nichts als 1 Teller entzwei ging. Der Geheimrat, den ich in 14 Tagen erwarte, wird sich

gewiß auch sehr darüber freuen und ich will Ihnen von mir einstweilen den schönsten und besten Dank dafür sagen, so auch für die schönen Häringe. Was unsere Rechnung betrifft, werde ich wohl auch nicht viel wissen, ich glaube es ein Bißchen aufgeschrieben zu haben, kann es aber nicht gleich finden, Sie werden gelegentlich auch nachsehen. Wegen der Schriften und Landschaften soll alles, sobald G. kommt, besorgt werden und gleich sollen Sie beides erhalten.

Nun aber auch ein Wort von Ihrer lieben Frau. Ich freue mich sehr, daß sie sich bei diesen Umständen so wohl befindet und ich wünsche, daß alles recht gut von Statten gehen, noch auch daß beider Wunsch wegen des kleinen Prinzen in Erfüllung gehen möge. Grüßen Sie sie herzlich von mir und schreiben Sie mir ja gleich wie es steht, wenn es so weit ist; und ich bitte, daß Sie mich beide in gutem Andenken behalten möchten. Sobald Riemer wiederkommt so sollen Sie einen ausführlichen Brief haben. Denn mit meinem Schreiben sieht es immer schlechter aus weil ich fast gar nicht schreibe. Mit August habe ich es besorgt und hoffe, daß er es auch recht gut besorgen soll."

Auch in ihrer Stellung zum Theater blieb alles ziemlich unverändert, sie erhielt auch weiterhin allerlei Aufträge für die Mitglieder, so auch in dem Brief vom 27. Juli 1807, in dem es heißt: „Daß Du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung bist und bleibst, ist mir sehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in diesem Zirkel entstehen, gar leicht vermieden oder wenigstens viel schneller abtan werden könnten, als gewöhnlich geschieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weise behandeln. Du kannst alle von mir grüßen und ihnen sagen, daß ich nur wünsche, meine Gesundheit möge auch diesen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernsthaft und anhaltend einer Anstalt annehmen könne, die so

weit gediehen ist, daß es uns denn doch nicht leicht jemand nachmachen wird."

Nur in einer Beziehung wurde ihre Lebensstellung sicher anders und zwar in bezug auf die Geselligkeit. In dem Brief vom 16. Juli 1807 kündigte er ihr den Besuch einer Karlsbader Bekanntschaft an:

„Resident Reinhard mit seiner Familie geht morgen ab über Dresden und kommt wahrscheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sey freundlich gegen sie, wenn sie dich besuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu sehen und kennen zu lernen. An ihm wirst du einen ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern du zu ihr einiges Verhältnis haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig: Eigenschaften, die du dir nicht anmaßest. Sie kennt Mme. Schopenhauer und hofft auch mit ihr in Weimar zusammen zu treffen. Mehr wüßte ich jetzt nicht zu sagen, als daß ich dich ersuche, die Herrn Wöchner und die übrige Gesellschaft zu grüßen. Unserm berlinischen Kleeblatt gönne ich deine Ankunft in Lauchstädt. Aus den Relationen Genastens und des H. Rochlitz konnte ich schon sehen wie es eigentlich mit ihnen stand. Es ist eben auch eine Prüfung, durch die sie hindurch mußten. Da sich Mme. Beck als Gast bey der Gesellschaft aufhält, so kannst du ja wohl einleiten, daß die Hagestolzen gegeben werden. Lebe übrigens recht wohl und in der Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens."

Das wäre früher in dieser Weise wohl nicht geschehen. Auch in dem Brief vom 27. Juli kündigt er ihr an:

„Da wir so unerwartet Friede haben, der sich wohl so bald nicht erhoffen ließ, so wollen wir auf eine zwar stille und bescheidene, aber um desto gemütlichere Art unseres Lebens den nächsten Winter genießen. Richte Dich darauf ein, daß wir unsere alte Gastfreiheit fortsetzen können."

Übrigens muß Christiane ihre Aufgabe Reinhards gegenüber zufriedenstellend gelöst haben, denn Reinhard schreibt am 9. August an Goethe: „Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunstschätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hof oder im Wolzogenschen Haus zubrachten."

Man hat auch durchaus nicht den Eindruck, daß der Vergleich, den Goethe zwischen der Frau Reinhard und seiner Gattin zog, zu der letzteren Ungunst ausgefallen ist. Sie war und blieb ihm eben der liebe kleine „Hausgeist", der „Hausschatz", dem er in jeder Beziehung volles Vertrauen schenkte und schenken konnte.

Im Frühling 1808 verließ August das Vaterhaus, um in Heidelberg zu studieren, und Christiane hat die Trennung von dem einzigen Sohn schmerzlich empfunden, das zeigen ihre Briefe vom 28. April und vom 16. Mai:

„Lieber August!

Deine uns so lieben Briefe als auch Dein gutes Lob von Frankfurt aus hat mir und Deinem Vater sehr viel Freude gemacht. Sei nur fort brav und gut und lerne was, so wirst Du uns beide ganz glücklich machen.

Wir leben hier ganz stille und bei uns ist nichts merkwürdiges vorgefallen. Der Vater befindet sich ganz leidlich und ist itzo in Jena und denket etwa so den 11. oder 12. abzureisen nach Carlsbad. Ich beschäftige mich mit dem Garten, der schon sehr bepflanzt ist, und allerlei häuslichen Arbeiten. Vom Theater grüßt alles, besonders Deny, der sehr oft an dich denkt und auch die Komödienzetteln gesammelt hat. Schreibe mir recht bald, wie es Dir in Heidelberg gefällt und wie es Dir mit der Kost geht. Der H. v. Arnim hat dem Vater geschrieben, daß er so wohlfeil und gut speist. Schreibe mir ja recht bald. Denn so lange als Du noch in Frankfurt warst, wußten wir, daß Du gut versorgt warst, aber nun sorge selbst gut für Dich und

schreibe mir ja recht oft und laß mich weniger schreiben; Du weißt, daß mir das Schreiben sauer wird.

Lebe wohl, denke fleißig an Deine Dich herzlich liebende Mutter C. v. Goethe."

„Lieber guter August!

Ich dank Dir recht sehr vor Deine lieben Briefe, schreibe mir ja recht oft, denn Deine Briefe, die machen mir in meiner Einsamkeit doch frohe Stunden. Der Vater ist am Donnerstage nach Carlsbad und ich bin nun so ganz allein in dem großen Hause. Bei jedem Schritt und Tritt wünsche ich mir, wenn wir beide nur zusammen wären. Dein liebes Bild grüße ich alle Morgen und unterhalte mich mit ihm und freue mich schon voraus, wenn wir uns auf Ostern in Frankfurt sehen werden. Deine Briefe sind gleich den 2. Tag abgeholt worden und da war sie auch schon getröstet und sagt, es wäre alles nur dummes Zeug gewesen und es wär recht gut, daß es so gekommen wäre. Sie kam auch zu mir und ist lustig und guter Dinge. So laß Du es auch gut sein und gräme Dich ja nicht, denn sie verdient es gewiß nicht. Voß dank recht schön vor seinen Brief, ich werde ihm nächstens schreiben. Dein letzter Brief, den Du an Bartholomäi geschrieben hast, hat dem Vater sehr gefallen. Er hat ihn von Riemer abschreiben lassen und er ist allen Damen produziert worden; es war so ein hübscher Styl darin. Deinen Wechsel wirst Du von Bethmanns erhalten, aber ohne allen Rabatt. Schreibe mir nur recht oft, auch wenn ich in Lauchstädt bin. Den 18. Juni gehe ich weg, da kannst Du die Briefe an die Dr. Buchholz addressieren. Sie grüßt Dich herzlich und wird bald antworten. Sie ist krank gewesen, aber wieder besser. Vom Theater grüßt Dich alles, besonders Deny, und wenn Du bald antwortest, so wirst Du einen rechten langen Brief erhalten. Eh ich weggeh, so schicke ich Dir auch alle Komödienzettel. Heß empfiehlt sich Dir noch herzlich, er ist doch noch abgegangen und Eberwein dirigiert itzo das

ganze Wesen und es geht auch gut. Am ... (?) zu tanzen, ist hier garnicht zu denken. Nun bitte ich Dich, sei nur recht fleißig, daß der Vater Freude an Dir hat, und wirst Dich dann auch sehr freuen, wie gut er alles mit Dir vorhat. Denn er hat Dich sehr lieb, das habe ich erst recht gesehen, wie Du weg warst. Die erste Zeit hat er fast nichts gegessen. Sein einziger Wunsch ist nur, daß Du was lernen möchtest, und hoffe ich von Dir. Leb wohl mein lieber Sohn.

Deine Dich liebende Mutter Goethe."

Trotz aller Sehnsucht mußte ihre mütterliche Klugheit Augusts Entfernung aus Weimar und aus dem Kreise seiner dortigen Gefährten gut heißen, denn er hatte einen kleinen Roman zu erleben begonnen, dessen weitere Entwicklung Christiane nicht gerne gesehen hätte. Schumann hieß das Mädchen, an das August sogar ein Liedchen gerichtet hatte, und das Christiane immer wieder und wieder ihm zu verleiden bemüht war.

Goethe ging im Mai 1808 wieder in Riemers Gesellschaft nach Karlsbad und wie Trennungen gewöhnlich den Blick klären für die nur zu gewohnten Zustände des Alltags, so scheint es auch hier der Fall gewesen zu sein. Wenigstens schreibt Goethe in seinem Brief vom 29. Mai: „Da habe ich denn Zeit, allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die Du an mir tust und mir das Leben so bequem machst, daß ich nach meiner Weise leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für Dich und den guten August sorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was Du von Heidelberg gehört hast, mag für den Anfang recht gut sein; wenn er nur nicht des Guten zu viel tut und zunächst müde wird. Doch das wird sich alles geben und eins aus dem andern entwickeln." Und dann folgt wieder ein Theaterauftrag: „Mit den Theaterfreunden mache Du's nur immer auf alte Weise, anfangs nicht zu viel getan, damit man nicht zurückzugehen braucht. Hast Du

dem Herrn Meusel und andern, denen wir eine Artigkeit schuldig sind, etwas erzeigt? Versäume es nicht."

Am 15. Juni wird es ihm in finanzieller Beziehung ein wenig bange um den jungen Heidelberger Studenten. Er berechnet seinen eigenen Verbrauch und beschließt dann, dem Sohne nach einer kleinen Zeit der Sorge, die er offenbar für erziehlich hält, in Geldnöten beizuspringen:

„Unsre Haushaltungsordnung ist sich die ersten vier Wochen sehr gleich geblieben, wir brauchen zur Bestreitung alles nötigen wöchentlich etwas über 20 rh. Das Papiergeld fällt noch immer, dergestalt daß man bei den fixen Ausgaben einigen Vorteil hat; denn Handwerker und Handelsleute steigern ihre Preise von Zeit zu Zeit.

Augustens Briefe machen mir viel Freude. Es ist freilich was eignes so allein in der Welt zu stehen und alles baar bezahlen zu müssen, da man zu Hause so vielen Hinterhalt und Ausflüchte hat. Er mag sich noch ein wenig hinhelfen, damit er sieht, was das Geld wert ist; dann kann man ihm ja wohl mit etwas außerordentlichem beispringen.

Übrigens werden wir beyde selbst recht wohl tun wenn wir wieder zusammen kommen, daß wir unsre Finanzpläne, die seit dem 14. Okt. noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten gemeinschaftlich bedenken und aufs neue einrichten."

Auf diese Geldnöte des Sohnes bezieht sich wohl auch Christianens Juni-Brief an August:

„Lieber guter August!

Ich freue mich sehr, daß ich gehört habe, daß Du so fleißig bist und daß es Dir so wohl gefällt. Sei nur wegen der Ausgaben ruhig und denke nur, daß der liebe Vater so gut ist, daß er Dir gewiß geben wird, was Du brauchst, wenn er weiß, daß Du es ordentlich anwendest, und auf eine Kleinigkeit von mir kannst Du auch immer rechnen. Wenn ich kann, so findest Du in diesem Brief etwas, oder von Lauchstädt aus. Aber zu Michaeli sollst Du mehr haben.

Aber sehnen tu ich mich sehr nach Dir und um 11 uhr ist mir immer, als müßtest Du aus der Schule kommen, und ich sehe mich immer nach Dir um, und bei allen meinen kleinen Gesellschaften wird immer Deine Gesundheit getrunken.

Briefe habe ich vom Vater. Der befindet sich sehr wohl, besser als voriges Jahr. In der Lotterie habe ich nicht mehr als 75 Gulden gewonnen und davor nehme ich mir ein neues Los und da gewinn ich gewiß und wenn Dir eine Not sollte mit Geld vorkommen, so rate ich Dir, Dich an die Bettine zu wenden; doch dies tu nur im Notfall, der Vater wird es alsdann doch bezahlen.

Den 22. geh ich nach Lauchstädt, da schreibe mir ja bald, ich will Dir von da auch schreiben. Leb wohl. Alle gute Freunde grüßen Dich, besonders Deny; schreib ihm doch, von dem wirst Du alsdann einen rechten langen Brief erhalten. Lebe recht wohl und sei brav.

Deine Dich herzlich liebende Mutter

C. v. Goethe."

Aber der Vater beschäftigt sich nicht nur mit dem Sohn, und nicht nur dessen Angelegenheiten berät er mit der Mutter. In dem schon genannten Brief stehen wieder Aufträge fürs Theater und er sorgt auch für ihr materielles Wohlergehen:

„Das Theater betreffend wirst du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemerken damit mir nichts fremd sei wenn wir wieder zusammen kommen. Grüße sie sämtlich. Die musikalischen Uebungen halte ja zusammen. Es ist diese Unterhaltung mehr wert als man denkt wenn man sie haben kann.

Nun lebe recht wohl. Ich habe einen sehr artigen Brief von der Bardua aus Dresden, die sich dir schönstens empfiehlt. Zum Schlusse sag ich nur noch, daß ich dir ein Paar köstliche Rindszungen gekauft habe und will sehen sie nach Leipzig zu bringen, von wo du sie leicht erhalten wirst. Ich freue mich auf Nachrichten von dir."

Am 2. Juli schreibt er ihr dann besorgt um ihre Gesundheit:

„Da ich überzeugt war, daß es dich freuen würde, einen Brief von mir in Lauchstädt zu finden, so eilte ich, dorthin zu schreiben und danke dir nun für die baldige Nachricht deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl und ich wünsche nur auch daß du dich bald völlig herstellst. Wenn ich dir raten sollte; so machtest du bald möglich eine Partie nach Leipzig, besuchtest Herrn Dr. Kappe, brächtest viele Empfehlungen von mir und erzähltest ihm deinen Fall. Er gibt dir gewiß einen tüchtigen Rat und du hast alsdann den ganzen schönen Sommer vor dir um ihn zu befolgen, anstatt daß du dich doch jetzt auf wunderliche Weise herumschleppst. Schreibe mir doch gleich deine Gedanken darüber, oder vielmehr führe es aus und schreibe mir von Leipzig."

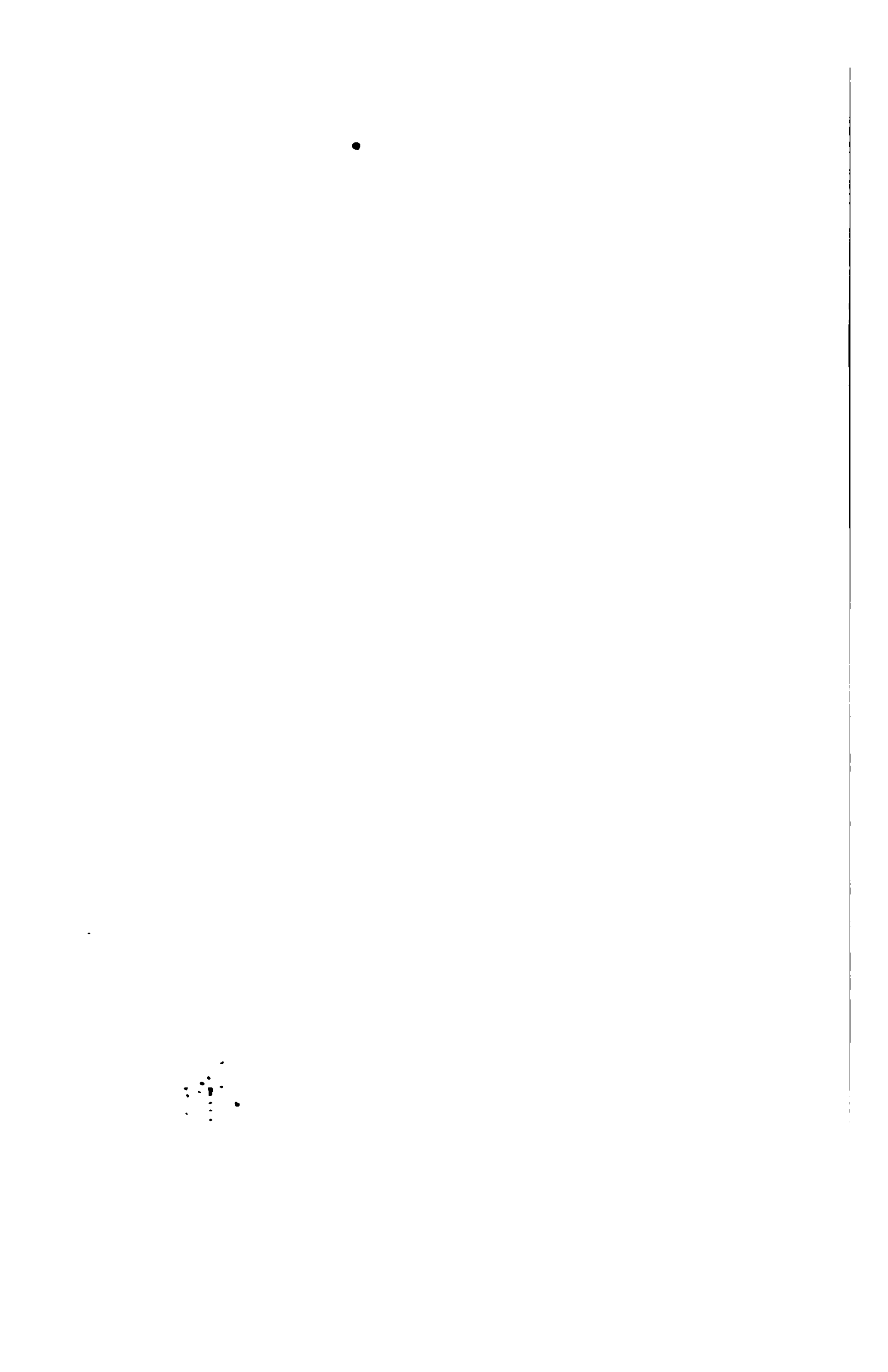
Dann folgen heitere Berichte über das Karlsbader Leben und daran schließen sich Trostworte:

„Daß sie in Weimar gegen Frau von Stael übels von dir gesprochen haben mußt du dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders; keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien, und da er sie ihm nicht nehmen kann; so verkleinert er oder läugnet sie, oder sagt gar das Gegenteil. Genieße also was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben hast und suche dir's zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unsrer Sinnesweise leben können ohne uns um andre zu bekümmern."

Wer diese tadelfrohen „sie" waren, darüber kann kein Zweifel bestehen. Frau von Stein und Frau von Schiller waren unerbittliche Gegnerinnen und in ihnen haben wir die Quelle alles Klatsches, aller Gehässigkeit, die Christiane noch nach 100 Jahren zu verfolgen scheinen, aller Geringschätzung und Selbstüberhebung, mit der auf sie herabgeschaut wurde. Frau von Stein war kurzsichtig genug, nicht einzusehen, daß sie sich selbst herabsetzte, indem sie ihre Nachfolgerin herabzu-



Goethe (?): Studie zu Christianens Bildnis



drücken versuchte, daß es auch für sie nicht gerade schmeichelhaft war, von einem Manne erwählt gewesen zu sein, der nach ihr eine Dirne, eine ungebildete dumme Köchin, eine Säuferin liebte und als Gattin in sein Haus nahm. Sie und ihr Anhang hat nicht so weit blicken können und hat Christianen alle diese Eigenschaften zugeschrieben, ohne sich der Rückwirkung auf sie selbst bewußt zu werden. Selbst ihrem Sohn Fritz, der doch gewiß Goethe nahestand, und dem sie aus pädagogischen Gründen den inneren Halt nicht hätte rauben dürfen, den das Idealbild Goethes ihm geben konnte, hat sie harte und scharfe Äußerungen über den Freund und seine „Demoiselle" geschrieben. Aber gegen diese Äußerungen werden wir berechtigter Weise mißtrauischer, wenn wir lesen, wieviel häßlicher Klatsch auch sonst noch in ihren Briefen steht, wie sie sich nicht zu fein fühlt, um sehr gemeine Äußerungen über das Verhältnis des Herzogs zu der Schauspielerin Jagemann — Frau von Heygendorff — zu kolportieren. Man lese darüber die Briefe an Fritz von Stein, die im Insel-Verlag erschienen sind.

Dennoch suchte Goethe den Verkehr unter allen Umständen aufrecht zu halten. Und Christiane machte es ihm leicht. Schon im Frühjahr 1797, als der Konflikt noch brennender und die Empfindungen daher natürlich auch gereizter waren, schrieb sie an Goethe, daß sie Frau von Stein, die darum hatte ersuchen lassen, Spargel durch ihren Sohn August geschickt habe, und Goethe antwortet darauf am 28. Mai: „Der Frau von Stein schicke ja von Zeit zu Zeit etwas Spargel und schicke das Kind überhaupt manchmal hin." Und August berichtet auch glückstrahlend dem Vater, daß Frau von Stein ihm acht Groschen zum Jahrmarkt geschenkt habe. Es berührt etwas sonderbar, daß sich Frau von Stein von Christiane Spargel schicken läßt, ja daß sie selbst darum ersucht, aber Frau von Stein hat in diesen Dingen offenbar anders empfunden, und man muß an Riemers Urteil über die Stellungnahme der Weimarer Gesellschaft zu Christiane denken (siehe Seite 95.)

Christiane hat, so viel wir ersehen können, niemals ein hartes Urteil über ihre Gegnerin geäußert, wie auch Frau von der Recke nach ihrem Tode über sie schrieb: „Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von andern Böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, so weit ich sie kannte, so, daß ich es mir sehr wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte: ‚Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe'." An Elisa von der Recke schrieb Goethe am 8. November 1811 aus Weimar: „Auch ich und die Meinigen haben davon (von Frau von der Reckes Wesen) vergangenen Sommer die wünschenswertesten Wirkungen erfahren (in Karlsbad, wo die Familie Goethe mit Frau von der Recke zusammengetroffen war). Meine Frau, die sich Ihnen angelegentlichst empfiehlt, ist noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte und in unsrem kleinen Familienkreise wird Ihr Andenken als eines wohltätigen Genius verehrt. Möge uns das Glück beschert sein, Ihnen, Verehrte, wieder an der heilsamen Quelle zu begegnen und uns von Ihrem Wohlbefinden gegenwärtig zu überzeugen."

Wie sehr unterscheidet sich diese an Christiane gerühmte Diskretion von der ihrer Gegnerinnen Charlotte von Stein und Charlotte von Schiller! Bezeichnend hierfür mag ein Brief der letzteren an Caroline von Mecklenburg-Schwerin, der geborenen Prinzessin von Weimar sein. Mitte Januar 1812 schreibt sie: „... Unsere Freundin St(ein) geriet auf den Gedanken, alle Papiere, die Sie auch sehen möchten oder sahen, mir zu zeigen. Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen und klagte über das Schicksal unserer Freundin und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlösse sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen und meine Liebe solle

ihr folgen bis in das Grab. Ich komme von dem Lesen in eine Gesellschaft zu Frau v. R., die ihn mit der dicken Hälfte hat, und er fing an, so von der Vergangenheit zu sprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben gelesen, von denen er historisch in den Briefen sprach, weil er eine Reise beschrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter z. B., daß es mich unaussprechlich wunderte."

Also hat Frau von Stein hier offenbar die Briefe oder einen Teil der Briefe Goethes nicht nur der Freundin, sondern auch der jungen Prinzessin gezeigt gehabt oder zeigen wollen, und im Zusammenhang mit diesen Liebesbriefen, die uns heute noch als etwas Heiliges erscheinen, wird von Goethes Gattin per „die dicke Hälfte" gesprochen. Ein andermal meint Lotte Schiller, als es sich um eine Freimaurerfeier handelt, zu der nur Frauen von Freimaurern zugelassen werden, wenn sie der „dicken Hälfte" zum Tausch eine Schale Punsch anböte und statt ihrer zu dem Fest gehen könnte, dann wären sie beide an ihrem Platze.

In dem schon genannten Brief vom 2. Juli 1808 heißt es dann weiter in bezug auf den Sohn und auf das Theater: „Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß, beide übereinstimmend unter sich und mit dem, was wir von August wissen. Er macht seine Sache ganz artig und selbst, daß er nicht unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadeln. Die Zeit, die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemütlich zubringen. Wenn das Theater im ganzen gut geht, bin ich wohl zufrieden, im Einzelnen wird es nie an Händeln fehlen. Wäre ich gegenwärtig gewesen, so würde ich mich sehr deutlich erklärt haben, inwiefern eine Schauspielerin auch gegen ihren Mann von mir geschützt werden muß. Halte, was Dich betrifft, nur das Singechor zusammen. Wer weiß, was daraus entstehen kann, wenn wir es einige Jahre fortsetzen. Und manche Unterhaltung verschafft uns diese kleine Anstalt für den Winter. Grüße die sämtlichen Glieder, auch die Elsermann. Für Eberwein lege ich ein Blättchen bei,

er sendet's an Herrn Hofkammerrat und bringt bei demselben auf eine anständige Weise sein Gesuch gleichfalls an. Das beste wäre, er sendet das Blatt seinem Vater, daß dieser die Sache mündlich ausmacht, nämlich wann Eberwein weggehen kann und auf wie lange."

Das war eine von Christianens großen Leistungen, daß sie die „Singstunde", den Hauschor zusammenhielt, der bei Goethe die Sonntagsmusiken ausführte, zu denen die Weimarer Gesellschaft und oft auch der Hof oder einzelne Glieder desselben geladen wurden und sich einfanden.

Am 1. August 1808 sendet Goethe die Verordnung des Dr. Kappe, den er in Karlsbad und Franzensbrunn um seiner selbst willen wie auch wegen Christiane konsultiert hatte. Vom medizinischen Standpunkt berührt das Gutachten dieses Arztes etwas merkwürdig, da es auf keine persönliche Untersuchung, sondern nur auf den Bericht eines Merseburger Arztes basiert ist. Vom psychologischen Standpunkt aus aber müssen wir etwas näher darauf eingehen, denn er verordnet als Getränk — — roten Wein mit Wasser und schwerlich würde die ärztliche Verordnung an eine Trunksüchtige Weingenuß enthalten haben, am wenigsten in jener Zeit, wo man die Entziehungskuren nicht so langsam und individuell kontrollierend einzurichten verstand wie heute.

Und damit wäre die Legende von Christianens Trunksucht schon in gewissem Sinne widerlegt. Aber ein wenig genauer muß doch noch auf diese schlimmste Verleumdung eingegangen werden. Die Sage von der Trunksucht ihres Vaters kommt weiter nicht in Betracht, sie ist viel zu wenig belegt, um gelten zu können. Es ist kaum anzunehmen, daß Christiane als armes Mädchen vor ihrer Aufnahme in das Goethe'sche Haus viel Wein sich beschaffen konnte. Erst bei Goethe, der der „allerliebsten Delila" Flasche sehr zugetan war, dürfte sie sich an diesen Genuß gewöhnt haben, und während er 1797 von Frankfurt aus seine Reise nach Schwaben und der Schweiz

fortsetzt, entbehrt sie den Wein schwer und das „Mägligen“ tut ihr gewaltig wehe, denn die vorhandenen „Budelgen“ muß sie auf eine Gesellschaft aufsparen, zu der alle ihre Freunde kommen. Das wäre ein positiver Beweis gegen ihre Trunksucht. Nie hat, wie jeder Arzt bestätigen kann, ein Trunksüchtiger Selbstbeherrschung genug besessen, um Wein zu irgendeinem Zwecke aufzusparen. 1804 will Goethe für Christiane an ihrem Geburtstag in Weimar eine Flasche Champagner bereithalten, um sie gut und freundlich bei ihrer Rückkehr aus Lauchstädt zu empfangen. Wein war für Goethe zeitweilig Arzenei. Von seinem Freund Heinrich Meyer sagt er einmal, dieser hätte einer Krankheit und Kur entgehen können, wenn er nicht so eigensinnig gewesen und zu rechter Zeit ein Fäßchen Madeira getrunken hätte, anstatt irgendein Mineralwasser zu genießen, und am 12. September 1809 schreibt Goethe an Christiane, daß er vorzüglich von Wein und Schokolade lebe. Am 17. April 1810 klagt er aus Jena: „Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich 4, 5 Tage bloß von Cervelatwurst, Brot und rotem Wein gelebt habe“ und 1812, am 15. Mai, berichtet er aus Karlsbad: „Durch die Gefälligkeit des Postmeisters, den ich mit der neuen Zuckerfabrikation bekannt machte, haben wir noch kurz vor Torschluß 80 Bouteillen Ofner (leider klein Gemäß) um billigen Preis bezogen und sind also wegen dieses Hauptpunktes sicher.“ Am 24. Mai schreibt er wieder: „Nach dem Gelde ist wohl der Wein am meisten wert, daß man sein gedenke. Wir haben unseren Bedarf bis Ende Juni im Keller; alles aber wohl überlegt, mußt Du Dir notwendig selbst welchen mitbringen.“ Demnach reichten nach Goethes Berechnung 80 Bouteillen von Mitte Mai bis Ende Juni — und dennoch hat man im allgemeinen Goethe noch nicht unter die Säufer gerechnet und muß auch sagen, daß seine geistigen Fähigkeiten für einen Trinker sehr gut und lange Widerstand zu leisten vermochten. Am 15. November desselben Jahres schreibt er wieder aus Jena an Christiane: „Nur will der

Wein immer nicht auslangen, denn wir selbst und einige unserer Freunde konsumieren immer etwas mehr als ausgesetzt ist. Sende deswegen immer noch etwas Languedoc und Würzburger, der Elsasser wird wohl reichen." Klingt das nicht fast, als ob sich Goethe bei Christiane halb scherzhaft wegen seines Weinkonsums entschuldigen wolle?

1809 berichtet Wilhelm Grimm: „Tags darauf wurde ich zum Mittagessen bei ihm eingeladen. Seine Frau, die sehr gemein aussieht, ein recht hübsches Mädchen, dessen Namen ich wieder vergessen, die er aber, däucht mir, als seine Nichte vorstellte, und Riemer waren da . . . Er invitierte mich immer zum Trinken, in dem er an die Bouteille zeigte und leis brummte, was er überhaupt viel tut. Es war sehr guter Rotwein und er trank fleißig, besser noch die Frau." Das ist die erste und einzige Stelle, die ich finden konnte, die Christianens Trinken in den Vordergrund stellt, während ich noch eine ganze Reihe Briefstellen von Art der oben zitierten anführen könnte. Ob Wilhelm Grimm nicht stark beeinflußt gegen Christiane hinkam, ob nicht auch er schon viel Böses über sie gehört hatte, wie die oben zitierte Briefstelle in bezug auf Frau von Stael angibt, das wage ich nicht zu entscheiden. Die Stelle von dem „gemeinen Aussehen" läßt keinen Schluß darüber zu, denn das Wort gemein in diesem Zusammenhang braucht nichts anderes zu bedeuten als alltäglich.

Jedenfalls ist es auffallend, daß Goethe in keinem Briefe Christianen ein Maßhalten in bezug auf den Weinkonsum anempfohlen hat, während er das Maßhalten in bezug auf Tanzen und Äugelchen machen öfters anrät. Warum hätte er sie da nicht auch vor übermäßigem Weingenuß gewarnt, wenn eine solche Warnung nötig oder auch nur am Platze gewesen wäre? Gewiß war auch ihm das Weimarer Getrătsch über ihre Trunksucht zu Ohren gekommen.

Aber es scheint fast, als habe er mehr ihre Kritik in dieser Beziehung gefürchtet, wenigstens schreibt er ihr am 5. März

1807, als sie in Frankfurt bei der Mutter war: „Mit dem Keller geht es schon ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu beobachten, ob ich etwa mich um ein Nößel irren möchte; und so wirst Du die Tabellen mit dem Vorrat übereinstimmend finden." Und so dürfte auch Christianens Trunksucht ins Reich der bösen Märchenerfindungen zu verbannen sein. Übrigens ist bei Beurteilung dieser Frage auch die Notwendigkeit des Weinkonsums infolge der fehlenden Wasserleitungen zu berücksichtigen.

Am 7. August 1808 ist er immer noch um ihre Gesundheit besorgt, und ihre üble Laune, die zweifellos zu den Krankheitssymptomen gehört, will er durch Trost und Vergleiche mit der schlimmen Lage anderer Freunde bessern. Gleichzeitig regt er zu Zerstreuungen an, damit neuer Unterhaltungsstoff gegeben werde:

„Die Schachtel wird nun angekommen sein, auch wirst du nach Kappes Verordnung nunmehr verfahren und ich hoffe es soll besser werden, da denn doch das Uebel von keiner Bedeutung zu sein scheint. Wir wollen künftig uns aber nicht so lange mit Unglauben hinschleppen und besonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erst recht kennen gelernt, was das für ein trefflicher Mann und Arzt ist. Wenn die gute Laune sich nicht einstellen will, so denke nur über welche ungeheure Uebel wir hinausgekommen sind und wie es uns vor Millionen Menschen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrat v. Stein, seine junge schöne liebe Frau ist ihm gestorben, die einzige Tochter sehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden wie es in der Welt aussieht, da von allen Enden Menschen zusammen kommen. Es ist ein Jammer nur hinzuhorchen.

Du tust wohl, in Lauchstedt bis zu Ende zu bleiben und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht zu Ende führen. Wenn wir wieder zusammenkommen, machst Du

mich mit den Ereignissen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch schon hinauskommen. Auf die Musik freue ich mich bei Eberweins Wiederkehr.

Dein Geburtstag ist doch glücklich und fröhlich gefeiert worden?

Solltest du nicht auf einige Tage nach Dessau gehen? Ich wünsche daß du diese Sachen in der schönen Jahreszeit sähest. Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine neue Unterhaltung. Daß du nicht nach Carlsbad kamst war wohlgetan, ich habe mich an den Gegenden schon so abgelaufen, daß sie kein Interesse mehr für mich haben. Uebers Jahr müßtest du gleich Anfangs mit mir her, nach deinen Zuständen taugt dir zwar der hiesige Brunnen nichts; aber es wäre dich umzusehen und wir könnten am Eger Brunnen länger verweilen, der dir doch wohltätig ist.

Was mich betrifft; so mag ich von hier nicht fort; ich komme sobald nicht wieder in die Arbeit, wie ich jetzt im Zug bin, in Weimar bin ich nicht nötig; ja, der Herzog hat mir von Teplitz sehr freundschaftlich geschrieben, ich solle mir nach Möglichkeit wohl sein lassen. Also will ich es noch eine Weile so forttreiben, bis es unvermeidlich ist von Wöchnern und Austeilungen zu hören."

Darauf folgt dann noch ein Bericht über wirtschaftliche Verhältnisse und Geldausgaben, die Goethe mit einem größeren Geschenk für seine Frau, das auch darunter ist, annehmbar zu machen sucht.

Am 19. August 1808 schreibt er ihr noch über menschliche Schwierigkeiten, über die Klatschereien, gegen die sie auch als seine Gattin nicht geschützt war, was schon mehrfach erwähnt wurde.

„Wenn die Leute dir deinen guten Zustand nicht gönnen, und dir ihn zu verkümmern suchen; so denke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum; so heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht

sich jetzt ein Geschäft daraus meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort. Ich habe die wunderbarsten Anträge, die wir zusammen überlegen wollen."

Am 17. September 1808 traf die Todesnachricht von Goethes Mutter in Weimar ein, an dem Tage, an dem Goethe nach langer Abwesenheit in Karlsbad, Teplitz und Jena wieder in der Heimat eintraf. Er hat nichts darüber in sein Tagebuch geschrieben, nur das steht am 17. September eingetragen: „Gegen 1 Uhr angekommen. Theatralischer Aufputz des Hauses. Sonstiger Empfang. Mittags allein. Abends Comödie ... Hernach Ständchen." Aber Christian August berichtet dem Neffen, der um seiner Studien willen in Heidelberg weilt, ausführlicher über den froh gedachten und dann traurig gewordenen Tag:

„Lieber August!

Du wirst früher als wir die Nachricht von dem Tode Deiner Großmutter am 13. d. M. erhalten haben. Hier traf sie am 17. ein, grade an dem Tage, als Dein Vater zurückkam. Das Haus war mit Kränzen, Guirlanden, Teppichen behangen, mit Orangeriebäumen besetzt, und die Fußboden mit Blumen bestreut. Nach Tische mußte es Deinem Vater gesagt werden. Er war ganz hin. — Vater und Mutter gehen in tiefster Trauer, das wirst Du auch tun, der Frankfurter wegen wenigstens. — Deine Mutter reiset, wenn entsiegelt wird, persönlich nach Frankfurt. Dorthin wirst Du auch kommen und die Zeit schon erfahren. Die Mutter freut sich sehr Dich zu sehen.

... Dein Vater ist recht wohl aus dem Bade gekommen, schmal und sine Bauch. Er bewegt sich viel leichter. Ob er mit zum Kongreß müssen wird, weiß ich nicht. Wolzogen liegt in Würzburg krank."

Die von Christiane in Frankfurt angebahnten Beziehungen waren Goethe stark genug erschienen, daß er den Plan hatte fassen können, ihr die Erbschaftsregelung nach dem Tode

der Mutter zu überlassen. Wenigstens schreibt August von Goethe, der am 15. September die Nachricht von dem Tode der Großmutter durch F. Schlosser erhalten hatte, am 16. aus Heidelberg nach Weimar: „Liebe Mutter, soeben erhalte ich durch einen Brief des Landrat Schlosser die traurige Nachricht von dem unerwarteten Tode unserer lieben und verehrten Großmutter. Da Sie nun, beste Mutter, äußerten, daß Sie auf so einen Fall selbst nach Frankfurt kommen würden, so wünschte ich wirklich durch einen Brief von Ihnen zu erfahren, ob dieser traurige Zufall mir durch Ihre baldige Ankunft in Frankfurt etwas versüßt werden möchte. Denn wenn Sie, beste Mutter, nach Frankfurt kommen, so würde ich natürlich, solange es meine Zeit erlaubt, bei Ihnen in Frankfurt zubringen!"

Die Entsiegelung stand nahe bevor. Christiane mußte sich zur Reise rüsten: am 23. September verzeichnet Goethes Tagebuch: „Nach Tische verschiedenes wegen der bevorstehenden Abreise meiner Frau nach Frankfurt." Christiane aber drängte Goethe, noch ehe sie selbst Weimar verließ, nach Erfurt zu gehen und der Kaiserzusammenkunft beizuwohnen. Wußte sie doch aus langer Erfahrung, daß nur Zerstreuung vermochte, ihn nach schwerer Gemütsbewegung wieder herzustellen und ins Gleichgewicht zu bringen. Er befolgte ihren Rat und schreibt ihr am 4. Oktober aus Erfurt nach Frankfurt: „Eh ich von Erfurt abgehe, muß ich Dir ein Wort sagen und Dir danken, daß Du mich herübergetrieben hast. Zum Schauspiel kam ich nicht, aber nachher fügte sich alles zum Besten. Ich habe dem Kaiser aufgewartet, der sich auf die gnädigste Weise lange mit mir unterhielt. Nun geht's zu den weimarischen Festen, wobei ich dich wünschte. Manchmal ist mirs verdrießlich, daß Du so eigensinnig auf Deiner Reise bestandest. Dann denk ich wieder: es wird wohl gut ausfallen, da so vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl, grüße Deine Gesellschafterin und alle Freunde."

Diese Gesellschafterin war die schon genannte Karoline

Ulrich, die zeitweilig auch Goethe Sekretärdienste leistete, und die auch nach ihrer Vermählung mit Riemer dem Goetheschen Hause in Freundschaft verbunden war. Goethe hat der Uli oder Uline, wie sie oft scherzhaft genannt wurde, mehrere kleine Verse gewidmet.

Christiane hatte wohl gewußt, was sie tat, als sie so sehr auf diese Reise bestand. Einen Vertreter mußte die Familie Goethe bei der Erbschaftsteilung haben, August war zu jung, und Goethe, den alles so angriff, daß er schmerzliche Ereignisse nicht einmal im Tagebuch verzeichnen konnte, hätte zu sehr gelitten, wenn er selbst nach Frankfurt gegangen wäre. Bei ihm pflegten sich heftige Gemütsbewegungen durch schwere Krankheiten zu rächen, darum ging Christiane lieber selbst nach Frankfurt, um die Geschäfte zu ordnen. Vorher traf sie Goethe noch in Erfurt, wenigstens notiert Goethe im Tagebuch am 1. Oktober: „Ging meine Frau durch Erfurt."

Am 16. Oktober schreibt er ihr allerlei Instruktionen nach Frankfurt: „Nun wünsche ich Dir in Deinen Angelegenheiten guten Sukzeß; mache alles nach dem Rat der Freunde und nach Deiner Überzeugung. Alsdann besuche Heidelberg, gehe über Würzburg und Bamberg nach Hause, damit Du ein wenig Welt siehst; ich will Dir schreiben, wen Du an gedachten Orten besuchen mußt. Pflege indessen den guten August (der erkrankt war) aufs beste und danke in Heidelberg allen und jeden Freunden schönstens . . . Da mir noch einige Zeit übrig bleibt so will ich noch einige Worte hinzufügen. Benehme Dich im ganzen in Frankfurt, als wenn Du wiederkommen wolltest. Empfange Freundliches und Gutes von jedermann und bemerke nur, womit Du wieder dienen kannst. Herrn Schmidt danke in meinem Namen für die gefällige Aufnahme im Theater... Was die Aufträge betrifft so muß man sich an wenige halten. Schlosser ist uns der Nächste. Lehnt dieser ab, künftig unsere Geldsachen zu besorgen, so habe ich zu Nikolaus Schmidt das größte Zutrauen. — Seid aufmerk-

sam gegen jedermann. Herrn Mylius vernachlässiget nicht, ich halte viel auf ihn."

Bei diesem Frankfurter Aufenthalt sollte Christiane noch eine andere Angelegenheit ordnen außer der Erbschaft der Frau Rat. Goethe wünschte, daß sie für sich und August das Bürgerrecht in Frankfurt erwerbe. Darauf bezieht sich auch noch die Stelle des angeführten Briefes:

„Wegen des Taufscheines werde ich die größte Vorsicht brauchen. Es ist wahr du hast mich zum lachen gebracht. Was aber noch merkwürdiger ist Kaiser Napoleon hat mich in der Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt auf eine sehr eigne Weise geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß dir nur die Zeitungen geben damit du das äußere siehst was bei uns vorgegangen ist. Gar manches pom Innern sollst du beim Wiedersehen erfahren."

Aber es ergaben sich Schwierigkeiten; Goethe schreibt scherzhaft am 25. Oktober an Christiane: „Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunsch, eine Grille von mir und gegenwärtig ist es gar nicht nötig daß du und August euch besonders darum bewerbest. Ich dachte; da Frankfurt jetzt einen Souverain hat; so könnte man über verschiedene Umständlichkeiten hinauskommen, wenigstens bei uns wäre alles mit einem Federstrich des Herzogs abgetan, so aber setzt man dort die alten reichstädtischen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodieren. Lassen wir also die Sache hinhängen, bis ich wieder einmal persönlich den Fürsten darum ersuche. Was sollen wir Taufscheine produzieren, die von einer Seite das große Geheimnis Frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der andern mit den Trauscheinen nicht zusammenstimmen. Was sollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren u. s. w. Herrn Landrat Schlosser schreibe ich beiliegend in gleichem Sinne. Er wird es ja auch wohl so gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlassen."

Damals stand für Christiane ein recht bedeutsames Ereignis bevor. Es schien, als ob Nikolaus Meyer, ihr „einziger Freund", wie sie ihn in ihren Briefen nannte, mit dem Goethe sie 1803 nach ihrem eigenen Zeugnis zu necken liebte (siehe S. 71), nach Weimar übersiedeln werde. Goethe schreibt darüber am 26.:

„... Nun etwas von Freunden! Der Bremische (Nicolaus Meyer) hat an deinen Bruder einen weitläufigen Brief geschrieben, woraus erhellet daß er völlig entschieden ist nach Weimar zu ziehen. Rechte Freude kann ich nicht daran haben. Er tut es um wohlfeiler zu leben. Es wäre recht gut wenn er irgendwo wohlfeil leben könnte. Vom übrigen sag ich nichts, du weißt was davon zu denken ist. Doch muß man es kommen lassen und ihm beihülflich sein. Geheimerat Voigt hat geraten, er solle erst allein kommen, seine Verhältnisse arrangieren und sodann erst Frau und Sachen holen. Schicke deine Briefe nur nach wie vor. Diese Tage geh ich zurück. Lebe wohl. Liebe mich recht schön und sei versichert daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätschelstündchen sehne. Augusten schreibe ich nächstens."

Am 7. November macht er ihr dann Mitteilungen über das Theater, die doppelt bedeutungsvoll sind, weil sie ein direktes Zugeständnis von Christianes Mittlerrolle enthalten: „Alles geht auf die gewohnte Weise, d. h. zwischen dem Guten kommt einmal was Abgeschmacktes und gelegentlich was sehr Abgeschmacktes vor. Da muß man denn nur suchen, es wieder ins gleiche zu bringen und nicht aufs Äußerste zu geraten. So sind zum Beispiel beim Theater Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du dagewesen wärest. Doch hoffe ich, die Sache noch so zu halten, daß der Riß wieder zu heilen ist. In die Länge geht es freilich nicht; doch will ich, solange ich noch einen Zug tun kann, mich nicht ungeschickter Weise gefangen geben."

Dann sendet er ihr und August Verhaltungsmaßregeln in gesellschaftlicher Beziehung und wieder ist die Form charakteristisch und daher wichtig:

„An August habe ich nach Heidelberg geschrieben und was ich dort von euch wünsche; besonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau v. Luck besucht. Es ist mein Wunsch; du weißt, daß ich nicht gern sage mein Wille. August drückt sich von solchen Verhältnissen weg, das nehm ich ihm nicht übel. Aber du mußt diese Personen mit ihm sehen. Du fühlst warum, und die Sache ist ja nur eine Spazierfahrt. Lebe recht wohl."

Die von Goethe ausgesprochene Hoffnung, daß alles gut ablaufen werde, wie ja so vieles gut abläuft, bewahrheitete sich. Goethe konnte am 25. November an seinen Freund Knebel nach Jena schreiben: „Meine Frau ist von Frankfurt zurückgekommen, wo sie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbschaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weise abzutun. Sie grüßt Dich und die Deinigen vielmals und wünscht euch gelegentlich zu bewirten, da sie diesen Winter wohl schwerlich nach Jena kommen möchte."

Schon am 23. war Christiane zurückgekehrt. Goethe notiert es im Tagebuch: „Ankunft meiner Frau; mit Auspacken und Referieren ging der übrige Tag hin."

Aber wenn Christiane viel über Frankfurt und vermutlich noch mehr über Heidelberg berichten und „referieren" mußte, so hatte sie auch viel zu hören und zu beraten wegen der Dinge, die im Falle ihrer Anwesenheit „viel gelinder abgegangen" wären. Sie erzählt davon in ihrem Brief an August vom 30. November:

„Lieber August.

Den 23. sind wir glücklich hier angelangt und haben so ziemlich alles unverändert gefunden. Mit dem Frühjahre wird alles von Deinen Freunden nach Heidelberg strömen, denn wir hören gar nicht auf, es zu loben.

Wir hatten sehr große Mühe von Frankfurt fortzukommen, denn man hatte uns im Theater erkannt und Willemers besuchten uns schon ganz früh. Ich glaube, wenn wir noch eine Stunde dageblieben wären, so wären alle Basen und Vettern, die es nur gab, erschienen, und wir würden wohl vor dem neuen Jahre nicht fortgekommen sein.

Deine Freunde hat Caroline am Sonntag im Flug (?) fast alle gesprochen und von Dir gegrüßt. Die Neugierde ist so groß gewesen, und die Fragen so viel, daß sie sich ganz heiser gesprochen hat, denn ein jeder wollte wissen, wie es Dir in Heidelberg ging und gefiel. Bei Schumanns war die Neugierde so groß, daß sie Caroline gleich den Donnerstag einladen ließen. Das Wort Dämmern hat hier sehr viel Beifall gefunden.

Heute habe ich meine Visiten gemacht, nämlich bei der Fr. v. Wolzogen, Fr. v. Schiller, Schardts, Egloffsteins und der Schopenhauer.

Der Geheimer. hat das Theater völlig niedergelegt, aber der Herzog will es durchaus nicht zugeben; man schickt täglich sowohl an mich als an den Geheimerat Leute ab, die ihn bereden sollen, es nicht aufzugeben; aber sein Entschluß ist fest, daß er es entweder ganz allein haben will oder gar nicht. Ich bin es sehr wohl zufrieden und sehe ein, daß es durchaus nicht anders angeht. Die Sache ist nämlich so. Es hat sollen Sargin gegeben werden, Morhard hat aber so einen fürchterlichen Katarrh bekommen, daß es ohnmöglich war. Die Jagemann hat aber geäußert: „Wenn der Hund nicht singen kann, so soll er bellen, und er muß singen." Da das aber nicht möglich war und Morhard nicht in die Probe kam, so hat sie sich an den Herzog gewendet, und dieser hat Morhard noch denselben Abend wollen über die Grenze bringen lassen, wo ihm denn der Geheimer. nur geschwinde hat Wache geben lassen, um es zu mildern. So stehen jetzt die Sachen. Der Herzog ist

am Dienstag nach Jena, und wir wissen nun noch nicht, wie es werden wird. Lebe recht wohl.

Deine Mutter C. v. Goethe."

Am 10. Dezember schreibt Christiane wieder, und erweckt in ihrem Sohne die Hoffnung, daß der Konflikt sich noch beilegen lasse:

„Lieber August!

Du mußt mir verzeihen, daß ich Dir nicht gleich das Kistchen mit Deinen Weihnachtsgeschenken schicke, eine kleine Unpäßlichkeit nach meiner Rückreise, die aber gänzlich wieder gehoben ist, als auch die vielen fremden Besuche, als Humboldt, Dr. Meyer, der Maler Kügelgen, welcher jetzt Deinen Vater malt, haben mich davon abgehalten, ich will es aber in einigen Tagen packen, wo Dir Deines Vaters Bild gewiß Freude machen wird, welches Lortzing recht hübsch kopiert hat, und es mit nächster Post überschicken.

Hier folgt einstweilen Dein Geburts- und Weihnachtsgeschenk, ich wünsche, daß es grade zum ersten Feiertage ankommen möge, welchen wir auch hier feiern wollen. Ich werde mich meinem Versprechen nach zum ersten Mal gut kleiden und alle Theaterfreunde und alte Bekannte dazu einladen, welche Dich alle herzlich grüßen, besonders Deny.

Neues ist hier nichts Merkwürdiges vorgefallen, kein Ressourcenball ist hier auch noch nicht gewesen.

Mit dem Theater macht es sich vielleicht noch, es ist aber darüber noch nichts zu sagen; sobald alles bestimmt ist, erfährst Du es von mir.

Caroline ist sehr viel bei mir und Du wirst nächstens von ihr einen recht langen Brief erhalten, sie denkt noch immer mit Freuden an Heidelberg zurück.

Lebe recht wohl und schreibe bald, welchen Tag Du das Geld erhalten hast.

Das Kästchen soll bald folgen.



Lips: Christiane von Goethe

Grüße alle Bekannte von mir, besonders Vossens und Thibauts. C. v. Goethe."

Und schließlich am 31. Dezember ist die unangenehme Angelegenheit erledigt und sie berichtet darüber:

„Lieber August.

Endlich nach aller Not und Qualen, die ich gehabt habe, teils wegen fremder Besuche, teils Besuche, die ich habe machen müssen, komme ich daran, Dir endlich heute Dein Kistchen zu packen. Ich schicke Dir einstweilen ein Exemplar von Deines Vaters Schriften, weil von dem Deinigen der Vater die letzten Bände nicht finden kann. Denke Dir nur, wer alles bei uns ist; ein H. v. Kügelgen, der Deinen Vater malt, der Doktor Meyer, H. v. Humboldt, Werner, Arnim und noch mehrere Fremde. Dazu habe ich müssen 18 vornehmen Damen Visite machen. Wir hatten einen Tee von 30 Personen, alle Damen, die Du kennst, Fr. v. Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere. Am 2. Weihnachtsfeiertag war ein großes Soupé bei Wolzogens, wo ich auch dazu eingeladen war, und ich habe die Schillern und Wolzogen recht lieb gewonnen.

Dein Geburtstag wurde am ersten Feiertag auch solenn gefeiert, Deine Gesundheit wurde oft von Deinen 3 Freunden Bartholomäi, Brunnquell und Büttner getrunken.

Morgen ist Ressourcenball, man sagt, die Herrschaft und der ganze Hof kämen hin, ich und Caroline gehen auch dahin und werden Dir nächstens schreiben.

Mit dem Theater hat es sich wieder so gut gemacht, da der Herzog Deinem Vater ein Reskript zugehändigt hat, daß er eigenmächtig machen kann, was er will, und ich sitze nicht mehr auf meiner alten Bank, welche oben Caroline eingenommen hat, ich sitze in der Loge neben der Schopenhauern. Du kannst also aus meinem Brief ersehen, daß meine jetzige Existenz ganz anders als sonst ist. Auch Caroline hat ihren Wohnort verändert, sie ist sehr viel bei mir, wohnt oben bei Cam-

merſekretär Scheibes und hat ſich ganz von der Großmutter getrennt.

Mad. Wolff, welche eben bei uns iſt und an unſrem Putz zum Reſourcenball hilft, läßt ſich empfehlen, wie auch alle übrigen Theaterfreunde, ſie waren alle an Deinem Geburtstage zugegen und wir waren recht vergnügt.

Den kleinen Buden (bunten?) Kalender, welcher in dem Käſtchen iſt, ſollſt Du Mad. Thibaut geben.

Morhard geht den Neujahrsmorgen von hier ab nach Kaſſel, wo er engagiert iſt.

Ich habe Dir 20 Tlr. zu Weihnachten geſchickt und erbitte mir Antwort darauf aus, ob Du es erhalten haſt.

Lebe recht wohl und grüße alles von mir und ſchreibe recht bald."

Im Frühling 1809 war Goethe wieder längere Zeit in Jena, wo er die „Wahlverwandtſchaften" ſchrieb, und wieder war Chriſtiane die Mittlerin für alle Theateraufträge. Beſonders um die Hamletaufführung machte er ſich Sorge und ſchrieb deswegen vorbereitend am 5. und 9. Mai. Zu gleicher Zeit wurde Chriſtiane von ganz anderen, rein mütterlichen Sorgen geplagt, denn da Auguſts Rückkehr aus Heidelberg für den Sommer bevorſtand, — ſein Geſundheitszuſtand machte die Heimkehr nötig, — bemühte ſie ſich noch immer, Fräulein Schumann, die in einem Maskenzug den Mond dargeſtellt hatte und nun in Chriſtianens Briefen nur der „Mond" genannt wurde, dem Sohne in ungünſtigem Lichte darzuſtellen. So ſchreibt ſie am 2. Mai:

„Alle Deine Freunde und Freundinnen waren ſehr vergnügt (bei einem kleinen Ball, den Chriſtiane ihnen am 30. April gegeben hatte), nur der Mond war ganz unausſtehlich, der wird vor lauter Frechheit noch ganz närriſch... Herrn von Köckritz hat auch der Mond nicht gefallen, wie er ſich gegen Büttner geäußert hat; es wird auch hier gar nichts aus ihr gemacht, denn ſie beträgt ſich ganz ſchrecklich, auch im Theater

ist sie immer die lauteste unter allen, es will gar niemand bei ihr sitzen. Ich danke Gott, daß ich so weit von ihr entfernt bin. Du wirst von Deinen Freunden erfahren, wie sie sich bei mir benommen hat; wenn nur Gott hilft, daß sie bald einen Mann bekommt."

Indessen wird Goethes Ruhebedürfnis und Einsamkeitsverlangen in Jena immer stärker. Am 10. Mai sagt er ihr: „Man kann mir nichts angenehmeres erzeigen, als wenn es möglich gemacht wird, daß der Hamlet diesmal ohne mein weiteres Zutun glücklich zustande komme." Nur sie will er sehen, mit ihr verschiedenes besprechen, besonders, da sie einen Gast, den Maler Kaaz beherbergen muß, sonst bittet er sie am 30. Mai: „Wende alles was du kannst die nächsten 8 Tage von mir ab: denn ich bin grade jetzt in der Arbeit so begriffen, wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir sehe und was in kurzer Zeit zu erreichen ist. Wie gesagt, mein Kind, laß nur die nächsten 8 Tage nichts an mich heran, was abzuhalten ist. Alle Geschäfte sind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an euch denken und euch von Zeit zu Zeit einen Fisch und ein gut Stück Wildpret schicken, damit ihr es in gutem Frieden genießet und euch weiter nichts anfechten lasset."

Nur die Fürsorge für den Garten, die ihn und Christiane in gleicher Weise beschäftigt, geht bei aller Arbeit unbeschadet weiter. Fast jeder Brief enthält etwas darauf bezügliches, bis eine kurze Pause in der Korrespondenz eintritt, da Goethe wieder einige Wochen in Weimar ist und erst im Juli zu seiner Arbeit nach Jena zurückkehrt. Von dort schreibt er ihr am 28. Juli:

„Mit dem Essen sind wir recht wohl zufrieden und mir geht es überhaupt ganz gut. Die ersten Bogen des Romans sind in die Druckerei und es braucht nur 6 bis 8 Wochen Ruhe und Sammlung; so ist die Sache abgetan und ich kann an etwas andres gehen. Riemer ist mir auf die beste Weise behülflich.

Nun habe ich aber auch eine recht dringende Bitte an dich, daß du die Frauen v. Schiller, Wolzogen, Egloffstein, Schardt und wenn es nur auf eine Viertelstunde wäre besuchest und ihnen von mir freundliche Grüße bringest. Versäume das ja nicht und sage mir wie du es ausgerichtet hast.

Für mich wünsche ich weiter nichts als ein leidliches Befinden, daß ich in diesen paar Monaten mit meiner vorgesetzten Arbeit fertig werde, das übrige wird sich geben.

Lebe recht wohl und sei überzeugt, daß ich dich von Herzen liebe und daß ich mich auf die Ankunft unsres guten Knaben mit dir im stillen freue und eben deswegen manches abzutun wünsche. Lebe recht wohl."

Oft hatte Goethe, wenn er früher auf Reisen ging, Frau von Stein und Frau von Schiller gebeten, ihm während seiner Abwesenheit etwas Liebes anzutun, indem sie sich seiner Zurückgelassenen annähmen, — jetzt hat sich die Situation geändert. Aber bei Christiane scheint die Liebe zur „Schillern und Wollzogen", von der sie am 31. Dezember 1808 dem Sohne schrieb, doch nicht sehr innig und fortwirkend gewesen zu sein, sonst hätte Goethe nicht so „dringend" bitten müssen.

Da Goethe August's Aufenthalt in Heidelberg beendigt wünschte, ist Christiane sehr beglückt über die Aussicht, ihn bald wieder in ihrer Nähe zu wissen. Sie schreibt ihm am 19. Juli 1809:

„Wie sehr ich mich auf Deine baldige Ankunft freue, kannst Du Dir gewiß denken. Dein Stübchen und alles sollst Du bereitet finden, alle Deine Freunde erwarten Dich recht bald, Du sollst nur bestimmt schreiben, wann Du ankommst, es wollen Dir einige entgegen reiten. Am 8. Juli bin ich in Jena auf den Ball eingeladen worden von Paulßen. Ich war mit Frl. Goldacker da und es gefiehl uns sehr wohl; sie läßt Dich auch schön grüßen, und überhaupt ist es in Jena recht munter und froh; es sind schon wieder 400 Studenten da und bis Michaeli können es immer noch wieder bald 500 werden. Von Deinen Sachen,

die Du nicht brauchst, gib nichts weg, Du kannst sie hier alle für Deinen Heinrich brauchen, der schon mit Erwartung seinem Herrn entgegensieht. Dein Vater und ich befinden uns recht wohl und freuen uns, einmal einen Sommer beisammen zu sein, denn er geht nun wahrscheinlich nicht nach Karlsbad und ich nicht nach Lauchstädt. Meine größte Freude ist, Dich mein lieber Sohn, bald wieder zu sehen, wo ich und Du und Caroline wieder Domino in unsrem Gartenhause spielen werden, auch ist mein Türke noch zu haben. Wenn es möglich ist, so besorge mir noch durch Deine Wirtsleute wieder so einen Transport Kastanien; sie können sie, sollten es auch noch einmal so viel wie voriges Jahr sein, einen Fuhrmann mit nach Frankfurt geben und von da nach Weimar gleich unter meiner Adresse. Ich dächte, sobald Deine Kollegien aufhörten, kämest Du gleich zu uns, daß wir doch einige Wochen beisammen wären.

Schreibe mir bald, wie Du alles zu machen gedenkst und lebe bis dahin recht wohl und gesund.

Deine Dich herzlich liebende Mutter C. v. Goethe."

Christianens unverwüstlicher Lebensmut konnte ihr nicht darüber hinweghelfen, daß sie körperlich litt und oft sogar schwer erkrankte. Wie vielen starken, korpulenten Frauen wurden auch ihr die Jahre zwischen 40 und 50 gefährlich. Trotz aller Kuren in Lauchstädt, trotz der Konsultation des Leipziger Dr. Kappe, von der wir schon gesprochen haben, und des Merseburger Arztes, war sie auch im Sommer 1809 wieder recht leidend und am 5. September will Goethe ihretwegen den Jenaer Arzt Dr. Stark befragen und die Gesellschafterin und Sekretärin Karolinchen soll dabei die Vermittlerrolle übernehmen und für Christiane den Bericht an den Arzt niederschreiben:

„Es tut mir sehr leid, mein liebes Kind, daß du dich gerade zu einer Zeit nicht wohl befindest, wo ich wünschte, daß du

dirs recht wohl machtest. Dictire nur Carolinchen einigermaßen ausführlich, wie es mit deinen Uebeln steht, damit ich es Starken vorlegen kann: denn so ins Allgemeine kann doch kein Arzt etwas verordnen. Es soll mir recht angenehm sein, dich diese Woche hier zu sehen, besonders wenn ichs Mittags voraus weiß und daß du nicht zu früh kommst: denn die Morgen müssen jetzt sehr ernstlich angewendet werden, wenn wir mit unsrer Arbeit diesen Monat fertig werden wollen.

Ich hoffe daß das Theater in diesen 3 Wochen so sachte in den Gang kommt. Im Oktober will ich alsdann recht gern eingreifen und es soll nicht lange währen, so wollen wir bedeutende und harmonische Vorstellungen sehen. Grüße alle und jede und fahre fort die Freunde und Wohlwollende zu sehen und zu erfreuen ..."

Am 8. September kündigt er dann den Besuch des Dr. Stark an, der sich „um ihre Zustände erkundigen" wird. Und zugleich erhält sie den Auftrag, für den Neffen Rinaldo Vulpius etwas zu erdenken und zu schenken, als ob Goethe es geschickt hätte, „damit der gute Junge auch von dieser Seite eine Art Freude hat" (Siehe S. 101).

Dann folgt wieder am 10. September ein ganz anderer Auftrag:

„Da du einmal kommen willst; so sage ich dir lieber gleich, daß es mir sehr angenehm sein wird, denn es gibt doch mehr zu besprechen als man glaubt. Da ist zum Exempel der alte Handel zwischen Riemer und der Nachbarinn, von dem du mir schon früher erzähltest, ausgebrochen. Ich bin überzeugt daß es nichts ist als eine lüsterne Liebelei die weiter nichts hinter sich hat. Aber die Frau ist krank geworden und hat dem Mann Gott weiß was erzählt. Du weißt das alles wohl schon besser. Auf alle Fälle wünschte ich, du ließest die Premsler kommen, die eine Art Vertraute gemacht hat und hörtest wie dies steht. Sprächst allenfalls Hirschfelden selber damit womöglich das Aufsehen nicht ärger wird. Denn der Mann droht mit Scheidung und

was sonst noch alles vorgeht. Du wirst durch deine Klugheit und Tätigkeit alles zu vermitteln suchen.

Jetzt sage ich weiter nichts als daß ich dich herzlich liebe und mich freue für dich und das Bübchen zu leben und fleißig zu sein."

Indessen schien es, als ob die Übersiedlung des Dr. Nikolaus Meyer sich endlich bewahrheiten sollte. Goethe, der von so vielen Seiten so verschiedenartig in Anspruch genommen war, daß er in gewissem Sinn für Isolierung seiner Person sorgen mußte, oft durch eine verletzende, höfliche Kühle und Abwehr, und der überdies durch die Angehörigen seiner Frau in bezug auf Distanzhalten verwöhnt war, schreibt diesbezüglich am 12. September:

„Ich bin neugierig zu hören, wie sich Freund Meyer anläßt und wie es mit seiner Einrichtung werden wird. Behandle ihn nach unsrer Übereinkunft. Ich wünsche ihm alles Gute und will ihn gern auf das freundlichste behandeln, nur daß die Nachbarschaft uns nicht zu großer Gemeinschaft führe."

Und gleich läßt er einige seiner Theatersorgen folgen:

„Unsere Theaterangelegenheiten empfehle ich dir aufs Neue. Mir wäre gar nicht bange dafür, wenn wir nur gute Stücke hätten, damit sich sowohl die Schauspieler als ich für die Aufführungen wirklich interessiren könnten. Indessen wollen wir unser bestes tun und vielleicht kommt uns irgend ein Zufall zu Hülfe..."

Indessen geht die Arbeit an den Wahlverwandtschaften ihrem Ende entgegen und darum begrüßt Goethe den Sohn vorläufig nur aus der Entfernung am 20. September:

„August soll mir auf das schönste willkommen sein, um so mehr da er grade nach meinen Wünschen anlangt. Ich gönne ihm und euch ein fröhliches Zusammensein. Er soll sich erst recht zu Hause fühlen, seine Freunde, sein hinterlassenes Museum, Haus, Garten, Theater und was sonst erfreulich ist, ge-

nießen und sich dabei wohl behaben. Dazu braucht es einige Zeit und es wird mir viel Freude machen, wenn er mir so oft es die Gelegenheit giebt, einige Worte meldet.

Ich brauche wenigstens noch 8 Tage, um mit demjenigen in Ordnung zu kommen, was ich mir vorgenommen habe; nicht allein mit dem Druck des Romanes muß ich im Reinen sein, sondern auch mit Briefen, welche ich diese Zeit her schuldig geworden, und mit andern Dingen. Wenn ihr euch also unter einander vergnügt; so denkt nur, daß ich die nächsten Tage zubringe, um bald mit euch ohne Störung vergnügt zu sein. Ich bitte dich inständig, mir alle Besuche abzuhalten; jedes wahre Geschäft läßt sich schriftlich abtun, besonders wenn es ordentlich gedacht und gut vorgetragen wird.

August wird vor allen Dingen sich ruhig verhalten, wie ihn auch der Mangel der Garderobe selbst nötigt. Allein wie er einigermaßen ausgehen kann, und ehe er sonst wohin, oder herumgeht, so wartet er dem Herrn Geh. Rat Voigt auf, und empfiehlt sich ihm, mehr durch gutes Betragen als durch Worte. Soviel für heute, da wir ja einen jeden Tag einander schreiben und von einander Nachricht haben können."

Und da er sich vorläufig das Zusammensein mit dem Sohn versagt, ist er wohl doppelt ungehalten über Störung von anderer Seite. Darum klagt er am 22.:

„Die gestrigen Freunde sind mir nicht zu gelegener Zeit gekommen. Ich war schon des Morgens nicht ganz wohl und hätte mich abwarten sollen. Da ich mich aber zwang bei Tische zu erscheinen; so wurde mir's zuletzt so schlimm, daß ich fortgehen mußte und nicht Abschied nehmen konnte. Doch bin ich durch die Beihülfe unseres Starke diesmal ziemlich schnell über die Sache hinausgekommen und habe die Nacht ganz gut obgleich unterbrochen geschlafen. Heute bin ich im Bett geblieben; wir können aber unsere Arbeiten demungeachtet fortsetzen."

Diese störenden Freunde waren eben „der Bremische" und Lortzing aus Weimar.

Um nun den Verkehr mit August schon aus der durch die Arbeit bedingten Entfernung zu beginnen, läßt er diesen eine „Reisebeschreibung“ abfassen und fordert ihn auch sonst zum Briefschreiben auf. Eventuellen Klatsch und Aufsehen, vermutlich gerade in Bezug auf das Frl. Schumann, will er vermieden wissen und schreibt am 26. September:

„Ich will nur eins bemerken, da sich in der Welt so viel durch Zufall macht, so wünschte ich nicht, daß August auf eine pedantische Weise diese oder jene Personen zu sehen vermiede.“

Und endlich am 7. Oktober kehrte Goethe zu den Seinen zurück, um nun fast ein halbes Jahr bei ihnen zu verweilen.

Im Frühling 1810 war er zunächst 8 Wochen in Jena. Von dort meldet er am 23. März den Besuch des Herrn v. Knebel an, den Christiane „auch ohne Erinnern“ gut aufnehmen wird. Es ist anzunehmen, daß sie das immer getan hat, denn Knebel berichtet Goethe am 2. Juli desselben Jahres von einem neuerlichen Besuch bei Christiane:

„Nun muß ich Dir noch sagen, daß ich ganz kürzlich ein paar Tage in Weimar zugebracht habe und mir die Freiheit genommen, in Deinem Hause abzutreten, wo mich Deine Frau mit ihrer gewöhnlichen Liebe und Freundschaft aufgenommen hat. Ich habe ein paar der schönsten Frühmorgen in Deinem Garten zugebracht und durch die Güte Deiner Frau mich mit dem Egerbronnen erfrischt, der mir sehr gut bekam. Der Garten gefiel mir seiner Ordnung, Lage und Einrichtung nach ganz ungemein und ich würde ihn zu den behaglichsten Winkeln in ganz Weimar rechnen. Alles steht da ausgewählt und gut und in manchem Betracht besser als hier in Jena, wo sich die Trockne doch schon mehr anjetzt bemerken läßt. Die Sorgfalt und Ordnung Deines Gartens ist über alles zu loben. Sie wird in dieser Woche noch, wie sie gesagt, nach Lauchstedt abreisen.“

Dieser Garten muß wirklich etwas ganz außerordentlich Schönes und Gepflegtes gewesen sein, an dem beide Gatten

in gleicher Weise sich erfreuten. Goethe schickt immer wieder Pflanzen und Samen, er läßt die Zucht neuer Gemüse von ihr ausprobieren, er schickt ihr ja sogar ein Gedichtchen auf die Artischocke und er berichtet an Knebel, daß seine Frau ihm einen Begriff von ihren Feigen beizubringen und ihm deshalb eine Kostprobe zu übersenden wünsche.

Am 30. März 1810, als er mit Christiane seine Sorgen um August teilt, dessen Jenaer Entwicklung ihm nicht gefallen will, läßt er gleich Garten-Aufträge und -Ratschläge folgen.

„August kommt wieder zu euch hinüber und ich freue mich seiner, auf mehr als eine Weise; aber es ist doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht übersehe und bedenke, so ist mir sein Heidelbergischer Aufenthalt lieber als sein Jenaischer: es kommt schon etwas Kümmeltürkisches in ihn. Ich habe niemals einen so deutlichen Begriff von diesem Wort gehabt als jetzt. Ich will ihm seinen Sommer nicht verderben und du brauchst ihm hievon nichts merken zu lassen: aber wenn es so fortgeht, so muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch sein mag. Da viel Zeit bis dahin ist, so wollen wirs besprechen; aber ich sage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten.

Du erhältst einen ganzen Kasten voll köstliche gefüllte Federnnelken. Lasse sie nicht zu nahe aneinander pflanzen, denn sie bestocken sich sehr. Den Kasten schicke zurück. Auch lege ich Rapontica-Samen bei, davon Du die Hälfte jetzt auf ein wohlbestelltes Ländchen säen kannst, die andere Hälfte erst im Mai auf ein anderes. Wie diese Pflanzen übrigens zu behandeln sind, besprechen wir noch weiter mündlich."

Am 17. April 1810 ist es Fürsorge für die Verwandten Vulpius, was ihn schreiben läßt:

„Dein Bruder hat mir alles recht ordentlich überliefert und ich schreibe mit dem Boten mehr. Dieses gebe ich mit den Bouteillen an den Kutscher, der euch selbst erzählen mag, wie

es zugegangen ist, daß er unterwegs umgeworfen hat. Der Bibliothekar hat am Backen einigen Schaden genommen, der aber durch guten Hendrichischen Wundbalsam auf dem besten Wege der Heilung ist. Ich sage dies nur, damit nicht etwa die klatschige Fama das Uebel größer macht als es ist, damit sie etwas zu sagen habe...

Alles andere was von uns selbst abhängt geht sehr gut und wir werden zur rechten Zeit fertig. Daß der Bibliothekar schon heute kommt, hindert daß der Schreiber dieses nicht mit dem Wagen zurückkehrt. Ich wiederhole, daß der kleine Unfall den der Bibliothekar gehabt, von keiner Bedeutung ist. Wegen Carolinchen ist, hoffe ich, schon ein Reskript an die Regierung gegangen."

Am 27. April kommen Beweise von allerlei Fürsorge für Christiane wie auch für den Neffen Rinaldo.

„Für das übersendete sollst du vielen Dank haben. Laß es uns nicht an Nösseln Franzwein und an halben Braten nicht fehlen. Schickest du mir etwas Spargel, der doch nun auch hervorkriechen sollte, so würde ich es auch gut aufnehmen. Die Freundinnen haben mir hier die Erstlinge zugeteilt. Du erhältst hiermit mancherlei. Ich hoffe einen Aal. Aalraupen haben wir auch verzehrt, welches wirklich kein schlechter Fisch ist. Pflanzen erhältst du und auch Federnelken. Dagegen bitte ich dich inständig: schicke mir Kasten und Schachteln zurück! Es ist noch einer drüben von den ersten Federnelken. Eine Schachtel die Wagnern gehört. Nun kommt wieder ein Kasten. Laß den nicht bei dir stehen. Die Leute geben sehr gerne den Inhalt, aber die Gehäuse wollen sie wieder haben.

Mache dem guten Rinaldo einmal eine Artigkeit und sage, daß sie von mir komme. Das artige Kind hat mir ein paarmal geschrieben und Zeichnungen geschickt; aber ich komme nicht dazu auszudenken, wie ich ihm auch etwas Erfreuliches erzeigen könnte...

Denke nur ja auf alles, was es etwa zu meiner Abreise noch bedarf, oder was vorher entschieden sein muß: denn ich möchte sie beeilen soviel als möglich. Das Carlsbad, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was man sagt, wird dies Jahr so voll, daß man nicht früh genug anlangen kann. Lebe recht wohl und versäume nicht das Tagebuch."

Als sich dann bei häufigerem Zusammensein die Sorgen um August ein wenig legen, gibt Goethe der Mutter sofort Nachricht, er schreibt ihr am 7. Mai: „Die Gegenwart von August war uns gestern sehr erfreulich. Wir haben allerlei Späße zusammen gehabt, von denen er Dir wird erzählt haben.

Eberwein hat mich auch gefreut. Er ist gar verständig und ordentlich, geschickt, fleißig und anhaltend, welches zu seinem Metier und zu seinen Zwecken besonders nötig ist. Ich zweifle nicht, daß er seinen Singunterricht sowohl im Einzelnen als bei unserer Anstalt recht gut fortsetzen wird. Im Ganzen weiß ich nur zu sagen: Wer sich nähert, den stoßt nicht zurück, und wer sich entfernt, den haltet nicht fest, und wer wiederkommt, den nehmt auf, als wenn er nicht weg gewesen wäre. Alles kommt darauf an, daß der Faden nicht abreißt, das Uebrige will im Einzelnen alles nichts heißen."

Aber dafür werden wieder andere Sorgen lebendig. Mit Christianens Gesundheit steht es nicht zum besten und so schreibt Goethe von der Reise nach Karlsbad am 18. Mai:

„Unterwegs begegnete mir Feuerstein von Weimar, der eben eine große Ladung Egerwasser für Weimar und Jena abführte. Er versprach mir dir ein Kistchen von etwa 18 Flaschen zu verschaffen, weil ich aber nicht weiß ob er es leisten kann, und ich wünsche, daß du diesen Sommer die Cur recht ernstlich brauchst, auch daß Carolinchen immer ein Glas mittrinke; so schicke ich dir noch 2 Kistchen durch den Fuhrmann jedes zu 20 Flaschen, um so mehr da es sich ja hält, wenn du es nicht aufbrauchen solltest. Wir hoffen morgen bei guter Zeit in Carlsbad zu sein und eure Commissionen zu machen. Nur er-

innere ich nochmals, daß ja an den Merseburger Arzt geschrieben wird, damit in Zeiten eine ordentliche Cur angefangen werde und der Lauchstädter Aufenthalt desto vergnüglicher sei."

Am 19. Mai schickt er als Zeichen seiner glücklichen Ankunft in Karlsbad ein Dutzend zinnerner Löffel „zum Spaß". „Seitdem die guten Leute ihr Silber hingeben mußten (denn niemand darf außer den Löffeln etwas Silbernes im Hause haben), so raffinieren die Zinnarbeiter auf alle Weise und machen die schönsten Sachen."

Wie die napoleonischen Kriege auch die Ernährungsfragen beeinflußten, erfahren wir aus dem Schreiben vom 27. Mai, in dem es heißt: „Die Portionen Essen sind gleichfalls kleiner als jemals. Man muß ihrer 3 nehmen statt 2. Der Kaffee wird in den nächsten Monaten so gut wie völlig verboten und wird wenigstens theuer genug zu bezahlen sein."

Am 3. Juni hat Goethe einen Shawl für Christiane besorgt und er schickt ihn ihr aus Karlsbad, aber auch Karolinen, der treuen Gesellschafterin und Sekretärin Christianens, schickt er ein Tüchlein mit und hat sich orientieren lassen, wie es zu verwenden ist. Neben diesen Kleinigkeiten stehen dann Nachrichten über das Gedicht an die Kaiserin von Österreich, die Goethe ebensosehr als Fürstin wie als Mensch schätzte:

„Dieser Brief ist liegen geblieben und geht nur erst einen Tag vor dem Shawl ab, welcher also bald wohl nachfolgen wird. Was das kleine Tüchelchen für Carolinen betrifft, so wird es nur an den Seiten gesäumt, wo es abgeschnitten ist. Die Franzen bleiben wie sie sind und dienen zum Zierrat.

Es liegen ein Dutzend Exemplare eines Gedichtes bei, der Kaiserin bei ihrer Ankunft von der Carlsbader Jugend überreicht. Besorge, daß etwa 4 nach Hof, 3 in die Stadt, 3 nach Jena kommen und ein paar behalte für dich. Das Wetter ist seit 8 Tagen ganz abscheulich. Es hat gegraupelt, geregnet, geschneet und wir haben einheizen müssen. Uebrigens aber geht

alles vergnügt und lustig zu und ich befinde mich besser als seit langer Zeit."

Dagegen berichtet Christiane am 14. Juni, daß sie Tanzunterricht nehme und welche Tänze sie lerne, denn „diese Bewegung ist vorzüglich bei meiner Kur sehr gut, welche mich zwar ein bißchen angreift. Auch finde ich schon, daß ich etwas schmäler werde".

Goethe meldet am 27. Juni, daß er im Auftrag der Kaiserin ein Gedicht an die Karlsbader gerichtet habe und ergänzt die Mitteilung am 3. Juli: „Seit der Abreise der Kaiserin habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin schon die Personen der ersten Zeit und die meisten meiner Bekannten fort. Indessen kommt unter sovielen Menschen immer ein mal ein alter Bekannter oder es findet sich etwas interessantes Neues. Von Äugelchen hat sich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kaiserin wird für mich nicht ohne Folgen sein, man hat mir vertraut, daß sie mir eine Artigkeit erzeigen werde, die mich um so mehr freuen müsse, weil sie sich selbst etwas ausgedacht. Du sagst niemand davon, denn so etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwischen kommen, daß die Absichten der Großen hindert." Wie sicher muß Goethe von Christianens Diskretion überzeugt gewesen sein, daß er ihr solche Mitteilungen machen kann, obwohl er sich klar war, daß bei den empfindlichen Beziehungen zu Großen eine unkluge Wendung, ein zu früh angedeutetes oder ausgeplaudertes Geheimnis alles menschlich Wertvolle zerstören und überdies den Stempel der Lächerlichkeit dem vorschnell Redenden aufdrücken konnte. Im selben Brief gibt er ihr wieder Theater-Aufträge und erkennt damit ihre Stellung als Unterleiterin an:

„Den 12. Juli wollen wir mit den besten Wünschen feiern. Ich hoffe indessen von euch zu hören. Es geht mir ganz wohl und wünsche dir das Gleiche. Dabei bin ich ziemlich fleißig und habe schon allerlei zu stande gebracht.

Ich lege die Gedichte bei, die ich zusammen drucken ließ. Jedes wurde durch eine besondere Gelegenheit veranlaßt, das letzte durch die Kaiserin selbst, welche verlangte, daß ich in ihrem Namen den Carlsbadern etwas freundliches sagen sollte. Ihr werdet sehen, wie ich mich aus der Sache gezogen habe. Grüße Herrn Genast zum schönsten, er wird mir wohl schon geschrieben haben, wenn Gegenwärtiges ankommt. Auch die Uebrigen grüße und trage wie sonst alles bei, daß die Sache ordentlich und gut geht. Richte dich auf alle Fälle ein, solange zu bleiben wie die Gesellschaft; denn ich werde meine Nachhausreise nicht beschleunigen. Ich muß noch gar manches vorher tun und ausrichten. Leb recht wohl und sei meiner eingedenk."

Unter demselben Datum sendet Christiane ausführlichen Bericht über die Vermählungsfeierlichkeiten zu Weimar zu Ehren der Prinzessin Caroline und des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, und erwähnt dabei die Gedichte ihres Bruders. Das Gedicht für Caroline Ulrich hat er gemacht, und sie muß, „ohne ihn zu rühmen, sagen, daß es das beste war".

Sie spricht auch von ihrem Leiden, Magenkrämpfen, die man doch nicht zu leicht nehmen dürfe, denn die arme Madame Teller sei daran gestorben.

Am 11. Juli wird dann nach ausführlicher Schilderung des Lauchstädter Lebens die Erklärung abgegeben, daß die Gastspiele des Weimarer Theaters in dieser Gegend sich überlebt hätten, weil in Halle eine Theatergesellschaft ist, die alles aus Halle und den umliegenden Gegenden zu sich zieht. Am 15. kommt die Kritik über das Hallische Theater, die freilich niederschmetternd ist, während sie und Caroline sich an der Egmontaufführung der Weimarer Truppe „einmal wieder recht erbaut" haben.

Am 18. Juli wieder fröhliche, ausführliche Nachrichten, und dazwischen der Satz: „Mir bekommt das Baden und Tanzen außerordentlich gut. Je mehr ich Bewegung habe, desto besser befinde ich mich." Welche Lebensfülle muß in der

45jährigen Frau gesteckt haben, die einige Tage später, am 24. schreibt: „Seit 10 bis 12 Tagen haben wir täglich einige Stunden getanzt und dieses, glaube ich, vollendet meine Kur besser nebst dem Wasser, als alle Medizin; denn die Ärzte behaupten so, ich wäre vor lauter Gesundheit krank.“ Sie war eben vollblütig in einem Grade, daß es für sie zur größten Gefahr, ja zur Todesursache wurde.

Indessen berichtet Goethe am 22. Juli, daß Bettine, mit der das Verhältnis damals noch ungetrübt war, wohl kaum nach Karlsbad komme, und daß auch die Beziehung zu Frau v. Eybenberg — — Christiane hatte am 24. Mai gefragt: „Was willst Du denn mit allen Äuglichen anfangen? Das wird zu viel. Vergiß nur nicht ganz Dein ältstes, mich, ich bitte Dich, denke doch auch zuweilen an mich. Ich will indes fest auf Dich vertrauen, man mag sagen, was man will. Denn Du bist es doch allein, der meiner gedenkt“ — — gelitten habe, denn „sie ist ganz unendlich politisch“! Im selben Brief heißt es auch:

„Daß Lauchstedt sich bevölkert dazu wünsche ich dir Glück. Lasse dir Cur und Zerstreuung wohlbekommen. Herrn Müller sei freundlich und versichere ihn meiner besten Neigung. Es wird mich sehr glücklich machen, wenn er mit mir überzeugt ist: daß es gar nicht nötig ist, sich immer zu ärgern in einer Sache, die eigentlich zum Vergnügen gereichen soll.

Halte deshalb zu allen Gliedern des Theaters ein gutes Verhältnis in so fern es nur möglich sein will. Grüße Genasten, er wird sich nach seiner Art wohl durchhelfen. Freilich spürt man in solchen Fällen, was Unentschlossenheit und allerlei Nebenrücksichten für Schaden bringen. Mögen sie's doch in ihrer Kasse fühlen.

Lebe recht wohl. Schreibe mir von nun an nach Teplitz in den 3 Aepfeln. Unterhaltet euch gut mit alten und neuen Verehrern. Karolinchen viel Grüße. Von August habe ich einen Brief.“



Radierung von Lieber nach einer Handzeichnung Goethes

Indessen sorgte sich aber Christiane um den „Dämmerfürsten August“, der ihr nur Grüße durch seine Freunde sandte, ohne selbst zu schreiben. Doch hörte sie zu ihrer Freude, er sei ungeheuer fleißig.

Goethe beruhigte sie hierüber in seinem Brief vom 1. August, in dem er schreibt:

„Von August habe ich endlich auch einen ganz verständigen Brief, er scheint auch auf seine Weise vor sich hinzugehen und wenigstens immer einiges zuzulernen. Das erste halbe Jahr war es wirklich ein Verderb für ihn daß Schömann ein Gegner von Thibaut ist, den August so sehr verehrt und deshalb jenen nicht leiden konnte. Leider hats in Jena wieder Händel gesetzt mit Landmannschaftlichen und dergleichen Verhältnissen. August hat sich aber wie mir H. v. Hendrich schreibt aus allem entfernt gehalten. Es ist sehr gut, daß er das Zeug in Heidelberg durchgearbeitet hat. Vielleicht haben dir Schmidt und Bülow das Nähere erzählt.“

Im gleichen Brief steht auch die abschließende Kritik über Frau von Eybenberg. „Ich freue mich, dich wieder zu sehen, um einmal wieder ganz offen mich mitteilen und ausreden zu können ... Ich zweifle nicht, daß alter und neuer Äugelchen vollauf sein wird, dazu wünsche auch Glück. Macht euch in jener Gegend so viel Freude wie möglich; hier ist's immer was wunderliches und eine Konfusion, die mir beinahe selbst verdrießlich wird. Mit der lieben Hausfreundin (Frau von Eybenberg) bleibt's, wie ich dir schon gesagt habe, so angenehm und liebreich sie ist, so gehn wir doch nicht auseinander, daß sie nicht etwas gesagt hätte, was mich verdrießt. Es ist wie in der Ackerwand.“ Die Ackerwand war Frau von Steins Wohnung. Und so wiederholte sich denn im Verhältnis zu Frau von Eybenberg einigermaßen das Geschick, das Goethe bei Frau von Stein betroffen hatte: Was sie versprochen, ihm zu sein, konnte sie nicht lange bleiben, sie versagte in geistiger Beziehung, sie verletzte Goethes Empfinden

in politischen Fragen — so wie Frau von Stein es in menschlicher Beziehung tat.

In demselben Brief schreibt er noch: „Es ist mir von großem Wert, daß Du wieder in Lauchstädt warst, denn gewöhnlich kochen sie im Sommer einen garstigen Hexenbrei, den ich im Winter schmackhaft machen soll.“

Am 11. August berichtet er von einem Besuch Bettines und daß diese wohl Arnim heiraten werde, und am 13. August ein Auftrag ganz besoderer Art: „Empfiehl mich Frau von Heygendorff und wünsche ihr Glück zum jungen Sohn. Du wirst ihr ja auf allerlei Weise assistieren.“

Dann ein Schreiben vom 28. August noch aus Teplitz: „... Die Bäder bekommen mir außerordentlich wohl. Dies war umso erwünschter als ich diesmal in Carlsbad kein Glück hatte. Von meinen Uebeln blieb ich nicht ganz frei, die Arbeit wollte nicht vom Flecke, das Wetter war abscheulich und die Gesellschaft in politischen Spannungen. Deshalb ich seit Abreise der Kaiserin kaum einen vergnügten Tag hatte. Die hiesigen Bäder dagegen haben mich auf eine wunderwürdige Weise hergestellt. Du erinnerst dich daß der Capellmeister Müller sie mir sehr dringend empfahl. Grüße ihn schönstens und sage ihm: es sei wirklich alles gute für mich daraus erfolgt. Auch für deine Zustände würden sie sehr heilsam sein. Vielleicht brauchst du sie nächstes Jahr und siehst Dresden bei dieser Gelegenheit das nur 7 Meile von hier liegt. Der Herzog geht den 31. ab. Ich will noch eine Woche länger bleiben, sodann über Dresden und Freiberg nach Hause gehen und zu Michael bei euch sein. Die Gegend ist hier außerordentlich schön, besonders zum Spazierenfahren, denn es liegen viel Schlösser, Städtchen und Lustörter umher. Alle Menschen sind gutmütig, gastfrei und würden im Himmel sein, wenn die unseligen politischen Spaltungen nicht wären. Uebers Jahr gehe ich wieder hieher und dann kannst du mit Carolinchen nachkommen. Zu tanzen gibts wenig; aber desto mehr Rutscherchen.

An Aeugelchen fehlts nicht an jungen und alten, bekannten und unbekannten und was das Beste ist alles geht geschwind vorbei. Die Herzogin v. Kurland hat mich freundlich auf ihr Gut geladen, das bei Altenburg liegt. Wahrscheinlich besuche ich sie auf der Rückreise. Sehr wichtig ist mir daß ich den König von Holland habe kennen lernen, mit dem ich in einem Hause wohne. Ich sehe ihn öfter und er hat Vertrauen und Güte gegen mich, wovon ich dir manches zu erzählen habe.

Im Schauspiel bin ich wenig; sie haben einen einzigen Akteur der brav ist, die übrigen sind unglaublich schlecht und die Liebhaberinnen sehr häßlich. Einen Brief von August habe ich erhalten. Grüße ihn schönstens und so auch die Theaterfreunde. Richte alles ordentlich ein, damit wir einen frohen Winter haben. Ich wünschte öfter Freunde bei Tisch und die Musikübungen recht tätig und treulich fortgesetzt. Wenn Carolinchen artig ist soll sie übers Jahr hier auch baden."

Und endlich erfolgte die häufig unterbrochene Heimreise Goethes, der am 2. Oktober in Weimar eintraf. Am 15. Oktober wurde August zum Kammerassessor ernannt.

Im Januar 1811 war Goethe einige Tage in Jena, da sandte Christiane eine Kritik über die Aufführung der „Teufelsmühle", die recht unerbittlich scheint. Sie gab sie dem Maler Raabe mit, der erst Goethes Miniatur-Porträt, später auch das Christianens und Augusts malte.

In der ersten Hälfte des Monats Mai reiste Goethe nach Karlsbad und am 29. Mai steht im Tagebuch: „Nach 11 uhr kamen die Frauenzimmer in Carlsbad an, ging der Tag hin mit Aus- und Einräumen. Abends Spaziergang nach dem Posthofe und zuletzt am Sprudel. — 30. Mai: Zusammen am Sprudel und die gewöhnlichen Frühpromenaden durchgegangen. Mittags zusammen. Gegen Abend den Schloßberg hinauf. — 2. Juni: Zu Hause. Die Frauenzimmer in die Kirche." Und fast täglich sind Unternehmungen mit den Frauenzimmern notiert. Es muß ein fröhlicher Sommer gewesen sein, der für Goethe

einen besonderen Reiz gehabt hat; am 26. Juni schreibt er an Zelter:

„Carlsbad ist jetzt belebt genug. Für diesmal hat es für mich eine eigene Physiognomie gehabt. Weil meine Frau hierherkam und die Equipage bei sich hatte, dadurch bin ich ins Freire und Weitere gelangt, mehr als die letzten Jahre, und habe mich auch an der Gegend und an ihrem Inhalt wieder frisch ergetzt, weil ich sie mit frischen Personen, die über gar manches in ein billiges Erstaunen gerieten und sich sehr wohl gefielen, durchwandern konnte.“

Am 28. Juni brach Goethe von Karlsbad auf, am 17. Juli „kamen die Frauenzimmer“ von Karlsbad nach Jena nach, um 2 Tage später nach Weimar zu gehen, wohin ihnen Goethe am 27. Juli folgte.

Im Jahre 1812 verließ Goethe Weimar schon im April, verweilte aber zuerst zehn Tage in Jena, von wo er wieder vor allem für den geliebten Garten sorgt. Am 30. April reist er nach Karlsbad und am 13. Mai schreibt er von dort an Christiane, wie sie sich zu einer neuerlichen Reise nach Karlsbad einrichten soll. Am 3. Juni folgen noch einige Ratschläge wegen der Verpflegung und am 19. trafen Christiane und Caroline Ulrich bei Goethe ein. Nach dessen Bericht an August herrschte nun ein heiteres, geselliges Leben, von dem sich Goethe aber am 14. Juli absonderte, da er, wie immer in den letzten Jahren, nach Teplitz ging. Dort traf er wieder mit der Kaiserin von Österreich zusammen, von der er entzückt und begeistert in einem langen Brief vom 19. Juli erzählt. Dieser Brief wird auch bedeutungsvoll durch einen Auftrag für den Prinzen Friedrich von Gotha, dem er vermelden läßt: „daß ich nicht mit Beethoven zusammen sein kann, ohne zu wünschen, daß es im Goldenen Strauß geschehen möge; zusammengefaßter, energischer habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderlich stehen muß.“

Am 1. August schreibt er wieder:

„Dein lieber Brief ist gestern Abend angekommen und so will ich denn gleich wieder etwas vermelden. Das Baden bekommt mir sehr wohl, ob ich es gleich weder ordentlich noch mit Ruhe brauchen kann. Meine Stunde ist morgens von 5 bis 6, da ich denn ganz gewiß ein frisches Bad finde, den übrigen ist nicht zu trauen. Die Kaiserin sehe ich täglich bei ihr selbst, auf Spaziergängen und Fahrten, bei Tafel und immer ist sie sich gleich, heiter, geistreich, anmutig, verbindlich und dabei kann man sagen, daß sie sich immer von neuen Seiten zeigt und jedermann in Verwunderung setzt. Sie hat ein klein Theaterstück in diesen Tagen geschrieben, das ich ein wenig zurechtgerückt habe. Es soll gespielt werden die nächste Woche. Hievon sagst du niemanden. Ich lese täglich vor, heute waren Fürst Moriz und seine Gemahlin gegenwärtig. Sie brachten mir einige Nachricht von dir. Die Churprinzeß von Hessen ist gar eine liebe Dame. Es freut mich, daß du sie gesehen und gesprochen hast. Den 10. Abends geht hier alles fort, womit ich bisher gelebt, ich denke den 12. bei euch zu sein, erwartet mich aber nicht zu bestimmt, man weiß nicht was vorkommt. Es ist ganz recht, daß ihr bleibt, der andre Vorschlag brachte keinen Vorteil noch Zeitgewinn.

Was du mir wegen der Haushaltung sagen wirst, soll mir sehr willkommen sein, so wie auch, daß ich in Jena besser leben kann. Zwar diesen Herbst werde ich wenig drüben sein können. Richte nur vorläufig unser Weimarisches Wesen gut ein. Da ich den Wagen hier habe, bin ich viel in der Gegend umher gefahren, auch war ich in Außig, wo die Elbe vorbei fließt und eine sehr angenehme abwechselnde Gegend belebt.

Zum Sechsten wünsche ich das beste Glück, es tut mir recht leid, ihn nicht gegenwärtig mitfeiern zu können, ich will es in der Ferne tun. Laßt es euch zusammen wohl sein. Grüße Uli zum schönsten. Danke John für seinen Brief. Wenn ich die Sendung durch Beethoven erhalte, schreibe ich noch ein-

mal, dann wirds nicht mehr nötig sein. Lebe recht wohl und liebe mich."

Das „klein Theaterstück" war freilich von Goethe selbst gedichtet, es war „die Wette", in der Goethe den Dorn spielen sollte, was aber dann unterblieb, da er erkrankte.

Am 12. August kam Goethe wieder nach Karlsbad, am 16. reiste Christiane nach Weimar ab; vorher war verabredet worden, daß bei neuerlichem Aufenthalt Goethes in Jena die Köchin, die oft erwähnte „Ate", bei ihm bleiben und Christiane und Caroline sich in Weimar ohne sie behelfen wollten. Dieser Plan wurde zur Tat, als Goethe im November in Jena war. Er schreibt darüber:

„Da man euch liebenswürdige unruhige Ungetüme doch einmal nicht los wird, man mag sich stellen wie man will, so soll es mir recht angenehm sein zu hören, daß ihr in der Sonne glücklich angekommen seid. Laßt es mir melden und wenn es schön Wetter ist, so kann der Morgen noch zu Spaziergängen und Besuchen, ist es häßlich, zu Revision meiner Haushaltung angewendet werden. Ich bin sehr zufrieden mit Heinrichen und der Köchin, ja der Ernst, womit wir die Sache treiben, ist eine Lust und ein Spaß. Um nicht aus dem Gleise zu kommen, habe ich einen Karpfen von Winzerle für mein Geld kommen lassen und die Polnische Sauce gleich aus der Tasche bezahlt. Das dient zur Unterhaltung, will aber zugleich soviel sagen, daß ihr hoffentlich soviel mitbringen werdet, um die genaue Wirtschaft für das herrliche Gastmahl zu entschädigen, welches euch bereitet ist, und das ich soeben mit der Köchin verabredet habe.

Ein Brief, den du inzwischen erhalten hast, hat dir gesagt, daß ich mich wenigstens für den Augenblick an den Languedoc halten muß. Bringe also von diesem ein halb Dutzend Fläschen mit, von dem Elsasser dagegen können wir einige mit zurücknehmen.

Es ist mir sehr angenehm, daß wir gerade am Ende von

diesen 8 Tagen alles besprechen können. Wenn es sich fortsetzen läßt, wie es angefangen ist, so kann es von den schönsten Folgen sein. Nur bedaure ich euch freilich, daß ihr in Absicht auf die Küche nun leidet; doch kann es euch in diesem Punkte niemals so schlimm ergehen, als es mir ergangen ist.

Ein herzliches Lebewohl, auf Wiedersehen.

Nachschrift.

Gestern Abend habe ich auch Minchen wieder gesehen. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zusammen kommen sollte. Der hat sich auch recht artig erwiesen, und es war eben recht. Sie ist nun eben um ein paar Jahre älter. An Gestalt und Betragen u. s. w. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben.

Überhaupt kommt mir diesmal in Jena alles völlig wie vor mehreren Jahren vor. Knebel ist ganz allerliebst, und eine gewisse vernünftige Tätigkeit und Denkweise scheint wieder aufzutauchen, da wir bisher unter Bestialitäten mancherlei Art gelitten haben. Wenn des guten Voigts Coffre nicht wäre, so wüßte ich nichts zu wünschen, denn was meine Arbeiten betrifft, so ist für die kurze Zeit genug geschehen."

Und am 17. schreibt er weiter:

„Wir können nicht anders sagen, als daß vor wie nach alles sehr gut geht; die Köchin sowohl als Heinrich gehen ihre Regel fort und so weiß man täglich und wöchentlich woran man ist, worauf denn doch am Ende alles ankommt. Meine Geschäfte und Ausarbeitungen machen sich auch gut, ja es tut sich sogar noch manches unerwartet angenehme hervor.

Carl hat auf seiner Durchreise nach Carlsbad Abschied genommen und ich habe ihm das noch zugesagte Vierteljahr ausgezahlt. Es ist mir sehr lieb, daß ein Verhältnis, das so lange gedauert und das doch zuletzt nicht mehr haltbar war, sich noch so leidlich auflöste. Ich habe ihn mit einigen Ermahnungen und Hoffnungen entlassen.

Wir vernehmen, daß große Bewegungen in Jena waren, wegen Tag und Stunde des Tanzens, auch sind uns die allerverschiedensten Nachrichten davon zugekommen. Nun aber scheint es gewiß, daß Sonntag ein Thé dansant sein soll und ich erwarte daher die so liebe als unruhige Nachbarschaft Sonntag früh, damit ja nicht die Weimaraner in Nichtachtung des Theaters den Jenensern ein böses Beispiel geben.

Wie es hernach zu halten sei, wird sich besprechen lassen, vorzüglich aber will ich anraten, daß an Victualien und sonst allem Guten ein hinreichender Transport mit herüberkomme, damit nicht wie schon mehr geschehen, mein Ende das Mittel und den Anfang aufzehre.

Denn bis jetzt haben wir uns löblich gehalten und nach diesem Anschnitt kann ich künftig in Jena einen recht zufriedenen Aufenthalt haben. Verzeihe mir aber, wenn ich, um künftig einem verdrüßlichen allgemeinen Aufwaschen vorzubeugen, im einzelnen nörgle, wie ich es jetzt mit Heinrichen um die Lichtstümpfchen tue. Carl reiste nicht als selbständiger Herr von uns ab, wenn wir selbständige Herren gewesen wären.

Denn übrigens wollen wir an unserm Leibe und Gaumen nicht sparen, noch auch sonst knickern, deswegen sende und bringe noch etwas Languedoc, welcher nun einmal an der Tagesordnung ist.

Hiermit wollen wir denn abgeschlossen haben; denn ich wüßte nichts weiter hinzuzutun. Sehr angenehm würde es mir sein, zu vernehmen, wie Romeo und Julie reüssiert, wie es mit dem Herbsttag abgelaufen. Ich weiß recht wohl, daß ihr ein so rasches Leben habt, daß ihr an Abwesende nicht denken könnt, aber daß ihr, so wie der Assessor von den unendlich langen Tagen nicht einmal eine Viertelstunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaischen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr solltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn ihr gar

zu sorglos seid. Mit dieser Drohung empfehle ich mich zum schönsten."

Diese Briefe werden bedeutend durch die Anspielung auf Minchen Herzlieb, von der Goethe mit einer Offenheit zu seiner Frau spricht, die etwas Erschütterndes hat. Sie weiß also von diesem Intermezzo, sie hat seine Liebe gekannt, und sie steht soweit über diesen Dingen, daß Goethe ihr über seine Empfindungen beim Wiedersehen sprechen kann, ja sogar, daß er bald nach diesem Bekenntnis-Brief, denn das ist er in unseren Augen, die wir die vielen persönlichen und persönlichsten Gespräche, die zwischen Goethe und seiner Gattin geführt wurden, nur ahnend erraten können, scherzhaft mit neuen Äugelchen drohen darf. Was hat nun Christiane die Sicherheit gegeben, daß sie mit Ruhe Bekenntnisse und Drohungen anhören konnte? Eine gleichgültige kühle Natur war sie nicht; was wir von ihr sehen und hören, läßt auf ein frisches starkes Temperament schließen. Sie hat Goethe unbedingt mit großer Innigkeit und Leidenschaft geliebt. Wollen wir den Sehnsuchtsausbrüchen in ihren Briefen mißtrauen, so sprechen die Taten um so deutlicher, denn eine gleichgültige Natur hätte gewiß um eines wenig Geliebten willen nicht so viel gelitten und getragen, wie Christiane es um Goethes willen tat. Was also war es? Die unendliche Liebe, die zu allen Zeiten in Goethes Briefen an Christiane zum Ausdruck kam, die Zärtlichkeit und Sehnsucht, die er bald ernst, bald scherzhaft laut werden ließ, die Opfer, die auch er für sie brachte, seine Rückkehr zu ihr nach allen Trennungen innerer und äußerer Art, die haben ihr das gegeben, was sie am nötigsten hatte, um das Leben an seiner Seite in der Weise führen zu können, wie es seiner beweglichen und nicht im alltäglichen, nur im höchsten Sinne treuen Natur entsprach.

Ende November kam Goethe aus Jena nach Weimar. Anfang Dezember waren die „Frauenzimmer" wieder einige Tage in Jena und am 15. Dezember verzeichnet das Tagebuch: „Herr von Wolbock, die Durchreise des Kaisers (Napoleon)

notifizierend, sowie daß er sich nach mir erkundigt. Abends Rabusche gespielt mit den Frauenzimmern und zu Tische geblieben."

Da ist denn auch von der „Rabusche" die Rede, vom Whistspiel, das in Goethes Tagebuch-Aufzeichnungen eine so große Rolle spielt. Immer wieder finden wir: „Nachher Whist gespielt mit den Frauenzimmern", oder kurz „Whist", oder abends „Rabusche mit den Frauenzimmern". Ebenso häufig sind die Eintragungen, daß er den Frauenzimmern vorgelesen habe. Nicht nur ältere Arbeiten, wie „Hermann und Dorothea", auch „Dichtung und Wahrheit" hat er während ihres Entstehens vorgelesen. Und überhaupt hat er jede kleine Einzelheit, jeden Ausflug seiner Frau notiert, jeden Besuch, den sie machte. So knapp seine Eintragungen sind, so lassen sie uns doch die Bedeutung ahnen, die alles für ihn gewann, was sich auf seine Frau bezog, denn über andere ihm nahestehende Menschen finden sich nur selten Bemerkungen im Tagebuch. Nur ganz wichtige Ereignisse in bezug auf August oder Ausflüge, bei denen der Sohn den Vater begleitete, sind erwähnt, während Christianens Abwesenheiten immer registriert werden. Vor der Eheschließung steht meist „Dem. Vulpius", oder „die Meinigen" im Tagebuch, nachher heißt es immer „meine Frau", und wenn es sich um Briefeintragungen handelt, so sind sie erst an „Dem. Vulpius", später an „Frau Geheimrätin von Goethe" gerichtet. Aus dem friedlich stillen Sommeraufenthalt in Berka von 1814 hat er sogar die Gevatterschaft seiner Frau verzeichnet, die diese bei einem Ortskind übernommen und die ihr die Sympathien der Bevölkerung zugewandt habe, wie sie selbst berichtet. Sie war eben ein Zentrum für ihn, an das sich alles, auch das Befremdlichste und unter sich Verschiedenartigste anschloß und kristallisierte, sie war seine Gattin im höchsten Sinne des Wortes, wie keine andere es ihm zu sein vermocht hätte.

Auch andere Ferner- und Hochstehende haben an diesen Whistpartien teilgenommen und die Anerkennung für Chri-

stianens Garten- und Küchenerzeugnisse geteilt. Wenigstens schreibt Goethe am 3. Januar 1813 an den Prinzen Friedrich von Gotha, der schon im Sommer 1812 bei dem Urteil über Beethoven erwähnt wurde:

„Den trefflichen und bewunderungswürdigen Iffland habe ich wirklich abreisen lassen, ehe ich Ew. Durchl. für das neuerliche gnädige Andenken durch Herrn v. Hornstein geziemenden Dank sage. Noch bis auf die letzte Vorstellung hoffte ich Ew. Durchl. hier zu verehren. Allein das Vergnügen, das uns der unübertreffliche Schauspieler gewährt, ward leider besonders in meinem Hause durch Ew. Durchl. Außenbleiben sehr verkümmert, die Frauenzimmer wollten sich gar nicht zufrieden geben. Kabuschekarten waren rießweise übereinander getürmt, Picalillo und Gurken und was zu einer leichten Abendkollation, wie Ew. Durchl. sie lieben, sonst noch gehören mag, häuslich bereit, und nun die erst verzögerte, sodann aber völlig vereitelte Hoffnung höchlich beklagt und bedauert. Damit aber die Haushälterinnen nicht ganz umsonst gearbeitet haben, auch ihre Sorgfalt aus der Ferne beweisen mögen, tragen sie mir auf, 2 Fäßchen an Ew. Durchl. zu spediren, welches hiermit unter den angelegentlichsten Empfehlungen geschieht, und damit der Postwagen nicht versäumt werde, nur mit eiliger und herzlicher Versicherung begleitet, daß wir Ew. Durchl. alle wie immer und für immer ergeben sind.

Ihrem Durchlauchtigsten Herrn Bruder, welcher mich mit gnädigem erheiterndem und belehrendem Besuche zweimal erfreut, bitte mich zu ferneren Gnaden untertänig zu empfehlen."

Die Zeiten sahen sehr kriegerisch aus und Christiane, der vor einer Wiederholung von 1806 bangte, drängte Goethe, Weimar schon im ersten Frühjahr zu verlassen und sein Arbeits- und Genesungsasyl Karlsbad und Teplitz aufzusuchen. Er dankte es ihr in einem ausführlichen Reisetagebuch, das zwar über die Schrecknisse der Freiheitskriege möglichst schnell und leicht hinweggeht, das uns aber doch eine schwache Vor-

stellung von dem Grauenhaften erweckt, was Christiane damals durchmachen mußte. Das Reisetagebuch ist am 17. April in Naumburg begonnen und die Art seiner Abfassung und die Tatsache, daß Goethe gerade in diesem Zeitpunkt es ihr senden wollte, sagt, welche innere Ruhe Christiane ihm in dieser erregten Zeit zu verschaffen vermochte. Leider kann ich das Schriftstück nur im Auszug zitieren.

„Denen lieben Personen, die uns von Weimar weggetrieben haben, sind wir schon einen sehr angenehmen Morgen schuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Husaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es sah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abschied nehmen wollte. Die Jenaischen Boten brachten Blumen und Pakete vor wie nach und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefsten Frieden, freilich stiller als im Frieden, denn wir vermißten die Leipziger Fuhrleute, die sonst um diese Zeit auf die Leipziger Messe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte sich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter erzählte mir eine alte Geisterlegende, die ich sogleich, als wir in Eckartsberge still hielten, rhytmisch ausbildete. Sie wird Herrn Riemer gesendet werden mit der Bitte, solche vorzulesen, aber nicht aus den Händen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsstunde im Scheffel an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemütsruhe empfing in den bekannten alten Zimmern, uns jedoch nachher mit Gemütlichkeit, als er merkte, daß wir gemütlich seien, die neuesten Kriegsereignisse erzählte. Die Pässe wollten ihm gar nicht ernsthaft vorkommen, doch versprach er, wenn wir es verlangten, sie vidiren zu lassen.

Da es Morgens früh gar zu sehr gestaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh und wir wären beinah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige nun mehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch

Kauf, Tausch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorstühle sind sehr hübsche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab schlängelt sich und wird durch mitumschlungne acanthartige Blätter belebt. Noch sehr schöne gemalte Fensterscheiben sind übrig, ein Teppich, von dem die Teile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt und hernach mehr zusammengestrickt als genäht sind. Manches Größere und Kleinere von Bronce. Das Bild einer heiligen Schusterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte sie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er starb früh und sie nahm den Schleier. Sie muß sehr hübsch gewesen sein, da sie, nicht zum besten gemalt, etwas aufgefrischt und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug aussieht. Was aber besonders Freund Meyern zu erzählen bitte, ist folgendes. Das steinerne Bild eines Bischofs, Gerhard v. Goch, hat mich in Erstaunen gesetzt, das heißt, das Gesicht. Er ward 1414 installirt, zog aufs Konzilium von Kostniz 1416 und ist derjenige, dem die Naumburger ihre Angst und wir das vortreffliche Schauspiel die Hussiten verdanken. Er starb 1422. Nun aber kommt die Hauptsache. Das Gesicht nämlich ist so individuell, charakteristisch, in allen seinen Teilen übereinstimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur ist stumpf und deutet auf keinen sonderlichen Künstler. Nun erkläre ich mir dieses Wunder daraus, daß man sein Gesicht nach dem Tode abgegossen und ein nachahmungsfähiger Künstler diesen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieses wird mir um so wahrscheinlicher, weil in den Augen eine Art von falscher Bewegung erscheint und auch die Züge des unteren Gesichts bei sehr großer Natürlichkeit doch nicht lebendig sind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie stellen in einem Fries die Passion vor, sind höchst merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich sie nicht scharf genug sehen und wüßte nichts weiter darüber zu sagen, denn wir eilten freilich wieder

aus dem Heiligtume, wo es aus mehr als einer Ursache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn sie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, sind höchst unerfreulich. An sehr schönen und eleganten zwischen die katholischen Pfeiler eingeschobenen protestantischen Glasstühlen ist kein Mangel, so daß die Honoratioren sich nicht zu beschweren haben. Auf mein Befragen versicherte der Küster, der Prediger habe sich in diesem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich artikuliere und das letzte Wort so genau ausspreche wie das erste. Das ist also ohngefähr wie auf dem Weimarer Theater und wie überall, und hieraus kann man sehen, was Reisen für einen großen Nutzen bringt. Übrigens sind die Merkwürdigkeiten unerschöpflich. Das Wichtigste, ein sonst höchst bewallfahrtetes wundertätiges Marienbild steht nun in einer protestantischen Ecke und der Küster versicherte, der Kopf sei hohl, mit Wasser gefüllt hätten mutwillige Fischlein dem Bilde sonst Tränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch solche Fischlein im Gehirn schwimmend zu gelegener und ungelegener Zeit Tränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptpunkte, als die Bestien am Gesims, welche Wasser spien, wenn's regnete, zur Ergetzung der Christenheit, und was sonst mehr sein mag...

Montag, den 19., fuhren wir ohne irgend ein Ereignis bei guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oschatz fanden wir einen leidlichen Gasthof zum Löwen und schrieben daselbst eine Parodie des Solbrigschen Liedes, sie beginnt: ‚Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht!‘ und so geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beschneit und bereift, das tauete aber weg und verlor sich; von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet sahen wir das schöne Elbtal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fourage-Magazin gegenüber versorgten unzählige Fuh-

ren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit 2 Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an eure glückliche Art zu sein. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemütsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehen habe. Die zusammenstürzende Brücke schwamm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In 1½ Stunden war das ganze Feuerwerk vorbei. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeist hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Kosaken ihre Pferde abgesattelt, sich in Kähne gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorübergegangen und Meißen befand sich vor wie nach. Dies ist's was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag ... Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen von etwa 4 Jahren wurde eben zum 3. Feiertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunklen Grunde wie ein Porträtchen, das Van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bei, daß man sich nicht satt sehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen anlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beinah zu empfinden, daß es was artiges sei, so aufmerksam angesehen zu werden. Der Dom, der auf demselben Platze steht, hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts anziehendes, inwendig aber ist es das schlankste schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das

einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherren. Es sind Capellen und Burgen, die in der Luft schweben und das Geistliche mit dem Ritterlichen wechselt immer ab. Eine höchst schickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geschlechts waren und die Capellen ihren Türmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff gibt, den durch Beschreibung niemand geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit polnischer Sauce gegessen, wie er uns den Abend vorher schon trefflich geschmeckt hatte. Ich besah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um 1/21 ab. Bei halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke so reichlich, daß wir die vergnüglichste Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeschlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe kultiviert und mit Häusern bebaut ist, die erst einzeln, dann mehrere Stunden lang zusammenhängend eine unendliche Vorstadt bilden. In der Neustadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König galoppierte nach wie vor auf demselben Fleck unversehrt. In Weimar hatten sie ihm schon durch die Explosion der Brückenbogen einen Arm weggeschlagen. Schon eine 1/2 Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, sogar eine lesende Dame; auf der Brücke aber erschien der 3. Feiertag in seinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen spazierten hin und wieder. Die beiden gesprengten Bogen sind durch Holzgerippe wieder hergestellt, aber nicht bis zur Höhe der steinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauffahren muß. Was diesen Mißstand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war sehr belebt. In der Moritzstraße hielten Russen, erwartend eine selige Bequartierung. Uns aber gings wunderlich, denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr,



J. Raabe: Goethe 1811

begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austeilung und anständige Einrichtung, fand auch Körners daselbst und andere Damen, welche diese Anstalten beurteilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verschaffte uns sogleich ein ander Quartier in der ersten Etage seiner Wohnung, bei H. Hofr. v. Burgsdorf. Wir sind auf das allerbequemste eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu teures Essen in einem nahen Traiteurhause, unser Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. H. v. Ende besuchte ich heute früh, sodann Körners, wo ich H. Arndt antraf, der sich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und so weit wären wir gekommen, bis zu 1/23 nach Tische den 21. April. Leider ist nun der Wein ausgegangen und der doppelt so teure schmeckt nicht. Nun wünscht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortsetzung.

Mittwoch den 21. Nachmittag gingen wir zu den Mengsischen Gypsen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns aufs beste. Viele Russen gingen auf und ab und ließen sich von dem Inspektor etwas vorerzählen. Ein junger hübscher Offizier hielt sich in der Gegend wo ich war und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte sich einen H. v. Nolten, der Name war mir bekannt. Einer seiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolstadt gelebt. Vielleicht erinnert ihr euch dessen. Ich sagte, wenn er nach Weimar käm, solle er mein Haus besuchen, es ist garnicht unmöglich und wer weiß, was so eine Bekanntschaft für Nutzen bringt.

Regr. Graff von Königsberg, dessen sich August erinnern wird, ist hier bei der Verwaltungskommission angestellt. Er hatte sehr große Freude mich zu sehen. Abends gingen wir ins Schauspiel. Cosi fan tutte, italienisch, war angekündigt. Nein! so ein Schrecknis ist mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen statt der lustigen Dirnen, Liebhaber, steif und

stockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede wert; der Gesang grade nicht schlecht aber unerfreulich. Mir ward so angst, daß ich mich flüchtete, wie die Offiziere ins Schiff stiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein schöner Postzug hervorragte, eine treffliche Reisechaise mit Dache und auf dem Bocke der Hofmodell. Der Wagen hielt vor einem Hause, ich drängte mich durchs Volk und sah Schwebeln aussteigen, den 4. April hatte er in Weimar von mir Abschied genommen. Welch ein wunderliches Wiederantreffen. H. v. Ende und Verlohren haben sich seiner angenommen und er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 uhr weckte mich eine fürchterliche Erscheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt und ein wildes Kriegsgetose hatte mich aus dem Schlafe geschreckt. Eine Kolonne hatte in der Straße halt gemacht. Es war eine unangesagte Einquartierung. Ganz verwünscht sah es aus, wenn sich die Tore der großen Häuser auftaten und 10, 20, 30 bei Fackelschein in ein Gebäude hineinstürzten. Doch sind die Wirte das nun schon gewohnt, sie haben Stuben und Lager wie sie konnten eingerichtet. Essen halten sie schon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleisch und Sauerkraut, Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntewein sind die Hauptingredenzien des Gastmahls...

Auffallend war folgende Erscheinung: Chorschüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie sonst, sondern in knappen schwarzen Fracks und überhaupt schwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen 4 Mann hoch Arm in Arm mit großen Stürmern auf den Köpfen der Präfekt voraus durch die Straßen. Sie marschierten nach der Melodie eines Gassenhauers, der ohngefähr so heißen mag:

So gehen wir gassaten,
wir lustigen Kameraden
und ziehen frank und frei.

Und was man uns genommen,
das haben wir nicht bekommen,
und wenn uns nun der Teufel holt,
so sind wir auch dabei.

Vor den ansehnlichsten Häusern und auch vor dem unsern machten sie Fronte, sangen einen Vers desselben Lieds oder auch einen etwas ensteren und dann zogen sie weiter. Der militärische Geist war auch schon völlig in diese Schwarzröcke gefahren.

Daß die Kosaken, die auf dem Markte halten, von allen Menschen umgeben und angestaunt werden, ohne sich in ihrer Gemütsruhe im mindesten stören zu lassen, darf ich kaum sagen; aber wie lief jung und alt zusammen, als sie ein Kamel mitbrachten zum echten asiatischen Wahrzeichen.

Ich sah mehrere dieser seltsamen Fremdlinge vor einem Laden stehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchsen und hatten große Freude an den Pferdchen, besonders aber an den bespannten Kutschen. Sie unterhielten sich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewissen naiven Anmut hin, berührten aber nichts.

Auf demselben Spaziergang kaufte ich einen Fündling. Ihr müßt aber nicht erschrecken, als wenn die Familie vermehrt werden sollte, vielmehr dient H. Riemer zur Nachricht, daß es ein seltsames Gestein sei, dem man keinen Namen geben kann und daß sich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, besonders aber Offiziere zu Pferd und zu Fuß, in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt sich denken. An Fouragefuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menschen herein und es ist ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwischen fehlt es nicht an Orgelmännern, seltsam gekleideten Kindern, die Kunststücke machen, und sonst an Buden und Läden, wo wie an der Messe allerlei Wunderliches zu sehen ist.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeschafft und mache mich nach demselben mit der Stadt und den Vorstädten be-

kannt. Bewegung und Zerstreuung tun mir ganz wohl. Ich fange nun erst an, mich wieder zu erkennen. Geht es euch auch gut, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen. Ich habe noch nicht viel Personen gesehen und ist auch nicht viel Freude dabei. Man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abtun müssen. Das Vergangene zu hören ist ekelhaft und wer wüßte von der Zukunft was zu sagen. Proklamationen, Befehle, Gedichte und Flugschriften gibt's unzählige. Für August wird eine vollständige Sammlung gemacht.

Wenn es dir, mein liebes Kind, so gut geht, als du es um mich sonst und jetzt verdienst, so kannst du zufrieden sein. Die Bewegung und Zerstreuung hat mich bald wieder hergestellt. Lebe recht wohl und liebe mich. Vogel besorgt dir alles an mich. G.

Beiliegende Blätter gibst du nicht aus der Hand, vorlesen könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächstens ..."

„Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und besuchte Kügelgen in der Neustadt. Kosaken, Uhlanen, andere Reiterei, Fuhrwerke aller Art von den schlechtesten Kibitken bis zu den kostbarsten Reisewagen bewegten sich hereinwärts. Die wohlmontierte und sich gut präsentierende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog sich. Ich ging wieder zurück nach Hause, sodann mit meiner Wirtin, Fr. v. Burgsdorf in die Kanzlei des Finanzkollegiums, deren Fenster grade auf die Brücke gingen. Doch als mirs da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forstr. Cotta wieder in die Neustadt nach dem schwarzen Tor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor sich gehen und hübsche weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen streuen sollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weise, welche mich mehr verdroß als erschreckte. Meine eigne so wunderbare und un-

vorsetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von euch das Uebel werde entfernt geblieben sein. Kaiser und König ritten endlich ein; es war 1/21 uhr. Die Garden wundersam schön, männlich und militärisch, folgten, bei 2000 Mann Infanterie. Mit Not kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiser und König. Hier sah ich noch den Rest der Infanterie, alsdann Kavallerie und starke Artillerie vorbei defilieren. Nachts war Illumination, fast durchaus mit Lichtern hinter den Fenstern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inschriften mit ziemlich kleinen Buchstaben, an welchen die Zuschauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß sie solche ganz hätten lesen können. Ueberhaupt scheint man, was diese Dinge betrifft, in Dresden nicht stark zu sein. So waren die Festone, womit die beiden Empfangssäulen oben verbunden waren, dergestalt dünn und mager, daß man sie den Mädchen auf die Kleider hätte garnieren können. Ein starker Wind trieb sie nach der Stadt zu, sodaß die hereinreitenden Fürsten wenig davon gesehen haben.

Sonntag Quasimodog. den 25. Da entschieden war, daß die Hoheit nicht herüberkommen, sondern der Kaiser sie in Töplitz besuchen würde, so machten wir die Vorbereitungen zur Abreise. Ich dankte Herrn und Fr. Hofr. v. Burgsdorf, meinen freundlichen Wirten, für gute Aufnahme, ingleichen H. Hauptmann Verlohren für seine Vorsorge. Wir wurden aus der Ressource, deren Vorsteher er ist, trefflich, reichlich und wohlfeil gespeist und getränkt...

Montag den 26. fuhren wir um 6 uhr von Pirna ab; kamen um 1/211 in Peterswalde an, verweilten eine Stunde. Bei der Capelle war die Aussicht ganz wunderbar. Durch starken Höhenrauch waren die hintereinander stehenden Bergreihen vortrefflich abgestuft. Um 3 uhr in Töplitz im Schiff eingekehrt und zwar im Gartenhause. Es ward ausgepackt. Nach Tisch kam H. v. Ende. Abends ging ich zur Hoheit. Es regnete indessen sehr stark.

Töplitz, den 21. Mai 1813.

Ich hoffe, du wirst die ersten 6 Blätter meines Reisetagebuchs, die ich bei H. v. Verlohren zurückließ, jetzt wohl erhalten haben. Auch schrieb ich ein Zettelchen durch einen Weimarischen Kutscher (Knecht bei H. Sorge) am 9. Mai, ferner den 10. über Carlsbad und den 14. durch Graf Edling. Die beiden letzten waren ziemlich gleichlautend, es ist also genug, wenn du nur einen erhalten hast. Von mir kann ich nur sagen, daß ich mich recht wohl befinde. Das Bad tut seine alten Dienste. Wir sind fleißig und fahren sodann in der Gegend herum. Ohne die Equipage wäre hier nicht zu leben: denn da man so nah am Kriegsschauplatz ist, daß man Nachts sogar manchmal die Feuerzeichen am Himmel sieht, wenn irgend ein unglücklicher Ort brennt, da man von lauter Flüchtigen, Blessierten, Geängstigten umgeben ist, so sucht man gern in die Weite zu kommen, wenn man zu Hause sein bißchen Geschäft abgetan hat. Der Frühling ist hier unendlich schön, besonders blühn die Kastanien jetzt im Park und an allen Wegen auf das allervollkommenste. Das Leben ist ohngefähr so teuer hier wie vor dem Jahre in Carlsbad. Es wird wenig Unterschied sein.

Hiernächst muß ich den Kutscher loben, der nicht allein Pferde und Geschirr wie immer sehr gut hält, sondern auch seinen übrigen Dienst dergestalt versieht, daß man es nicht besser wünschen kann. Schon durch seine Ehrlichkeit wird mehr erspart als zu berechnen ist.

Eure durch H. v. Spiegel gesendeten Briefe sind mir von Prag zugekommen. Sie haben mir sehr viel Vergnügen gemacht, in der jetzigen Zeit kann man nur Gott danken, wenn man auf seinen Füßen stehen bleibt. Das Unglück, was jetzt Dresden und die Gegend aussteht, darf man sich gar nicht vergegenwärtigen. Ich habe bis jetzt 17mal gebadet und will so fortfahren. Alles kommt darauf an, wie meine Arbeit von Statten geht. Bis jetzt läßt sie sich gut an. Der künftige Monat muß ausweisen, was weiter zu tun ist. Grüße Prof. Rie-

mer zum schönsten und teil ihm das gegenwärtige mit. Ich danke ihm für seine Zuschrift. Ich habe mir die griechische und römische Technologie in Dresden angeschafft und studiere sie fleißig. Sobald ein paar Bücher der Biographie im Reinen sind, sende ich sie ab. Auch Hofr. Meyer grüße zum schönsten und laß ihm besonders die Stelle vom Taufstein zu Pirna lesen; diese ist ihm zugedacht. August soll gleichfalls Dank für sein Briefchen haben. Könnt ihr mir auf irgend eine Weise wieder etwas zubringen, so tut es. Fr. v. Stein alles Liebe und Gute, wie allen Freunden und Nachbarn, nicht weniger Wolffs und sämtlichen Schauspielgenossen. So viel für dießmal mit dem herzlichsten Lebewohl, welches auch dem kleinen Mandarinen gelten soll. G."

„Da es mir nun, wie du siehst, so wohl als möglich geht, so danke ich dir herzlich für den Antrieb, mich hierher zu begeben. Einige Tage später wäre es unmöglich gewesen. Was du erduldet hast, möge eine fröhliche Folgezeit vergelten. Bis jetzt steht alles noch schwankend, sodaß man keinen Plan machen, noch sich etwas vornehmen kann, sobald dies möglich ist, hörest du mehr von mir. Indessen schreibe ich von Zeit zu Zeit, laßt mich auch etwas vernehmen.

August soll mich dem Erbprinzen so wie dem Prinzen Bernhard bestens empfehlen. Letzterem sende ich das Märchen vom Totentanze, in eine Ballade verwandelt, mit gegenwärtiger Gelegenheit und hoffe, es wird Spaß machen.

Von Carl kann ich euch so viel sagen, daß derselbe, obgleich von seiner Geliebten und Schwiegermutter begünstigt, noch nicht zu seinem Ziele gelangen können. Weil aber doch zuletzt durch Beharrlichkeit alles möglich wird, so wird sich das auch machen. Er ist gegenwärtig hier um gewisser Negoziationen willen, zu deren Beförderung ich ihm ein 2tes Attest ohngefähr im Sinne des ersten nicht versage. Die Beharrlichkeit, wie gesagt, von Mutter und Tochter scheint immer die gleiche und sie wird es denn doch noch zuletzt dahin bringen, daß wir Carln

als Hausbesitzer in Carlsbad, wozu ihn sein Name schon berechtigt, dereinst begrüßen werden."

Weimar hatte von den durchziehenden Truppen und Kämpfen in jener Gegend viel zu leiden, und es gehörte aller Mut und die ganze häusliche Tatkraft Christianens dazu, um in dieser schweren Zeit stand zu halten. Goethe sucht sie zu trösten und in jedem seiner Briefe aus dieser Zeit spricht er ihr seine Anerkennung für ihre Leistungen aus; am 1. Juni schreibt er ihr aus Teplitz: „Es freut mich sehr, daß ihr die bisherigen Unbilden mit gutem Mute ertragen habt. Fahret ja so fort und in der Lage, in der ihr seid, beklaget euch ja über nichts, denn wie es in den Gegenden aussieht, wo die Armeen wirklich zusammentreffen, das darf man sich gar nicht vergegenwärtigen." Goethe hatte den Kriegsschauplatz in nächster Nähe gesehen und kam fortwährend mit Flüchtlingen und Verwundeten in Berührung.

Am 6. Juni schreibt er wieder:

„Pfingsten, das liebste, lieblichste Fest bringt mir einen Brief von dir, bis auf einen sind alle angekommen; da du aber sie gleichlautend ausstelltest, so weiß ich, wie es ohngefähr bei euch aussieht, und wiederhole: danket Gott, daß ihr so davongekommen seid, ich habe ganz anderes gesehen."

Am 26. Juni schreibt er:

„Es ist ein sehr guter Gedanke, mein liebes Kind, daß du die Briefe von so langer Zeit her ordnest, so wie es sehr artig war, daß du sie alle aufgehoben hast. Woran soll man sich mehr ergetzen in diesen Tagen, wo so vieles vergeht, als an dem Zeugnis, daß es selbst auf Erden noch etwas Unvergängliches gibt. Augusts gute Einrichtung mit den Papiertaschen hat also auch auf dich gewirkt. Sie kommt mir auch zustatten, denn ich habe mir bei meiner Ankunft dergleichen zusammengeleimt und habe alles in besserer Ordnung als vor dem Jahre.

Deine Briefe sind glücklich angekommen und wie ich daraus ersehe, auch die meinigen bei euch. Wir hätten es uns aber

bequemer machen können, wenn wir sie gleich anfangs numeriert hätten. Da braucht es nicht so viele Wiederholungen, deswegen will ich auch gleich die gegenwärtigen Blätter oben in der Ecke mit a und so fort bezeichnen, denn ich werde dir doch von hier aus noch mehr als einmal schreiben.

Mit dem 3. Bande geht es seinen Gang. Das erste Buch und den größten Teil des 2. habe ich nach Dresden geschickt, adressiert an August. Wahrscheinlich nimmt es Peucer mit nach Weimar. Ich werde mich nicht vom Platze bewegen, bis ich mit den übrigen so weit bin, daß es mir nicht fehlen kann. So eine Arbeit ist viel größer, ja ungeheuerer, als man es sich vorstellt. Da ich aber noch 3 Monate Zeit habe, so brauche ich mich nicht grade zu ängstigen.

Da dir das kalte Bad zwischen Weimar und Belvedere wohl bekommen ist, so brauchst du dich über die Whistmarken nicht zu betrüben. Wenn du sie nicht wieder erhältst, so finden sich wohl in Dresden dieselben oder andere...

Ich sehe nun fast gar niemand mehr, denn da die Sachen überhaupt so confus und ungewiß stehen, so sind die Menschen noch confuser und ungewisser. Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder tun muß, er mag ein Geschäft oder ein Handwerk haben, welches er will.

Daß du dich so gut eingerichtet hast, freut mich gar sehr. Deine Gegenwart erspart uns wenigstens die Hälfte von dem, was es sonst kosten würde, denn du kannst doch gar manches ableiten und das Unvermeidliche wohlfeiler einrichten; auch soll dir dafür der schönste Dank gesagt werden und ich hoffe, wir wollen das, was uns übrig bleibt, noch vergnüglich genießen.

Auch Uli grüße besonders. Sie soll gelobt sein, daß sie mein Westchen auch zur Zeit der Not nicht zurückgesetzt hat. Ich verlange sehr danach. Vielleicht habt ihr den glücklichen Gedanken gehabt, es des Herzogs Leuten mitzugeben. Es ist auch recht schön und glücklich, daß sie sich den fatalen Verlust nicht allzusehr zu Herzen nimmt. Bleibt immer hübsch einig und

vergnügt unter unsrem Dache und wir wollen noch eine Zeitlang zusehen ...

d. 27. Juni.

Die Sonntage fahren fort, sich immer sehr gut gegen mich zu betragen und so hab ich gestern spät endlich den Brief durch Fr. v. Berg erhalten. Er machte mir viel Freude, weil ich auch zurück sah, daß ihr euch den Umständen nach leidlich und immer tätig und resolut verhalten habt. Allen tüchtigen Menschen bleibt durchaus nichts weiter zu tun und wenn der Schmied immer sein Hufeisen schmiedet und die Köchin immer kocht, so ist das Notwendige und Rechte getan im Krieg wie im Frieden. Alles reden, schwätzen und klatschen ist von Übel ...

Von Wien habe ich wieder einen himmlischen Brief und es ist sehr glücklich, daß man von Südost etwas Erfreuliches vernimmt, da von Nordwest nichts als Unheil zu erwarten steht. Niemand kann auch nur für den nächsten Tag gut sagen. Meine Lage wird durch die Ankunft des Herzogs sehr gesichert, denn es mag erfolgen, was da will, so ist er davon doch immer eher unterrichtet als wir Particuliers und es ist meine Schuldigkeit und zugleich mein Vorteil, mich an ihn anzuschließen. Haltet euch nur an eurer Stelle so gut ihr könnt und wegen meiner seid unbesorgt; ich will schon das Meinige tun, damit meine Abwesenheit unserem Zusammensein zum Vorteil gereiche.

d. 28.

Was die nächste Zeit und Zukunft betrifft, so wollen wir ganz ruhig sein. Dies wiederhole ich dir: tue nur jedes in jedem Augenblick das Seinige.

Wegen John wird manches zu besprechen sein, er ist gut aber krank, durch körperliche Anlage und vielleicht durch Schuld. Diesmal übertrag ich's, es kostet mich, aber es hat mir noch nicht geschadet. Man muß jetzt alle Verhältnisse respektieren und Gott danken, wenn man leidliche Tage hat. Mein Befinden ist sehr gut und läßt mir alles zu, was ich will und soll.

Wir erwarten den Herzog zur Kur, die Großfürstin Katharina als Durchreisende. Ich will aber mein Paket schließen, damit es der nächste Bote, an dem es nicht fehlen wird, mitnimmt. Lebe wohl. Liebe mich.

Erfahrung giebt Zutrauen, Zutrauen Hoffnung und Hoffnung läßt nicht zu schanden werden. So stehts ohngefähr geschrieben."

„Teplitz d. 1. Juli 1813.

Ich will immer noch ein neues Blatt anfangen, da ich doch noch manches zu erzählen habe. Die Großf. Katharina war gestern hier auf einem kleinen Umweg, den sie macht, nach Carlsbad zu gehen. Ich ward veranlaßt, sie zu sehen und habe sie der Großf. Marie sehr ähnlich gefunden. Sie ist um weniges größer, aber im Gesicht, an Gestalt und Betragen erkennt man das Schwesterliche. Sie war sehr freundlich und mir ist es höchst angenehm, ihr aufgewartet zu haben.

Eine merkwürdige Bekanntschaft habe ich sodann gemacht, einen Rittm. v. Schwanefeld, der den Gesandten in Gotha überfallen, Schwebeln entführt und sonst auf dem Thüringer Wald sein Wesen getrieben hat. Es ist ein junger Mann von starkem Körperbau, regelmäßigem Gesicht, dem Bart und straubige Haare etwas wildes geben. Im Gespräch ist er zwar kurz gebunden, aber bedeutend, und wenn er seine Abenteuer erzählt, ganz charmant, ja geistreich. Da er in diesem Feldzuge, so kurz er war, viel gewagt, getan und gelitten hat, so ist er heimlich ergrimmt, daß nichts aus allen den Anstalten geworden ist und spricht unter Vertrauten ganz offen über die vielen Versehen und Fehler, die von Anfang vorkamen. Er macht die Personen, ihre Reden und Betragen, besonders die alten Generale gar treffend nach und sagt überhaupt viel, was ich ihm nicht nachsagen möchte. Er kommt abends in den Garten herunter und wenn nicht zuviel Personen beisammen sind, ist er offen und unterhaltend. Er hat mich mehr als einmal bis zu Tränen lachen gemacht.

Von diesen Dingen sagt ihr nur den Vertrautesten. Meine Briefe überhaupt gebt ihr nicht aus Händen, erzählen und vorlesen daraus werdet ihr mit Vorsicht. Ich wünsche nur, daß wir wieder soweit sein mögen, um reden zu dürfen wie dieser Soldat, der als passionierter Teilnehmer vernünftiger und mäßiger von allem spricht als die sämtlichen müßigen philisterhaften Zuschauer.

Die Verlängerung des Waffenstillstandes beruhigt uns hier, die Einrichtung der Stadt Gitschin zu einem Kongreß gibt die besten Hoffnungen denen die den Frieden wünschen. Worunter ich denn auch im Stillen gehöre. Denn laut darf man mit solchen Gesinnungen nicht sein. Lebe recht wohl. Du hörst bald wieder von mir; grüß alles. G."

„am 3. Juli.

Nun kann ich euch noch vermelden, daß euer Brief vom 26. Juni bei mir angekommen ist und ich freue mich daraus zu ersehen, daß es euch leidlich geh ... Ich tröste mich damit, daß ihr oft etwas in Briefen vergeßt und auslaßt, was man gern wissen möchte. Lebe recht wohl. In Prag war ich noch nicht. NB. Desport hat von Dresden ein Paket an August mitgenommen. Gebt mir bald eine Nachricht so wie von der Rolle."

„13. Juli.

So eben erhalte ich euren Brief mit der Nachricht von Augusts Krankheit und ziemlicher Genesung, dagegen habe auch nur Klagen zu schreiben, denn John hat einen Rückfall gehabt und die Ärzte wollen, er soll nach Carlsbad gehen. Ich habe mich möglichst zusammengenommen, daß ich in der Hauptsache nicht gehindert ward, aber Unannehmliches und Kosten genug hat es mir verursacht. Ich will ihn bald nach Carlsbad schicken und ihm das Michaelsquartal vorschießen, mehr kann ich nicht tun. Es wird daher notwendig, daß man seinen Eltern die Sache zwar schonend aber deutlich vorstellt, damit sie für seinen ferneren Aufenthalt und Rückreise sorgen. Er wird seine Zustände

selbst geschrieben haben, sie waren und sind sehr schlimm. Überlegt also die Sache und sprich mit der Mutter schonend aber vernehmlich und meldet mir das Weitere gelegentlich."

Der ganze Ton und Inhalt dieser Briefe widerspricht merkwürdig dem Bericht von Schubart, der erzählt: „Wenn im weimarischen Publikum die Rede ging, daß Frau von Goethe in der Regellosigkeit so ungemessen fortgegangen sei, daß sie sogar einmal den Verkauf der Equipage eingeleitet habe, um einen Ball zu geben, so mag die Wahrheit dieser Rede dahingestellt sein, wohl aber trage ich in sicherer Erinnerung, was mir ein dem Dichter damals sehr nahe stehender Mann, sein Sekretär John erzählt hat. Derselbe verweilte mit ihm in Karlsbad, als Goethe dort erkrankte. Mein alter Freund John saß gerade vor dem Krankenbette des Dichters, als Briefe aus Weimar anlangten, die leider traurige Nachrichten über seinen Hausstand brachten und ihn mit Zerrüttungen und pekuniären Verlegenheiten seines Hauses bekannt machten, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Mein Freund schilderte mir den Eindruck, welchen er empfunden habe, als diese niederbeugenden Mitteilungen den hochsinnigen Mann ergriffen und ihn jetzt im Krankheitszustand auch noch den Druck der äußeren Lebensnot empfinden ließen. Mit Anstrengung suchte er sich zu erheben und der beklommenen auf- und abwogenden Brust Luft zu verschaffen, aber nachdem dieser Kampf einige Zeit gedauert hatte, trat auch in dieser Lage jene geistesstarke Tätigkeit an ihm hervor, welche er als eine von Jugend auf gepflegte Gewohnheit an sich bekannt hat..." Und er soll eine Lobeshymne auf den Geiz geäußert haben, die John als herrlich und druckfertig bezeichnet.

War Goethe wirklich Christianen gegenüber so schwach, oder war er so verblendet, daß er diesem ihrem verschwenderischem Treiben nicht Einhalt tat? Wir prüfen die Quelle der hier überlieferten Nachricht. Wir lesen den Brief über John, den Goethe am 23. Juli an Christiane richtet: „Hierbei, mein

liebstes Kind, findest Du ein Blatt, das du Johns Eltern mitteilen magst, die Sache muß ein Ende nehmen, wie du Heinrichen zuletzt auch entlassen mußtest. Diese Menschen, wie es ihnen wohl geht, wollen sich und nicht der Herrschaft leben und so ist es besser, man scheidet. Wenn du zu Johns übrigen Untugenden noch eine schwere Krankheit denkst, der man alles verzeihen muß, so stellst du dir vor, was ich gelitten habe. Er ist prätentiös, speisewählerisch. genäschig, trunkliebend, dämperich und arbeitet nie zur rechten Zeit. Überhaupt war es mit Riemer eine andere Sache. John schreibt nur reinlich und gut, weiter leistet er auch nichts und das kann man wohlfeiler haben. Mein Gedanke wäre, niemanden wieder ins Haus zu nehmen, sondern einen jungen Menschen zu dingen, der die Morgenstunden für mich schriebe und nachher an seine Geschäfte ginge, was so dann bei mir vorfiele, da könnte mir August beistehn, ich hülfe mir auch wohl selber, wie ich ja auch jetzt tun muß. Überlege die Sache und wir werden ja wohl auch darüber hinauskommen. Grüße die genesenden Kinder. Das sind ja seltsame Ereignisse. Es ist nicht genug, daß man von außen gedrängt und verletzt wird, man hat auch noch mit innerlichen Zufällen zu kämpfen. Behalte guten Mut! Mir will er oft ausgehen, denn in der totalen Einsamkeit, in der ich lebe, wird es doch zuletzt ganz schrecklich. Ich habe nun auch gar niemand, dem ich sagen könnte, wie mir zu Mute sei. Daß ich mich so wohl als möglich befinde, ist das größte Glück. Auch meine Arbeit habe ich trotz aller Hindernisse weit genug gebracht. Doch steht mir noch ein schweres Stück bevor. Lebe recht wohl. Liebe mich und grüße alles. Goethe."

Der Mann, den Goethe so geschildert hat, bildet gewiß keine einwandfreie Quelle für die Vorgänge im Goetheschen Hause. Goethe schrieb ein andermal über ihn, daß er gespielt und zwar nicht Schulden auf seinen Namen gemacht, doch den Kredit ausgenützt habe, den die Zugehörigkeit zum Goetheschen

Haushalt ihm gewährte. Und dennoch wird ein solches Urteil weitergetragen und überliefert!

Wir aber wissen: Unzuverlässig kann die Frau nicht gewesen sein, der Goethe in so bewegter Zeit so große Verantwortung überlassen, die solche Verantwortung mit vollem Bewußtsein übernehmen konnte, und der Goethe am 27. Juli schreibt: „Ich denke jetzt nur, meine Arbeit zu vollenden und zu euch zurückzukehren; ich habe es recht satt, wie Schillers Taucher allein in der gräßlichen Einsamkeit und wohl gar unter den Ungeheuern der traurigen Öde zu leben."

Und am 8. August schreibt er noch:

„Ich kann dir, mein allerliebstes Kind, nicht genug danken, daß du dich so ruhig, gefaßt und zugleich tätig erhältst, alles gut einrichtest und August und Uli wieder aufquäkelst. Wir wollen, hoff ich, gesund wieder zusammentreffen."

Am 19. August kam Goethe heim, blieb aber nur wenige Tage, da er wieder von einem Übelbefinden befallen wurde und die Seinen ihm deshalb das schon so oft bewährte Heilmittel der Zerstreuung durch eine kleine Reise — diesmal in den Thüringer Wald — anempfahlen. Von dieser Fahrt sandte er das Gedicht „Gefunden" als Nachfeier der silbernen Hochzeit, und eine lebendige und fröhliche Schilderung seiner Geburtstagsfeier in Ilmenau mit all den ihm dabei überreichten Huldigungsgedichten.

Im Sommer 1814 wurde der Landaufenthalt in Berka genommen, Zelter kam dahin, Caroline Ulrich verlobte sich dort mit Riemer, Goethe bereitete sich zur Fahrt nach der Rheingegend, um in Wiesbaden eine Kur zu gebrauchen.

Auf dieser Reise begann die Arbeit am Divan, oder richtiger, sie wurde fortgeführt, und auch die Bekanntschaft und Liebe mit Marianne von Willemer begann auf dieser Reise. Aus den Julitagen von 1814 stammt der folgende tagebuchartige Brief, der Christiane an allen seinen Erlebnissen teilnehmen lassen soll.

„Zuförderst also muß ich die charmante Person loben, welche mich das Fahrhäuschen zu betreten bewog, bei der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich sonst vergangen.

Den 25. schrieb ich viele Gedichte an Hafis, die meisten gut. Mittags Gotha im Mohren wars behäglich. H. und Fr. von Frankenberg hatte unterwegs besucht. Um 6 Uhr in Eisenach, vom Schloßvoigt wohl empfangen regalierte mich selbst mit einer Kaltschale, deren Ingredienzien jedem Reisenden empfehle. Die Herren v. Göchhausen und v. Egloffstein besuchten mich.

Den 26. 5 Uhr von Eisenach. Herrlicher Duftmorgen um die Wartburg. Köstlicher Tag überhaupt. In Hünfeld fand ich Jahrmarkt und bemerkte einige Späße. Um 6 Uhr im Posthaus zu Fuld, ließ mir erzählen und erquickte mich. Magister Petri vom Gymnasium suchte mich auf. Den Tag über hatte ich weniger Gedichte geschrieben und sehr wenige gut.

Den 27. verließ ich Fulda beim heitersten Himmel, von der Höhe betrachtet ich noch das herrliche Pfaffental, das zu seinem Schaden jetzt niemandem angehört. Bei Neuhof reifes Korn. Zwischen Schlüchtern und Saalmünster Flachs- und Hanfbrechen durch Städtchen und Dörfer, Haus an Haus. Der erste Storch auf der Wiese und erstes Kornernten. Weiter nach Gelnhausen zu. Vor diesem Orte Weinberge, sodann das alte Gehocke, das schrecklicher nach den letzten Leiden aussieht als je. Ich besuchte die Burg Kaiser Friedrich des Rotbarts. Eine höchste Merkwürdigkeit. Ruine, teilweise noch gut zu erkennen von festem Sandstein. Säulenknäufe und Wandzierraten wie von gestern. Würde aber engsinnig, Zierlust ohne Begriff von Verhältnissen. So möcht ich im Kurzen das ganze charakterisieren. Um 7 in Hanau...

Mein Weg zu und von der Burg in der größten Hitze setzte mich unter Wasser, ich mußte mich umkleiden und war sehr zufrieden, als ich in Hanau ankam, wo ich mich wiederherstellte.

Geh. R. Leonhard ist nicht hier. Bruder und Factor haben mir viel gezeigt. August wäre erschrocken, wenn er den Vorrat



J. Raabe: Christiane von Goethe

Versteinerungen gesehen hätte, der daliegen muß, wenn die Sammlungen eingerichtet werden sollen. Von jeder Sorte zentnerweis, und was im losen Gestein gesessen, einzeln abgesondert und gewaschen. Ganze Schubladen voll von Turbiniten pp wie bei Konditoren die Makronen und gebrannten Mandeln. August tut sehr übel, wenn er sich nicht mit dieser Firma in Konnexion setzt. Sie erwarten aus Paris eine Sendung, wer weiß wo alles her und sie werden uns in jedem Betracht begünstigen.

Grüßet Ulinen und Riemer, saget Meyern vom Kaiserpalaste. Es ist eine Hitze, von der ich keinen Begriff mehr hatte.

NB. 1. heut früh 6 war ich auf dem Turm. Es ist eine Weite und Schöne des Tals, an die man sich auch erst wieder gewöhnen muß.

NB. 2. Der Plan zur Oper ‚der Löwenstuhl' ist gestern zu stande gekommen und heute abgeschrieben.

NB. 3. Und das angenehmste. Schwalbacher Wasser soll von Frankf. abgehen, es ist ein Himmelstrunk.

Frankfurt, d. 29. Juli 1814.

Also fuhr ich zu Frankfurt ein, Freitag abends d. 28., die Stadt war illuminirt und ich, wie Fritz Fromman, nicht wenig über diese Attention betroffen. Allein meine Bescheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls inkognito angekommen war. Ich bedankte mich daher nicht und ging auf Carln gestützt durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten, schien der Mond desto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was sich verschlimmert hatte, was bestand und was neu herauf gekommen war. Zuletzt ging ich an unsrem alten Hause vorbei. Die Hausuhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbesitz hatte sie in der Auktion gekauft und sie am alten Platze stehen lassen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

Heut d. 29. früh ging ich zum Bockenheimer Tor hinaus und freute mich über die neuentstandene Welt. Erst ging ich links, dann rechts und ans Eschenheimer Tor. Die Anlagen sind gut und schön.

Sodann zu Schlossers, wo mich Frau Schöff nach der Erkennung freundlichst bewillkommte. Christian war lieb und gut und verständig. Köstliche alte Kupfer sah ich da und manches neuere Gute. Der ältere Bruder kam auch und viel wurde geschwatzt.

Willemer ist auf der Mühle, Riesen konnte ich der Hitze wegen nicht aufsuchen. 2, 3mal des Tages kleid ich mich um und weiß im Zimmer kaum wohin. Ich hoffe, diesen seltsamen Zustand gewohnt zu werden. Zur Nachtzeit will ich auf Wiesbaden, der Mondschein begünstigt mich.

Dir. Schlosser spediert das Schwalbacher Wasser nach Eisenach an Burgemeister Selzer. Jetzt ein Lebewohl im Schweiß meines Angesichts und Körpers.

Wiesbaden also d. 1. August 1814.

Die Bewegung einer glücklichen Reise, die überwarme Jahreszeit, das erquickliche Schwalbacher Wasser und die wenigen warmen Bäder wirken schon so gut auf mein ganzes Wesen, daß ich mir das Beste verspreche. Solchen Anfang und solche Hoffnung braucht es aber auch, daß ich den hiesigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zusammenkommt, was ich hasse und noch drüber. Nächstens sende eine Litanei und ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit sei gesagt: eigentlich ist die Schuld mir beizumessen, der ich die Güter und Gaben, die solch eine Gegend, solch ein Zustand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn euch andern lebenslustigen Hasenfüßen wäre hier das köstlichste Gastmahl bereitet. 4 Chausseen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen, wo der Ort liegt, stieben den ganzen Tag von zu- und abfahrenden, von Lust- und Spazierfahrenden. Da solls nach Mainz, Biebrich, Ellfeld, Schlangenbad, Schwalbach und wohin alles. Da lie-

gen für Fußgänger verfallene Schlösser mit Erfrischungsörtern im nächsten Gebirg. Da, und so weiter. Zelter, ein furchtbarer Fußwandrer, hat das alles schon durchstrichen als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles schon durchfahren, durchtrunken, durchgessen, und will, ich soll das auch tun. Ich hoffe, die Lust dazu soll kommen, er muß sich meinetwegen nicht binden. Einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die größte Erquickung, das übrige teilt sich ein...

Für die Hasen aber ist hier ein Saal gebaut, welcher den Weimarischen Schloß- und Schießhaussaal vereint darstellt und größer ist als jene beide zusammen. NB. Der Erbauer ist auf Wolzogens Veranlassung in Weimar gewesen und hat sich zu diesem Tragelaphen die Glieder geholt. Diesen Sonntags mit Tafelreihen ausgerichtet zu sehen, woran köstlich gespeist und getrunken wird das ist so was, wornach man lüstern sein kann. Die Anlage davon und überhaupt das Ganze ist imposant für jeden, der nicht mit allzureinen architektonischen Forderungen eintritt. Nein, so einen Sonntag wollt ich euch wünschen. Denkt nur! Schon beläuft sich die Badeliste über 3000, sage dreitausend, wäre auch nur die Hälfte davon noch da. Nun der Zudrang von allen Seiten, man darf sagen, daß 10 000 Menschen in Bewegung sind. Nun lebt wohl. Führe mich Gott gestärkt dem Koppenfelsischen Gebiet entgegen."

Christiane berichtet im Brief vom 25. August über ihre Gesundheit, daß Huschke ihr geraten habe, die Bäder in Berka zu benutzen, und erzählt, wie die bereits erwähnte Taufe in Berka verlief.

Eine andere Episode aus dem Jahre 1814 berichtet der Schauspieler Moltke, die sie von ihrer theater- und kinderlieben Seite zeigt: „Mitunter waren wir Schauspielerkinder von unserer mütterlichen Freundin Frau von Goethe recht zahlreich eingeladen. Dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So trat einstmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmütigkeit dem Kinderlärm nicht zu steuern vermochte, der

empörte alte Diener zornfunkelnd heran und schrie: der Geheimderat könne den verfluchten Spektakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, sobald uns aber der Zerberus aus den Augen war, wurde lustig weiter spektakelt. — Plötzlich aber trat die allgefürchtete Exzellenz im langen Hausrock selber herein in gemessenem Schritt, voll majestätischer Haltung, die Hände auf dem Rücken. Rasch flüchteten wir Kinder zu unserer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umschloß."

Goethe sandte immer wieder von seiner weiteren Reise seine bunten reichbewegten Tagebuchbriefe und Christiane freute und rühmte sich am 26. September, daß sie die Anregung zu seiner Reise gegeben hatte. Er schrieb immer befriedigter und ausführlicher, besonders über die Kunstgenüsse, die ihm in der Sammlung der Brüder Boisserée und im Darmstädter Museum zuteil wurden.

Im Oktober kam er wieder nach Frankfurt und erlebte im Brentanoschen Kreise die große Bewegung zur Nationalisierung der Frauentracht; lustig schreibt er darüber: „Zu Madame Brentano. Frauenzimmersitzung wegen der Nationaltracht. Wir empfahlen uns bald, um nicht nach solchen Geheimnissen lüstern zu erscheinen. Solltet ihr auch eingeladen werden, euch von außen zu nationalisieren, so bedenkt, daß einige englische Cattune mitkommen, welche, obgleich fremder Stoff, doch gar gut kleiden."

Am 27. Oktober kam er nach Weimar zurück. Bald darauf, Anfang November, heirateten Riemer und die „Uli" und Christiane mußte sich hinfort mit einer neuen Sekretärin, der Madame Kirsch, behelfen.

Das Jahr 1815 begann nicht gut, denn am 9. Januar scheint Christiane — deren Leiden „zu viel Gesundheit", zu viel Blut war — eine Art Schlaganfall gehabt zu haben, eine schwere Krankheit, von der wir nichts Genaues wissen. Ihre Wirkung können wir nur aus Goethes Briefen erfahren, die aber schon nach Christianens Genesung geschrieben wurden, als

sie, um sich zu zerstreuen und von der Last der Haushaltungsgeschäfte auszuruhen, Aufenthalt in Jena nahm. Goethe schreibt an Kieser am 27. Februar 1815: „Meine Frau wird in diesen Tagen nach Jena gehen, da ihr eine Ortsveränderung und Zerstreuung sehr nötig tut. Haben Sie die Güte, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. H. Hofr. Stark ist von allem unterrichtet, es würde mir sehr erwünscht sein, wenn Sie mit ihm über ihren Zustand konferieren könnten." Offenbar rächten sich an der fast 50jährigen Frau die Aufregungen, Sorgen und Arbeitslast der letzten Jahre.

Am 4. März schreibt Goethe an Christiane: „Nur mit wenigen Worten will ich melden, daß es mir ganz wohl geht und ich meine Zeit teils allein, teils mit August, Riemer und Meyer zubringe; überall wird Ordnung möglichst hergestellt. Habe Dank für die gegebenen Nachrichten. Mein größter Wunsch ist, daß du dich glücklich wiederherstellen mögest. Grüße alle Freunde und entschuldige mich, daß ich nicht schreibe; es gibt diesen Morgen gar zu viel zu tun.

Alles Gute und Vergnügliche wünschend G."

Am 5. oder 6. März berichtet sie dann, daß es ihr wieder besser gehe und Goethe schreibt am 8. März an Schlosser: „Meine gute Frau, die sich von einer schweren Krankheit wieder erholt, grüßt mit mir Ihre verehrte Frau Mutter auf das Herzlichste. Sie soll nach Carlsbad gehen und ich wünschte, ihr mit ein paar neuen Kleidern eine kleine Freude zu machen ... Bitten Sie wegen dieser Bemühung um gütiges Verzeihen."

Während Christianens Abwesenheit in Jena erkrankte Goethe selbst an einem der bei ihm nie ganz ungefährlichen Katarrhe. Christiane wollte natürlich zu seiner Pflege herbei eilen, aber er ließ es nicht zu. Er schreibt ihr am 11. März: „Nichts könnte mir angenehmer sein, als wenn du dich wohlbefindest und nach und nach dich erholst, aber eben deswegen wünsche ich, daß du dich einrichtest, noch einige Zeit drüben zu bleiben. Meinen Katarrh muß ich abwarten, dabei kann mir niemand helfen,

aber wer gegenwärtig sein muß, dem wird grade ein solches Uebel lästig und langweilig. Ich führe mein Leben wie immer durch, es geschieht alle Tage etwas. August macht seine Sachen ganz ordentlich. Meyer und Riemer kommen meistens die Abende. — Da du nun drüben gute Unterhaltung hast und nach dem stürmischen Wetter der letzten Tage guter Zeit entgegensiehst, so seh ich nicht ein, warum du den Ort verändern willst. Richte dich ein, daß du den Montag nach Palmarum wieder hier bist, da läßt sich mancherlei vorarbeiten und verabreden, ehe die höchsten Herrschaften kommen. Das wird wieder einen gewaltigen Sturm geben, möge er der letzte dieser Art sein."

Und noch am 5. April schreibt Goethe an Willemer: „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwei Querfinger vom Tode. Jetzt ist sie wieder auf den Beinen, da mich der schrecklichste Katarrh seit vier Wochen heimsucht." Er hatte also allen Grund, für Christiane besorgt zu sein, und darauf zu bestehen, daß sie ihre Erholung in ausgiebigem Maße suche.

Mitte April war Christiane wieder in Jena und ihr Brief von dort klingt völlig beruhigend, so daß man annehmen konnte und durfte, sie werde bei einer Kur in Karlsbad völlige Genesung finden. Und so brach Goethe Ende Mai wieder zu einer Reise in die Heimatsgegenden auf. Christiane blieb noch in Weimar und regte von dort zum Kauf des Treuterschen Hauses an, das später — noch lange nach ihrem Tode — den Angehörigen und Nachkommen ihres Bruders eine Heimstätte werden sollte. Am 4. Juni reiste sie nach Karlsbad, und begegnete unterwegs den großherzoglichen Wagen. Sie schildert die Begegnung: „Es begegneten uns 2 Trotschken, die wir von weitem for Russen hielten und schon ziemlich verlegen waren; aber wie groß war unser Erstaunen, als es näher kam und wir sahen, daß es unser Großherzog war. Er grüßte uns sehr freundlich; wie er einige Schritte vorbei war, fragte er seine Leute, wer wir wären. Er ließ sogleich halten und stieg aus, um zu meinem Wagen zu kommen. Wie

ich es sahe, so stieg ich geschwind aus, um ihm entgegen zu gehen. Er war sehr gnädig und fragte gleich nach Dir, erkundigte sich nach meinem Befinden und wünschte mir Glück zu meiner Kur. Es war ein wunderschöner Russe bei ihm, es mußte ein Fürst sein, er hatte eine Menge Orden, war noch jung und war, was man einen schönen Mann nennen kann. Wir haben ihn den ganzen Weg nicht vergessen können." Der Russe machte offenbar viel mehr Eindruck als der Großherzog.

Am 19. Juni schreibt sie wieder: „Ich bin schon ganz anders als zu Hause, sehe aber ein, daß ich sehr krank war. Ich bin aber auch nur glücklich durch Dich und Deine Liebe, und mir ist nur betrübt, daß es Dir so viel kostet. Doch Du gibst es mir gerne."

Am 19. Juli „schmeichelt sich" Christiane, die Erste zu sein, die Goethe von seinem neuen österreichischen Orden, dem Kommandeurkreuz des Leopoldsordens meldet, „aber Du wirst es wohl schon wissen," setzt sie resigniert hinzu. Auch über Augusts Avancement zum Kammerjunker schreibt sie und sie nimmt es gar nicht übel, daß vom 11. Juli bis 30. August kein Brief an sie gerichtet wurde. Am 5. September schreibt sie: „Da ich von Deiner Güte und Liebe so überzeugt bin und in Karlsbad den letzten Brief vom 11. Juli erhalten habe, wo Du meintest, Du wolltest Anfangs August in Weimar sein, so habe ich seit der Zeit von Tag zu Tag auf einen Brief von Dir gehofft, und so verging mir hier ein Tag still nach dem andern. Den 29. August war Vogelschießen hier, welches ich auch auf einige Stunden besuchte: die Großherzogin, der Erbgroßherzog und alles erkundigte sich, wenn Du kämest; ich konnte ihnen aber keine genügende Antwort geben, da ich es selbst nicht wußte."

Ob es nicht die Erinnerung an derartige Äußerungen war, die Goethe hinderte, Marianne nach dem Tode seiner Gattin noch einmal wiederzusehen? Wir wissen es nicht. Wir

kennen nur die Tatsachen, und wollen vorsichtig Deutungen vermeiden, die uns leicht in die Irre und in Phantasterei führen können. Vermutlich hat Christiane Goethes Verstummen, das zweifellos durch seine Neigung zu Marianne veranlaßt war, auf ein ungünstiges Befinden gedeutet und sich deshalb geängstigt. Oder sollte es sich auf Witterungsverhältnisse beziehen, wenn Goethe ihr am 12. September 1815 antwortet:

„Von dir wieder ein Wort zu vernehmen war mir sehr erfreulich. Wohl hat uns beide der Sommer übel behandelt und darin hast du vollkommen recht, daß man sich durch äußere Gegenstände von der Betrachtung seines inneren Zustandes zerstreuen müsse. Die angenehmsten Tage, die ich zubrachte, waren immer die, wo alles so schnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deshalb mache dir soviel Bewegung und Veränderung als du kannst in diesen schönen Tagen und denke darauf, wie wir den Winter abwechselnd die Tage zubringen. Etwas Musik wäre sehr wünschenswert, es ist das unschuldigste und angenehmste Bindungsmittel der Gesellschaft. Gegenwärtig bin ich in der Stadt, allein, in Willemers Wohnung, deren unschätzbare Aussicht du kennst. Von Morgens bis Abends ist es unter meinen Fenstern lebendig, Tags laufe in der Stadt umher, Menschen und Sammlungen zu sehen. Frankfurt stickt voll Merkwürdigkeiten ...

Fritz Stein (Christiane berichtet von einem Besuch des Kriegsrats) versäumt zu haben, tut mir leid. Sein Brief ist gar liebreich und verständig. Suche die Mutter und übrigen Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freistaat ist Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige, was leidlich durchs Leben bringt. Daß wir in Weimar sind, daß August sich gut in das Hofwesen findet, ist unschätzbar. Wie sich das alles in diesen Paradiesgegenden treibt und reibt, ist höchst unerquicklich. Wie sehr wünsche ich, über alles das mit dir zu sprechen und wenigstens für die nächste Zeit hierüber Maßregeln zu nehmen. Herr und Frau v. Mettig

sind hier, ich habe sie aber noch nicht finden können. Hofr. Schweizer besucht ich. Szen grüßt Augusten vielmal. Wegen meiner Rückkehr sag ich folgendes: Da es in vielem Betracht so schicklich als rätlich ist, daß ich dem Gr. Herzog unterwegs begegne, so halte ich mich hier solange auf, bis er zurückkehrt, und sehe ihn wahrscheinlich in Heidelberg und kehre über Würzburg zurück. Das nähere erfährst du. Möge ich euch froh und gesund antreffen! Zu einiger Unterhaltung sende ein Kästchen ab mit dem Postwagen, darin ihr euch vergnüglich teilen werdet.

Gar mancherlei habe ich vorgearbeitet, welches diesen Winter fertig werden soll. Grüße August, Kreiter und die Freunde in der Stadt. Hofr. Meyer sage: daß ich ihn oft vermisse, indem ich Kunstwerke aller Art beschaue. August möge mich den Herrschaften empfehlen! Und nun lebe wohl, meine herzlich Geliebte, und denke auf Unterhaltung für den Winter. G."

Christiane schreibt beruhigt am 14. zurück: „Das Liebste zu hören ist, daß Du so vergnügt und wohl bist, und ich will mich nun gern wegen Deiner so verspäteten Zurückkunft zu trösten suchen. Ich gehe viel zu Riemers und sehe überhaupt alle Menschen;.... Soeben fuhr Frau von Heygendorf mit 4 Pferden bei mir vorbei, und ich kann nicht läugnen, daß in mir der geheime Wunsch, mitreisen zu können, lebhaft wurde, denn die Schweiz und Mailand mag gewiß sehenswert genug sein. Wäre ich doch nur erst ganz wieder hergestellt und wohl, dann würde ich die Erfüllung des Wunsches, auch noch einmal mit Dir solch eine Reise zu machen, für viel ausführbarer halten; doch für jetzt will ich erst sehen, ob ich noch ein paar Tage nach Jena gehen kann .... Nun etwas von Häuslichkeiten: ich habe für den Winter sehr viele Gurken und Bohnen und dergleichen eingemacht, von den Odysseeischen langnäsigen Völkern habe ich vier Stück im Hause; und so ist im ganzen meine Wirtschaft ziemlich gut bestellt. Nur fehlt bei uns das Obst; wenn Du nur Gelegenheit fändest, für etwas getrocknetes Obst zu sorgen. Auf den an-

kommenden Kasten freut man sich, wie sonst auf die Judenkrämchen. August sagt mir, er würde Dir selbst schreiben. Nun lebe wohl und glücklich, da bin ich zufrieden."

Am 10. Oktober kam Goethe endlich wieder nach Weimar zurück, aber die Geselligkeiten des Winters blieben nicht lange erfreulich und erhielten einen traurigen Abschluß, als das Frühjahr kam. Wohl notiert Goethe am 12. Januar noch einen Ausflug seiner Frau nach Jena in seinem Tagebuch, aber Knebel schreibt an Goethe am 1. Mai 1816: „Mit Leidwesen habe ich gehört, daß auch Deine Gesundheit diesen Winter übermancherlei Anstößen unterworfen gewesen, die jedoch den ununterbrochenen Lauf Deiner Wirksamkeit nicht zu unterbrechen vermocht."

Am 11. Mai ging Goethe nach Jena, Christiane ging es noch ganz gut, am 15. berichtet sie dahin, daß „der Zauberlehrling" in allen Zimmern eingekehrt sei, daß aber Goethes Zimmer schon fertig seien, dann kommt noch am 18. Mai ein Schreiben von Kräuters Hand, in dem sie den vorigen, sehr kurz gefaßten Brief damit entschuldigt, daß ihr Sekretär sie damals nicht recht habe verstehen können, sie sei nicht mit ihm fertig geworden, Kräuter, der eben diese Entschuldigung für sie schreibt, verstehe sie viel besser. Und nun hat Kräuter es sich offenbar angelegen sein lassen, Christianens Gedanken so schön wie möglich zum Ausdruck zu bringen, ein phrasenhaft gewundener, blumiger Stil ist dabei herausgekommen, der dem „kleinen Naturwesen" fremd ist.

Christianens Briefe aus den letzten Jahren sind überhaupt merkwürdig; leider sind uns aus den Übergangsjahren kurz nach ihrer Legitimierung, wie schon erwähnt, keine erhalten, wir können daher nicht mit Sicherheit sagen, wie sehr oder wie wenig dieses Ereignis auf sie eingewirkt habe, und auch sonst sind Lücken. Sie schreibt fast nie mehr eigenhändig, Caroline Ulrich, Riemer, Frau Kirsch und Sekretär Kräuter schreiben nach ihrem Diktat. Das be-

einflußt den Stil, der dadurch weniger naiv, weniger zärtlich wird, nur die zahlreichen, wenn auch ganz kurzen Nachschriften sind von der alten Art: „Behalt mich lieb, wie ich Dich! Denk an Deinen Schatz!" Aber die Anrede ist „Lieber Geheimrat", oder „Lieber bester Geheimrat", und wenn der Sekretär die Unterschrift mit übernimmt, dann „empfehlen wir uns zu Gnaden" oder „zum Wohlwollen". Dafür werden die Berichte länger und ausführlicher. Was immer wieder an ihnen auffällt, ist, wie wenig Klatsch sie enthalten, wenn man sie mit den anderen Korrespondenzen der Zeit vergleicht.

Das letzte Schreiben, wieder von Kräuters Hand, ist rührend. Am 22. Mai, nachdem sie einen ähnlichen Anfall wie im Vorjahr gehabt hat, schreibt sie: „Lieber Geheimrat! Ich habe Dich um Verzeihung zu bitten, daß ich Deinem gutgemeinten Rat wegen des Aderlasses nicht schleunig genug nachgekommen bin, wodurch höchst wahrscheinlich ich diesem Unfalle entgangen wäre. Ich danke Gott, daß es so glücklich überstanden ist. Gegenwärtig befinde ich mich ziemlich wohl, der Kopf ist mir sehr leicht, alle Sinne sind sehr frei und nirgends ist mehr ein Druck oder betäubende Schwere zu bemerken. Nur die spanische Fliege inkommodiert mich noch etwas. Leb nun wohl und gedenke mein. Champagner ist diesmal in unserem Keller gar nicht zu finden, Ramann hat mir noch keinen geschickt. Wertheimer, 2 Bouteillen, folgen anbei. C. v. Goethe."

Aber am 29. Mai zeigt das Tagebuch Goethes Rückkunft von Jena an und bemerkt: „Gefährlicher Zustand meiner Frau."

Am 30. Mai steht: „Meine Frau wieder außer Bett", während der 31. einen „Rückfall meiner Frau" verzeichnet. Der 1. Juni erzählt: „Gefährliches Befinden meiner Frau während der Nacht. Mittag zu zweit." Der 2. Juni sagt: „Verschlimmerter Zustand meiner Frau. Minchen ward krank. Mittag Delle. Engels und Kräuter zu Tisch. Nach Tisch Paket

nach Frankfurt. Hofrat Meyer. Hofmedikus Rehbein. Verschlimmerter Zustand meiner Frau.“ Am 3. Juni steht wieder: „Eine unruhige sorgenvolle Nacht verlebt. Die Köchin dieselben Anfälle, zu Bette. Frau von Heygendorf bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr. Mittag zu zwei. (Beschäftigungsbericht.) Den ganzen Tag über Minchen leidlich.“ Am 4. Juni zeigt Goethes Angst und Erregung sich noch deutlicher: „Mancherlei expediert und beseitigt. Meine Frau noch immer in äußerster Gefahr. Kräuter war die Nacht bei mir geblieben. Spazieren gefahren mit Hofrat Meyer. Sehr kalte Luft. Zu zwei gegessen. Nach Tische Kanzler von Müller. Plötzlicher heftiger Fieberanfall. Ich mußte mich zu Bette legen.“ Am 5. Juni schreibt er: „Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerster Gefahr. Die Köchin und Minchen leidlich. Mein Sohn Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung. Kräuter die vergangene Nacht bei mir.“

An diesem 5. Juni hat Knebel ihm geschrieben: „Mit Schmerzen höre ich, daß Deine liebe Frau in letzter Zeit wieder unpäßlich gewesen. Wie sehr wünschen wir ihr und Dir durch sie fröhliche Stunden. Erheitere Dein Gemüt und wenn es nicht anders sein kann, so verlaß wieder auf einige Zeit den Ort.“ Aber noch am selben Tag hatte er erfahren, daß dieser Rat nicht angebracht war, und er ließ ein zweites Schreiben folgen: „Eben, da ich das letzte Wort an beiliegendem Brief geschrieben habe, erhalte ich Nachricht durch Vulpius, daß Deine liebe Frau so krank ist. — Wie sehr nahe dies uns geht, kann ich Dir nicht sagen. Tröste Dich in der Stärke des Gemüts und entferne Dich auf eine Zeit lang von dem Ort, der Dir jetzt traurig ist. Mehr kann ich nicht sagen. — Ich übersehe die Größe Deines Verlustes, und kenne die Empfindlichkeit Deines Herzens. — Was kann Deinem Geiste jedoch in den menschlichen Schicksalen ganz fremd sein? — Bedenke dies und habe Mut, das Uebel von Dir weg zu heben.“

Aber auf Goethe konnten diese Trostworte nicht wirken. Der 6. Juni trägt die traurige Aufzeichnung: „Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Totenstille in und außer mir. Ankunft und festlicher Einzug der Prinzessin Ida und Bernhards. Hofrat Meyer, Riemer. Abends brillante Illumination der Stadt. Meine Frau um zwölf nachts ins Leichenhaus. Ich den ganzen Tag im Bett."

Ob Goethe Schillers Wort aus dem Wilhelm Tell an diesem Tage bedacht haben mag: „Hier wird gefreit und anderswo begraben"? Diesen Schmerz konnte er im Tagebuch nicht mehr unterdrücken. Kurz ist seine Äußerung, aber dieser eine Satz: „Leere und Totenstille in und außer mir" sagt mehr, als wortreichere Bekenntnisse eingestanden hätten.

Ob Christianen der Aderlaß noch geholfen hätte? Sie soll an Blutkrämpfen, worunter wir uns vielleicht Urämie zu denken hätten, gestorben sein. Aber es ist merkwürdig, daß Goethes Tagebuch die gleichzeitige Erkrankung von zwei weiblichen Hausgenossen an ähnlichen Zufällen feststellt. Das widerspricht lebhaft der manchmal gehörten Zumutung, Christiane wäre an den Folgen der Trunksucht zugrunde gegangen.

Am 7. Juni trägt Goethe ein: „Nicht besonders geschlafen. Zahlreiche Kondolenzen. Außer Bett. Hofr. Meyer. Mittags mit August. Frau Prof. Riemer, Farbenversuche. Gegen Abend Prof. Riemer, die Versuche fortgesetzt. Hofr. Meyer auf kurze Zeit. Riemer blieb." Am 8. steht: „Meine Frau früh um 4 Uhr begraben. Verschiedene Briefe. Fragment aus dem Ramayan an Major von Knebel. Akten geheftet. Rehbein, Huschke und Kämpfer. Im Garten. Das nächstzubeobachtende durch gedacht. Farbenversuche vorbereitet. Mittags mit August. Kupfer zu Peron. Um 3 Uhr Kollekte meiner Frau von Voigt gehalten. Englische Journale. Hofr. Meyer. Schloßflügelbau besonders."

In seiner Weise ist Goethe bestrebt, sich sofort durch Arbeit Ablenkung zu schaffen, aber auch im Brief an Knebel, dessen Teilnahme er sicher ist, kann er nichts über den Tod sagen. Er schreibt nur: „Da Du in Indien weilest, so sende eine der gehaltvollsten ihrer Erfindungen, die als Symbol für jene ganze Mythologie gelten kann. Daß hier Sakontalas Abkunft zur Sprache kommt, ist gar schön. — Vielleicht siehst Du mich bald."

Am 9. Juni sorgte er für Trauernotifikationen, und am 10. berichtet das Tagebuch: „In die vorderen Zimmer eingeräumt. Abends mit August." Diese vorderen Zimmer waren die Christianens. Goethe konnte es nicht ertragen, sie nach Christianens Tod im alten Zustand zu lassen, gleichsam als leeres Körpergehäuse, dem der belebende Geist entflohen war. Auch das Wirtschaftszimmer ließ Goethe verlegen und umbauen. So versuchte er, auch äußerlich zu verändern und abzuschließen, wo er innerlich abschließen mußte. Aber der Abschluß ward ihm nicht leicht. Noch in vielen Briefen klingt der Schmerz nach.

Weil aber ein Mensch nicht völlig tot ist, solange seine Seele noch auf andere Wesen fortwirkt, so war auch Christiane nicht am 6. Juni völlig gestorben. Auf dem Mittlerwege durch Goethes Wesen und Werk ist sie auch uns erhalten geblieben.

Wie hat Goethe den Tod seiner Frau überwunden? Schnell hat er einschneidende Veränderungen im Haushalt und in seiner inneren Umgebung vorgenommen, um nicht auf Schritt und Tritt an seinen Verlust erinnert zu werden; im nächsten Winter betrieb er die Aufnahme Augusts in die Theaterkommission, um an dem Sohne die Stütze zu haben, die ihm bisher hinter den Kulissen die Gattin gewesen war, und schon im folgenden Jahr führte er die Verheiratung seines Sohnes mit Ottilie von Pogwisch herbei, oder beschleunigte sie, wohl zum Teil, um den weiblichen Einfluß im Hause und dem

Sohne gegenüber nicht lange entbehren zu müssen. Alles das läßt darauf schließen, daß er schwer gelitten hat und nur nach seiner Art nicht untätig dem Leide zusah, sondern Wege suchte, um es zu lindern, wenn ihm schon nicht abzuhelfen war. Aber wir haben auch eine Reihe unmittelbarer und persönlicher Ausbrüche der Klage, wie sie sonst nie bei Goethe zu finden sind, in Briefen an näher- und fernerstehende Freunde während Christianens Krankheit und nach ihrem Tod. So an J. F. H. Schlosser am 3. Juni 1816:

„... Mehr sage ich nicht, verhindert von häuslichen schweren Unbilden."

An Riemer am 4. Juni:

„Mögen Sie, mein lieber Riemer, beikommenden Heften einige Aufmerksamkeit schenken und sie kritisch durchgehen. Bei ganz gesunden Sinnen würde mir schwer sein, die Mängel zu entdecken, weil ich zu sehr, das was da steht, gewohnt bin. Jetzt in den mitkrankenden habe ich besonders aufs einzelne gar kein Urteil mehr."

An Zelter am Ende eines langen Briefes vom 8. Juni:

„Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt du, was es heißen will."

Am 8. Juni an S. Boisserée (in einem langen, ungewöhnlich trüben Brief):

„Füge ich hinzu, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so nehmen liebe Freunde gewiß Teil an meinem Zustande."

An Louise Seidler am 12. Juni:

„Den lieben Jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorerzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist.

Sagen Sie mir, meine Beste, wie sieht es mit Ihrem Bilde aus, wann sind Sie so weit, daß man darüber wieder einmal

beraten kann und soll, ich würde mit Hofr. Meyer, wenn auch nur auf kurze Zeit hinüberkommen."

An Schopenhauer am 16. Juni:

„Das schwarze Siegel meines Briefes muß mir abermals bei Ihnen, mein wertester Herr Doktor, zur Entschuldigung dienen, wenn ich beinahe nur den Empfang Ihres wohlgedachten Aufsatzes melde. Die Krankheit meiner lieben Frau und ihr erfolgtes Ableben hat mich allem Wissenschaftlichen und namentlich der Farbenlehre entrissen, in die ich durch Ihre Arbeit, durch den Abdruck des Schulz'schen Aufsatzes, welcher beiliegt, und bei dem Transport meines sämmtlichen chromatischen Apparats nach Jena wieder hineingelockt werde."

An S. Boisserée aus einem Brief vom 24. Juni:

„Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man großtun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt, deshalb ich auch, indem ich mich zu zerstreuen suchte, auf das allerfalscheste Mittel geraten bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgend eine Produktion des Augenblicks von mir zu erwarten. So habe ich die alten derelinquierten Papiere hervorgesucht, wo zwar manches Erfreuliche und Brauchbare sich findet, aber auch ein Wust von erst durchgeschmolzenem Gestein, wo man ein schreckliches Feuer und Schmiedearbeit anwenden müßte, um das Bißchen metallische herauszugewinnen, und doch kann man es nicht über sich gewinnen, dergleichen Blätter zu vertilgen, weil es immer Denksteine vergangener Zustände bleiben."

An Cotta am 26. Juni:

„Ew. Wohlgeboren

haben gewiß Anteil an meinem Zustande genommen, wenn Ihnen die Nachricht zukam, daß meine liebe kleine Frau, deren Anmut Sie kannten, mich in diesen Tagen verlassen hat. Die Verwirrung, die daraus in meinem Hauswesen entstand, ließ beiliegenden Brief von Herrn Frommann vergessen; eben dadurch wurde auch die gegenwärtige Sendung verspätet."



J. Raabe: August von Goethe

An W. v. Humboldt am 26. Juni:

„Mit dem Gefühl des Verlustes, in das mich das Abscheiden meiner guten kleinen Frau versetzt, weiß ich nichts tröstlicher, als umherzuschauen, wie viel Gutes und Liebes mir noch übrig bliebe.

Von Ihnen, teuerster Freund, hab ich in undenklicher Zeit nichts gehört und sehne mich wiederum nach einem lieben Worte von Ihrer Hand und der Versicherung Ihres Wohlbefindens. Leider muß ich Verzicht tun, Sie am schönen Main zu sehen. Die Ärzte und ein gewisser Trieb weisen mich nach Böhmen und noch könnt ich selbst nicht sagen, was ich ausführen werde. Lassen Sie mich bald was von sich hören und senden mir wieder einmal etwas Bedeutendes von Handschriften. Mit alten hergebrachten Liebhabereien schmeichelt man seinem Schmerz.

So bin ich auch Ihrem Herrn Bruder eine liebliche Tröstung schuldig geworden, da sein so bedeutendes und aufregendes Heft: Sur les lois p. gerade in den traurigsten Momenten zu mir kam und sein Recht an mir ausübte, und so ist es auch zeither der tägliche Text meiner Betrachtungen geworden. Lassen Sie ihm die dankbare beiliegende Karte zukommen."

An J. F. H. Schlosser am 13. Juli 1816 (am Ende eines langen, sich auf Frankfurter Verhältnisse und speziell auf Schlossers Stellung beziehenden Briefes, in dem Goethe Schlossers Vorgehen teils angezweifelt, teils getadelt hat):

„Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, auf die ich nach dem großen Verluste der mich betraf, als auf ein wichtiges Gut zu zählen Ursache habe."

So muß man wohl zusammenfassend sich mit den Worten Riemers einverstanden erklären, die gewiß aus genauer Personalkenntnis entsprungen sind. Und wenn diese Worte nicht erschöpfen, so mögen sie doch im Zusammenhang mit dem bereits Gesagten das Charakterbild Christianens ergänzen und vervollständigen:

„Es ist sein (Goethes) häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich bürgerlichen Weise geführt, auch nach seiner endlichen Conformation mit Sitte und Convenienz einer levis notae macula nicht hat entgehen können, selbst jetzt wo der St. Simonismus, eine Emancipation in der Liebe durchzusetzen bemüht, gelinder über etwas urtheilen sollte, das keineswegs aus so gefährlichen revolutionären Grundsätzen und Raisonnements hervorgegangen war; sondern nur dem damaligen Zeitsinne folgte, der zwischen klösterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Cölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen Ehe einen mittleren Zustand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei sittlichen Wesen von selbst in diejenige feste Treue und dauernde Freundschaft übergeht, welche die gesetzlich vollzogene Verbindung zwar präsumiert, aber nicht zu garantieren vermag.

G. hatte die Liebe als Jüngling von ihrer ersten aufbrechenden Knospe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; — begünstigt von Natur und Schicksal, wie es scheint, um sie — auch als Entwicklungskrankheit — in allen ihren Phasen dem Menschengeschlechte schildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, erlaubten oder begünstigten wenigstens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menschen sie gleich beim Antritt eines Amts in Aussicht stellen. Jedoch fehlte es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt sich nicht aufhalten und G. hätte mehr als sein halbes Dasein ohne das Glück eines häuslich-geselligen Zustandes hingebracht, dessen Innigkeit er schon früh empfand, wenn er sich nicht nach einem teilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Wesen umsah, und es in einer Person fand, die ganz geeignet war, sowohl für seinen Haushalt zu sorgen, als durch anspruchslose und naive Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der

Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mismuth zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunst, Wissenschaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein solches weibliches Wesen bedurfte er zu freier und möglichst ungehinderter Entwicklung seiner selbst und keine auf Rang und Titel Anspruch machende, in gelehrten Zirkeln wohl gar selbst als Schriftstellerin glänzen wollende Dame hätte sie fördern oder nur sein eheliches Glück und häusliches Behagen machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen später und früher belehren sollten.

G.'s Bekanntwerden und nachheriges Zusammenleben mit diesem Frauenzimmer schildert einer der neuesten Berichterstatter, wahrscheinlich aus weiblicher Nachrede, gehässig und falsch. Nicht sogleich als G. aus Italien kam, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß seine Freunde sie ihm zugeführt hätten; sondern auf einem Spaziergang im Park bei Überreichung einer Bittschrift für ihren Vater. Auch nahm er sie nicht sogleich zu sich ins Haus, sondern viel später, sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmutige Gesellschaft. Das Gedicht „Die Metamorphose der Pflanzen" schildert das schöne Verhältnis beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits immer sich angehören.

Sie hatte auch mit der Wirtschaft zuerst nichts zu tun, deren sie sich erst in der Folge aus eigenem Antrieb und Liebe musterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darein aufgenommen und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er selbst kleidet dies ganze Verhältnis, seine Entstehung, Begründung und Folge in eine der schönsten Parabeln, die er noch spät 1813 verfertigte und die nun auf einmal durch Obiges ihre Deutung und volles Verständnis erhält.

Damals in erster Jugendblüte muß sie sehr hübsch gewesen sein, sogar reizend. Ihre spätere Erscheinung, ich meine ihr körperliches Aussehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden.

Wer sie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Wesen, mit vollem rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde G.s Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand, indem diese wahrhaft geniale und dabei doch protestantisch-fromme Frau das Verhältnis nicht mißbilligte und wegen seiner glücklichen Beschaffenheit jeder conventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, sogar vorziehen mochte.

Nach der ersten persönlichen Vorstellung im Jahre 1797 an seine Mutter erfolgte deren vollkommenste Zufriedenheit und Belobung seiner Wahl, wie die Briefe der alten Rätin unwiderleglich gegen den Böttigerischen hinter der Kirche ausgebrüteten Klatsch beweisen...

In jener jugendlichen allgemein ansprechenden Gestalt bewahrt sie noch ein Familienbild, ein Aquarellgemälde von G.s Hausfreunde Heinrich Meyer ausgeführt in einer der Madonna della sedia verständig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgeborenen im Arm. Eine weit spätere Büste enthält zwar die Grundzüge der ersten jugendlichen Bildung, wirkt aber durch das Übergewicht der Fleischpartien bei nicht gehöriger Beleuchtung ungünstiger als es im Leben der Fall war.

Möge man nun von diesem Verhältnis denken, was man will, möge es nach einer strengen theoretischen Moral oder nach einer praktisch modifizierten, d. h. mit theologischen oder kavalieren Augen betrachtet werden, ohne jedoch mit der Zeitung für die elegante Welt (Böttiger) eine grobe bürgerliche Schwäche, oder mit einem neuesten Cato eine Undeutschheit darin finden zu wol-

len, so viel bleibt ausgemacht gewiß, daß — alle übrigen Vorteile nicht in Betracht gezogen — in diesem häuslichen und wirtschaftlichen Zusammenleben nicht die gewöhnlichen Ehestandsszenen und Gardinenpredigten vorfielen, die selbst in dem legitimsten Ehestande seiner nächsten Freunde nicht selten waren, noch weniger eine so unwürdige Zumutung wie die, mit der Köchin Abrechnung zu halten oder das Herausgeben des täglichen Bedarfs zu besorgen, wovon wir auch Beispiele zu geben wüßten.

Von einer weitergehenden Herrschaft der geliebten Freundin als über das Gesinde; von Einmischung in Amts- und Autorgeschäfte, von Eifersucht und Schmollen konnte nie unter Personen die Rede sein, wovon wenigstens der eine Part eine mehr als nötige Fülle von Vernunft, Verstand und Menschenkenntnis, Anstand und Sitte besaß; der andere aber voll Pietät und Anhänglichkeit zu keiner Zeit vergessen mochte, daß sie diese ihr und ihren Verwandten convenierende Existenz und Wirksamkeit in einer ihr angemessenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte.

G. schätzte und liebte wirklich seine Frau ... und so bewies er auch die zärtlichste, ja ängstlichste Teilnahme bei ihrer letzten tödlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht und in seinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt oder sogar Sonette und sonstige Trauergedichte auf sie verfertigte, liegt in der Zartheit seines Gefühls und seiner Gesinnung. Der Schmerz den er um ihren Verlust empfand, war ein viel zu gründlicher in seine Existenz eingreifender und bis an sein Ende dauernder, da er sie nach dem Ableben seines einzigen Sohnes, der ihm bisher in allen häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten so treu und sorgsam beigestanden, noch von neuem vermissen sollte, als daß er ihn mit Worten aussprechen und entweihen mochte. So hielt er es immer mit allem, was tief in sein Inneres schnitt; er sprach nicht davon aus Scheu, den Schmerz mit Worten zu

berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwischen. — Und wissen wir denn, ob er nicht dennoch seine Stimmung versteckterweise ausgesprochen? 4 Zeilen von wenig Worten deuten den Verlust und seine Trauer auf eine Weise an, die alle langen Epicedien übertrifft:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens,
durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
ist ihren Verlust zu beweinen!"

Er schrieb sie an ihrem Todestag den 6ten Juni 1816.
Und wenn nun gar Geständnisse wie folgende:

„Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis"

sich auf sie beziehen sollten, wer könnte daran zweifeln, daß sie in vielen seiner Lieder unsichtbar erhalten sei?"

Riemer verteidigt noch, er sucht zu entschuldigen, macht teilweise ungenaue Angaben, da er zu mildern sucht — das halten wir heute, wo wir dem persönlichen Geklätsch und den sonstigen Bedenken weit genug entrückt sind, nicht für nötig, wir schließen, wenn wir an Christiane denken, mit den Worten, mit denen Goethe einen seiner letzten persönlichen und intimen Briefe an Christiane endet, den vom 7. Juni 1815 aus Wiesbaden:

„Die Liebe das Beste."

Zweiter Teil

Christiane und Goethes Dichtung

Wollen wir zwei Menschen in ihren Beziehungen untereinander beurteilen, so werden wir uns fragen müssen, welche Wirkung haben diese beiden aufeinander gehabt? Wie haben sie einander beeinflußt? Es ist schwer, da Grenzlinien zu ziehen und zu entscheiden, ob eine Handlungsweise von diesem oder von jenem der beiden angeregt worden ist. Oft können es die Menschen selber kaum, wie viel weniger kann es der unbeteiligte Zuschauer.

Handelt es sich um einen produktiven, künstlerisch schaffenden Geist, dann werden wir wenigstens von einigen seiner Werke mit Sicherheit sagen dürfen: „Diese wurden ausgelöst, hervorgerufen durch die Geliebte, durch die Gattin!" Aber wir müssen uns dabei klar sein, daß wir nur in seltenen Fällen, nur da, wo es sich um deutliche Bekenntnisse, teils in den Werken selbst, teils in den Bemerkungen darüber, durch den Schöpfer handelt, mit Bestimmtheit solche Behauptungen aufstellen können, und daß wir andererseits sehr vorsichtig sein müssen, eine Teilnahme, eine Anregung abzustreiten, denn die Gesetze des künstlerischen Schaffens sind zu individuell verschieden, zu sehr von einander abweichend, zu wenig erforscht noch, um Sicheres darüber sagen zu können. Ein Gedicht des Schweizers Conrad Ferdinand Meyer schildert, wie ihm die „Liederseelen", Stapfen im Schnee, ein im See gespiegeltes Wölkchen, ein totes Kind, ein Blumenkranz, in Elfengestalt erscheinen und ihn darüber belehren, daß seine Wahl und die Gunst der Stunde entscheide, welche von ihnen sich zum Lied entwickeln darf. Derartiges, ausgesprochen oder unausgesprochen, erlebt jeder schaffende Künstler und es würde vielleicht die interessanteste Geschichte des geistigen Schaffens geben, wenn Dichter sich entschließen könnten, den ersten Keim einer Dichtung neben dieser mit kurzen Worten zu bemerken, so weit er ihnen selbst bewußt werden konnte.

Goethe, der durchaus subjektiv war, der dem Augenblick, der Gelegenheit gerne das Gedicht schrieb, hat öfters in Briefen oder Tagebuch-Bemerkungen uns diese Notiz zur Entstehung seines Werkes hinterlassen. So wissen wir sie für das Lied „An den Mond", das durch den selbstgewählten Tod in der Ilm angeregt wurde, den eine junge Hofdame aus unglücklicher Liebe gesucht hatte; so ist uns die Anregung zu der Elegie „Amyntas" erhalten in der kurzen Tagebuch-Notiz vom 19. September 1797 auf der Schweizer Reise: „Wir fuhren einen Teil des gestrigen Wegs. Der Baum und der Efeu Anlaß zur Elegie." Aber im ganzen fließen diese Quellen sehr spärlich.

Doch einiges wissen wir genau, haben es unzähligemal von ihm selbst als authentische Äußerung gelesen: daß er sich in seiner produktiven Schaffenskraft gehemmt fühlte, wenn er keine Teilnahme, kein Echo bei seiner Umgebung fand. Er hat es ausgesprochen: „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen. Lob und Tadel muß ja sein!" Und so dürften wir aus dieser Eigenart von Goethes Wesen, oder vielleicht Eigenart der dichterischen Produktionskraft überhaupt, den Schluß ziehen, daß Goethe nicht 28 Jahre lang an der Seite einer Gattin hätte leben können, wenn sie nicht Teilnahme, Verständnis für sein tiefstes und ureigenstes Wesen, für seine dichterische Produktion gezeigt hätte. Es wäre ein einfacher Verstandesschluß: — ohne geistige Stagnation wäre ein so lange andauerndes Zusammenleben mit einem teilnahmlosen und verständnislosen Geschöpf auch für einen Goethe nicht möglich gewesen, selbst wenn man seiner unerschöpflichen und selbständigen Produktionskraft im weitesten Sinne Rechnung tragen will. Aber dieser Verstandesschluß ist nicht nötig: wir haben die handschriftlichen dokumentarischen Beweise dafür, daß Christiane mit Liebe und Verständnis an Goethes Werk teilgenommen hat.

Um nur einen kurzen Überblick über das dichterische Schaffen Goethes in der Zeit seines Zusammenlebens mit Chri-

stiane zu geben, also in der Zeit von 1788—1816, will ich hervorheben, daß „Reineke Fuchs", „Hermann und Dorothea", die „Römischen Elegien", die „Venezianischen Epigramme", der größte Teil der Balladen, „Wilhelm Meister", die „Wahlverwandtschaften", „Dichtung und Wahrheit", die „Italienische Reise", der „Westöstliche Divan", die „Natürliche Tochter", die „Pandora", „Epimenides", und eine Unzahl Festspiele, Gedichte, sowie Teile des „Faust" usw. in dieser Epoche entstanden sind. Ich habe die Werke nicht chronologisch geordnet angeführt, — könnte man doch eigentlich immer nur das Jahr ihres Abschlusses mit Sicherheit angeben, denn wer will sagen, wann eine Dichtung begonnen wurde.

Wenn Goethe am 15. Januar 1796 berichtet: „Mein siebentes Buch ist fertig und das achte wird auch bald nachfolgen," dann setzt das nicht nur allgemeine Teilnahme, sondern recht genaue Kenntnis von seiner jeweiligen Arbeit voraus. Damals ist von den „Lehrjahren" die Rede.

Am 9. September 1796 heißt es: „Ich kann Dir nicht sagen, mein liebes Kind, ob ich in den nächsten Tagen kommen werde, es kommt alles darauf an, ob sich die Lust bei mir zu einer neuen Arbeit einfindet. Geschieht das, so bleibe ich hier, es ist nämlich die große Idylle, von der Du weißt, könnte ich diese noch diesen Monat fertig machen, so wäre ich über alle Maßen glücklich." Diese „Idylle" oder „Gedicht" ist „Hermann und Dorothea".

Am 24. Februar 1797 sagt er: „Diesmal habe ich nichts zu verlangen und sage Dir nur: daß ich wohl bin und an allerlei arbeite in Erwartung der Laune zum Gedicht." Darauf antwortet Christiane: „Daß es Dir gut geht, freut mich sehr, ich will recht beten, daß es bald an das Gedicht kommt, daß wir es uns alsdann können recht wohl sein lassen." Und am 1. März: „Daß Du die Decke verlangst, kommt mir vor, als wenn das Gedicht nicht in Jena fertig werden wollte. Da hätte mein Gebet diesmal nichts ge-

holfen." Am 3. März schreibt er: „Nun kann ich Dir die gute Nachricht sagen, daß das Gedicht wieder im Werk ist und daß es wahrscheinlich in kurzem fertig sein wird. Ein leidiger Katarrh, den ich mir wahrscheinlich durch einen Spaziergang zuzog, hat mich dieser Tage her geplagt, jedoch weil ich zu Hause bleiben mußte, meine Arbeit mehr gefördert als gehindert. Man kann schon zufrieden sein, wenn das Übel nur zu etwas gut ist. — Ich sehe indessen auch die ersten Gesänge durch und so wird eins mit dem andern fertig werden. Bis heute über acht Tage wird alles entschieden sein, und ich wünsche zu hören, daß dir's recht wohl geht."

Am 7. heißt es: „Mit dem Gedichte geht es ganz gut und ich bin nahe am Ende, doch weil ich die ersten Gesänge wieder vornehmen muß, so gibt es noch manches zu thun, und ich will daran arbeiten, so lange ich Lust behalte, damit ich mich so viel als möglich frei davon mache." Und am 14: „Mein Katarrh mag den Leuten schlimmer vorgekommen sein, als er war, da ich ganze 8 Tage zu Hause blieb, jetzt befinde ich mich wieder völlig hergestellt und habe nichts verloren, da mein Gedicht sich zu Ende neigt; ich will aber, da ich einmal so weit bin, von hier nicht weggehen, bis das Ganze fertig ist und die drei ersten Gesänge nach Berlin abgeschickt sind."

Es ging dann doch nicht so schnell mit „Hermann und Dorothea", wie Goethe hoffte und am 6. Juni schreibt er wieder: „Der Schluß des Gedichtes hat sich noch nicht gezeigt, dagegen habe ich aber eine große Gespensterromanze (die Braut von Korinth) für den Almanach in diesen Tagen fertig gemacht." —

Am 25. Mai 1798 schreibt Goethe: „Ich habe die wenigen Tage, die ich hier bin, schon sehr genutzt, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Du wirst lachen, wenn ich Dir erzähle, durch welche zufällige Kleinig-

keit ich wieder einen besonderen und schnellen Antrieb zum Fleiße bekommen habe; indessen ist es recht merkwürdig, wie sehr mich die vorjährige Reise ganz aus dem Geschicke gebracht hat, und wie ich jetzt erst wieder anfange, mich zu finden." Das war die Reise nach Frankfurt, Schwaben und der Schweiz.

Am 30. Mai antwortet Christiane: „Das Wetter scheint besser zu werden, und Du wirst Deinen Pyrmonter besser trinken können, und mit der Arbeit wird es auch schon gehen. Mit Deiner Arbeit ist es schön: was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig; aber mit uns armen (Schindludern? oder Schindhunden?) ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schönen Gurken sind fast alle weg und ich muß wieder von vorne anfangen."

Am 12. Juni schreibt Goethe: „Das Gedicht auf die Beckern ist fertig (die Elegie „Euphrosyne"); ich bin sehr froh, daß nur etwas wieder einmal im Gange ist, nachdem ich so lange Zeit pausiert habe."

Am 3. Oktober 1799 schreibt er: „Die ersten 14 Tage habe ich fleißig zugebracht, aber es waren nur einzelne Sachen, die nicht viel auf sich hatten. Zuletzt machte ich mich an eine Arbeit, die mir zu gelingen anfing. Du hast mich wohl sagen hören, daß Durchlaucht der Herzog ein französisches Trauerspiel übersetzt wünschte, ich konnte immer damit nicht zurechte kommen. Endlich habe ich dem Stück die rechte Seite abgewonnen und die Arbeit geht von statten. Wenn ich mein Möglichstes tue, so bin ich bis den 12. fertig und will den 13. abgehen. Bis ich das Stück ins Reine bringe und es spielen lasse, habe ich doch in den trüben Wintertagen etwas Interessantes vor mir und dann wollen wir uns zusammensetzen und es ansehen."

Christiane antwortet am 6.: „Ich freu mich diesen Win-

ter auf die Komödie, wenn wir auf der Bank zusammensitzen werden, und überhaupt auch auf die Winterabende, wenn wir zu Hause mit einander schwatzen."

Am 4. Mai 1802 berichtet er: „So viel kann ich Dir melden, daß der zweite Aufzug des bewußten Stückes fertig ist, und wenn ich noch acht Tage Zeit habe, so kann wohl der dritte sich dazu gesellen." Das „bewußte Stück" ist die „Natürliche Tochter". Es fällt auf, daß Christiane immer über die Arbeitspläne informiert zu sein scheint, immer schon davon sprechen hörte, immer innerlich beteiligt ist.

Im Brief vom 24. Juni 1804 steht: „Die Stunden, die ich sonst mit Dir verplauderte, arbeite ich am „Götz" und so wird auch Dir ein Vergnügen auf Deine Rückkunft bereitet."

Am 12. Mai 1809 schreibt er: „Indessen geht mir, was ich arbeite, gut von statten und mehr bedarf ich nicht. Wenn ich noch einige Zeit hier bin, soll der Roman, hoffe ich zum Druck befördert sein. Denn ich lasse ihn hier drucken und es soll damit, wie mit einigen anderen Dingen, rasch gehen." Und dann folgen fortgesetzt Berichte über das Fortschreiten der „Wahlverwandtschaften" und Bitten, alle Störungen abzuwenden. (Siehe Seite 133—136.) Und endlich am 15. September schickt er Christiane und ihrer Sekretärin Caroline Ulrich das Manuskript oder richtiger einen Teil davon und schreibt:

„Zuerst danke ich Dir und Deiner schönen Begleiterin für den angenehmen Besuch; sodann schicke ich ein Bändchen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1. Daß Ihr es bei verschlossenen Türen leset.
2. Daß es niemand erfährt, daß Ihr's gelesen habt.
3. Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4. Daß mir zugleich alsdann etwas geschrieben werde, von dem, was unter euch beim Lesen vorgegangen.

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu sagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden."

Leider ist uns die Antwort nicht erhalten geblieben, aber sie muß zufriedenstellend ausgefallen sein, denn am 22. September schreibt er:

„Weil ihr euch über den ersten Teil des Romans so freundlich geäußert habt, so soll die Hälfte des 2. bis an einen Abschnitt die nächste Woche unter eben den Bedingungen zu euch gelangen. Du schickst mir den Band wieder den du in Händen hast und wir hoffen nun das Ende bald zu erreichen. Doch brauchen wir, wenn kein Hindernis dazwischen kommt, immer noch 10 Tage. Wenn du etwa hören solltest, daß jemand zu mir herüberkommen will, so lehne es ja ab: denn es kommt doch, wie ich auch diesmal gesehen habe, für die Besuchenden auch nicht das geringste heraus. Lebe recht wohl und grüße Carolinchen."

Am 27. Juni 1810 schreibt er über die Schwierigkeit der Aufgabe, die die Kaiserin von Österreich ihm gestellt habe, da sie von ihm ein Gedicht forderte, das in ihrem Namen den Karlsbadern sagen soll, wie gut sie sich bei ihnen gefallen habe und wie ungern sie weggehe. Christiane wieder teilt am 24. Juli aus Lauchstädt mit, zu dem Epilog bei der Festaufführung in Lauchstädt hätte der Dichter, Herr Blümner, ihrer Meinung nach Goethes Karlsbader Gedichte sehr benutzt.

Im Winter und Frühling 1811 hat Goethe Christianen „Dichtung und Wahrheit" aus dem Manuskript vorgelesen, wie das Tagebuch berichtet.

Im März 1815 teilt er ihr mit, daß die Berliner den „Epimenides" zu Ehren der Einnahme von Paris aufführen wollen, und einige Tage später kommt er noch einmal darauf zurück, weil er „zu diesem Zweck noch einiges hinzureimen müssen" und im selben Brief schreibt er, daß der „Orient noch immer die meiste Beschäftigung" gebe. Von der Main- und Rhein-Reise berichtet er dann über die Fortschritte des

„Divan" und der „Italienischen Reise" und öfters liegen den Briefen neuentstandene Gedichte bei, so „Gefunden" und „Der neue Kopernikus", „der getreue Eckart", der „Totentanz", „Gewohnt, getan" und Mehreres.

Damit haben wir dokumentarische Belege für die Tatsache, die wir verstandesgemäß hätten annehmen müssen. Christiane hat an Goethes litterarischen Arbeiten Anteil genommen, obgleich sie keinen sehr ausgebildeten, nur einen natürlichen Verstand gehabt hat, wie Frau von Knebel von ihr sagt. (S. 57.) Wir haben auch schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie viel Vertrauen Goethe zu ihrem Litteraturverständnis gehabt haben muß, sonst hätte er ihr gewiß in bezug auf das Theater und dessen Leitung nicht soviel anvertraut. (S. 58, 59, 70—73, usw.)

Christianens Teilnahme an Goethes Produktivität in bezug auf ihre Kritik blieb natürlich nur untergeordnet. Auch darin unterscheidet sich ja Goethes Produktion von der seines Freundes Schiller, der sich durch fremde Einflüsse, zum Beispiel durch die der Frauen, bestimmen ließ, weil er alle Pläne voraus besprach. (Siehe Goethes Mitteilungen an Eckermann vom 16. März 1831.) Eine andere Art der Wirkung Christianens interessiert uns hier viel mehr und wenn wir uns ein vollständiges Bild von ihrem Wesen machen wollen, müssen wir sie eingehend berücksichtigen. Das ist die Wirkung der unbewußten und unwillkürlichen Anregerin und Inspiratorin für eine ganze Reihe von Gedichten.

Schon lange, ehe Goethe Christianen persönlich kannte, haben ähnliche Lebensmotive, ähnliche Naturen ihn zum Schaffen gereizt, wir brauchen nur an das Gretchen im „Faust", an „Egmont" und Klärchen zu denken. Wir müssen uns nur der Friederike von Sesenheim und ihrer Wirkung auf den Straßburger Studenten erinnern.

Als Christiane in sein Leben eintrat, waren es zuerst die „Römischen Elegien", in denen Goethe unter dem Deckmantel sei-



Ausblick auf Goethes Garten

ner römischen Liebe zu Faustina seine Beziehungen zu Christiane darstellte und verherrlichte. Daß diese Gedichte wirklich auf Christiane gedichtet sind, darauf würde schon eine kleine Tatsache hinweisen: Goethe bezeichnet in seinem Brief an Herder (siehe S. 21) und an verschiedenen andern Stellen Christiane bald als „Erotion", bald als „Erotikon", als kleinen Liebesgott oder als Liebesgedicht, und seine „Römischen Elegien" werden auch nie oder selten anders als „Erotika" genannt. Einige von ihnen mögen freilich schon in Rom entstanden sein, oder von römischen Erinnerungen abhängen, andere, die unbedingt zu den römischen Elegien gehören müßten, sind an anderer Stelle zu finden. So stehen:

Süße Sorgen

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
  Lässet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn sein, so kommt ihr, Sorgen der Liebe,
  Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

die Goethe am 16. November 1788 dem Brief an den Herzog mit der Bemerkung: „Hier ein Erotikon", beigelegt hatte, in der Abteilung: „Antiker Form sich nähernd". Und unter den „Venezianischen Epigrammen" werden wir viele finden, die in die Ordnung der „Römischen Elegien" gehörten, das heißt, die ganz deutlich die Verherrlichung und dichterische Ausgestaltung von des Dichters glücklicher Liebe zu Christiane bezwecken; sie sind eingeordnet worden zwischen Klagen der Sehnsucht während der Abwesenheit in Venedig und zwischen Darstellungen von Goethes Liebe oder Verliebtheit, „Äugelchen", wie sein Terminus technikus lautet, zu Bettine, der kleinen venezianischen Seiltänzerin. Und andere Epigramme allgemein satyrischen und speziell für die Farbenlehre polemisierenden Charakters wurden bunt darunter gemischt.

Wie hat Goethe sein Liebesleben dargestellt! Nicht in der

holfen.“ Am 3. März schreibt er: „Nun kann ich Dir die gute Nachricht sagen, daß das Gedicht wieder im Werk ist und daß es wahrscheinlich in kurzem fertig sein wird. Ein leidiger Katarrh, den ich mir wahrscheinlich durch einen Spaziergang zuzog, hat mich dieser Tage her geplagt, jedoch weil ich zu Hause bleiben mußte, meine Arbeit mehr gefördert als gehindert. Man kann schon zufrieden sein, wenn das Übel nur zu etwas gut ist. — Ich sehe indessen auch die ersten Gesänge durch und so wird eins mit dem andern fertig werden. Bis heute über acht Tage wird alles entschieden sein, und ich wünsche zu hören, daß dir's recht wohl geht.“

Am 7. heißt es: „Mit dem Gedichte geht es ganz gut und ich bin nahe am Ende, doch weil ich die ersten Gesänge wieder vornehmen muß, so gibt es noch manches zu thun, und ich will daran arbeiten, so lange ich Lust behalte, damit ich mich so viel als möglich frei davon mache.“ Und am 14: „Mein Katarrh mag den Leuten schlimmer vorgekommen sein, als er war, da ich ganze 8 Tage zu Hause blieb, jetzt befinde ich mich wieder völlig hergestellt und habe nichts verloren, da mein Gedicht sich zu Ende neigt; ich will aber, da ich einmal so weit bin, von hier nicht weggehen, bis das Ganze fertig ist und die drei ersten Gesänge nach Berlin abgeschickt sind.“

Es ging dann doch nicht so schnell mit „Hermann und Dorothea“, wie Goethe hoffte und am 6. Juni schreibt er wieder: „Der Schluß des Gedichtes hat sich noch nicht gezeigt, dagegen habe ich aber eine große Gespensterromanze (die Braut von Korinth) für den Almanach in diesen Tagen fertig gemacht.“ —

Am 25. Mai 1798 schreibt Goethe: „Ich habe die wenigen Tage, die ich hier bin, schon sehr genutzt, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Du wirst lachen, wenn ich Dir erzähle, durch welche zufällige Kleinig-

keit ich wieder einen besonderen und schnellen Antrieb zum Fleiße bekommen habe; indessen ist es recht merkwürdig, wie sehr mich die vorjährige Reise ganz aus dem Geschicke gebracht hat, und wie ich jetzt erst wieder anfange, mich zu finden." Das war die Reise nach Frankfurt, Schwaben und der Schweiz.

Am 30. Mai antwortet Christiane: „Das Wetter scheint besser zu werden, und Du wirst Deinen Pyrmonter besser trinken können, und mit der Arbeit wird es auch schon gehen. Mit Deiner Arbeit ist es schön: was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig; aber mit uns armen (Schindludern? oder Schindhunden?) ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schönen Gurken sind fast alle weg und ich muß wieder von vorne anfangen."

Am 12. Juni schreibt Goethe: „Das Gedicht auf die Beckern ist fertig (die Elegie „Euphrosyne"); ich bin sehr froh, daß nur etwas wieder einmal im Gange ist, nachdem ich so lange Zeit pausiert habe."

Am 3. Oktober 1799 schreibt er: „Die ersten 14 Tage habe ich fleißig zugebracht, aber es waren nur einzelne Sachen, die nicht viel auf sich hatten. Zuletzt machte ich mich an eine Arbeit, die mir zu gelingen anfing. Du hast mich wohl sagen hören, daß Durchlaucht der Herzog ein französisches Trauerspiel übersetzt wünschte, ich konnte immer damit nicht zurechte kommen. Endlich habe ich dem Stück die rechte Seite abgewonnen und die Arbeit geht von statten. Wenn ich mein Möglichstes tue, so bin ich bis den 12. fertig und will den 13. abgehen. Bis ich das Stück ins Reine bringe und es spielen lasse, habe ich doch in den trüben Wintertagen etwas Interessantes vor mir und dann wollen wir uns zusammensetzen und es ansehen."

Christiane antwortet am 6.: „Ich freu mich diesen Win-

ter auf die Komödie, wenn wir auf der Bank zusammensitzen werden, und überhaupt auch auf die Winterabende, wenn wir zu Hause mit einander schwatzen."

Am 4. Mai 1802 berichtet er: „So viel kann ich Dir melden, daß der zweite Aufzug des bewußten Stückes fertig ist, und wenn ich noch acht Tage Zeit habe, so kann wohl der dritte sich dazu gesellen." Das „bewußte Stück" ist die „Natürliche Tochter". Es fällt auf, daß Christiane immer über die Arbeitspläne informiert zu sein scheint, immer schon davon sprechen hörte, immer innerlich beteiligt ist.

Im Brief vom 24. Juni 1804 steht: „Die Stunden, die ich sonst mit Dir verplaudere, arbeite ich am „Götz" und so wird auch Dir ein Vergnügen auf Deine Rückkunft bereitet."

Am 12. Mai 1809 schreibt er: „Indessen geht mir, was ich arbeite, gut von statten und mehr bedarf ich nicht. Wenn ich noch einige Zeit hier bin, soll der Roman, hoffe ich zum Druck befördert sein. Denn ich lasse ihn hier drucken und es soll damit, wie mit einigen anderen Dingen, rasch gehen." Und dann folgen fortgesetzt Berichte über das Fortschreiten der „Wahlverwandtschaften" und Bitten, alle Störungen abzuwenden. (Siehe Seite 133—136.) Und endlich am 15. September schickt er Christiane und ihrer Sekretärin Caroline Ulrich das Manuskript oder richtiger einen Teil davon und schreibt:

„Zuerst danke ich Dir und Deiner schönen Begleiterin für den angenehmen Besuch; sodann schicke ich ein Bändchen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1. Daß Ihr es bei verschlossenen Türen leset.
2. Daß es niemand erfährt, daß Ihr's gelesen habt.
3. Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4. Daß mir zugleich alsdann etwas geschrieben werde, von dem, was unter euch beim Lesen vorgegangen.

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu sagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden."

Leider ist uns die Antwort nicht erhalten geblieben, aber sie muß zufriedenstellend ausgefallen sein, denn am 22. September schreibt er:

„Weil ihr euch über den ersten Teil des Romans so freundlich geäußert habt, so soll die Hälfte des 2. bis an einen Abschnitt die nächste Woche unter eben den Bedingungen zu euch gelangen. Du schickst mir den Band wieder den du in Händen hast und wir hoffen nun das Ende bald zu erreichen. Doch brauchen wir, wenn kein Hindernis dazwischen kommt, immer noch 10 Tage. Wenn du etwa hören solltest, daß jemand zu mir herüberkommen will, so lehne es ja ab: denn es kommt doch, wie ich auch diesmal gesehen habe, für die Besuchenden auch nicht das geringste heraus. Lebe recht wohl und grüße Carolinchen."

Am 27. Juni 1810 schreibt er über die Schwierigkeit der Aufgabe, die die Kaiserin von Österreich ihm gestellt habe, da sie von ihm ein Gedicht forderte, das in ihrem Namen den Karlsbadern sagen soll, wie gut sie sich bei ihnen gefallen habe und wie ungern sie weggehe. Christiane wieder teilt am 24. Juli aus Lauchstädt mit, zu dem Epilog bei der Festaufführung in Lauchstädt hätte der Dichter, Herr Blümner, ihrer Meinung nach Goethes Karlsbader Gedichte sehr benutzt.

Im Winter und Frühling 1811 hat Goethe Christianen „Dichtung und Wahrheit" aus dem Manuskript vorgelesen, wie das Tagebuch berichtet.

Im März 1815 teilt er ihr mit, daß die Berliner den „Epimenides" zu Ehren der Einnahme von Paris aufführen wollen, und einige Tage später kommt er noch einmal darauf zurück, weil er „zu diesem Zweck noch einiges hinzureimen müssen" und im selben Brief schreibt er, daß der „Orient noch immer die meiste Beschäftigung" gebe. Von der Main- und Rhein-Reise berichtet er dann über die Fortschritte des

„Divan“ und der „Italienischen Reise“ und öfters liegen den Briefen neuentstandene Gedichte bei, so „Gefunden“ und „Der neue Kopernikus“, „der getreue Eckart“, der „Totentanz“, „Gewohnt, getan“ und Mehreres.

Damit haben wir dokumentarische Belege für die Tatsache, die wir verstandesgemäß hätten annehmen müssen. Christiane hat an Goethes litterarischen Arbeiten Anteil genommen, obgleich sie keinen sehr ausgebildeten, nur einen natürlichen Verstand gehabt hat, wie Frau von Knebel von ihr sagt. (S. 57.) Wir haben auch schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie viel Vertrauen Goethe zu ihrem Litteraturverständnis gehabt haben muß, sonst hätte er ihr gewiß in bezug auf das Theater und dessen Leitung nicht soviel anvertraut. (S. 58, 59, 70—73, usw.)

Christianens Teilnahme an Goethes Produktivität in bezug auf ihre Kritik blieb natürlich nur untergeordnet. Auch darin unterscheidet sich ja Goethes Produktion von der seines Freundes Schiller, der sich durch fremde Einflüsse, zum Beispiel durch die der Frauen, bestimmen ließ, weil er alle Pläne voraus besprach. (Siehe Goethes Mitteilungen an Eckermann vom 16. März 1831.) Eine andere Art der Wirkung Christianens interessiert uns hier viel mehr und wenn wir uns ein vollständiges Bild von ihrem Wesen machen wollen, müssen wir sie eingehend berücksichtigen. Das ist die Wirkung der unbewußten und unwillkürlichen Anregerin und Inspiratorin für eine ganze Reihe von Gedichten.

Schon lange, ehe Goethe Christianen persönlich kannte, haben ähnliche Lebensmotive, ähnliche Naturen ihn zum Schaffen gereizt, wir brauchen nur an das Gretchen im „Faust“, an „Egmont“ und Klärchen zu denken. Wir müssen uns nur der Friederike von Sesenheim und ihrer Wirkung auf den Straßburger Studenten erinnern.

Als Christiane in sein Leben eintrat, waren es zuerst die „Römischen Elegien“, in denen Goethe unter dem Deckmantel sei-



Ausblick auf Goethes Garten



ner römischen Liebe zu Faustina seine Beziehungen zu Christiane darstellte und verherrlichte. Daß diese Gedichte wirklich auf Christiane gedichtet sind, darauf würde schon eine kleine Tatsache hinweisen: Goethe bezeichnet in seinem Brief an Herder (siehe S. 21) und an verschiedenen andern Stellen Christiane bald als „Erotion", bald als „Erotikon", als kleinen Liebesgott oder als Liebesgedicht, und seine „Römischen Elegien" werden auch nie oder selten anders als „Erotika" genannt. Einige von ihnen mögen freilich schon in Rom entstanden sein, oder von römischen Erinnerungen abhängen, andere, die unbedingt zu den römischen Elegien gehören müßten, sind an anderer Stelle zu finden. So stehen:

Süße Sorgen

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Lässet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn sein, so kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

die Goethe am 16. November 1788 dem Brief an den Herzog mit der Bemerkung: „Hier ein Erotikon", beigelegt hatte, in der Abteilung: „Antiker Form sich nähernd". Und unter den „Venezianischen Epigrammen" werden wir viele finden, die in die Ordnung der „Römischen Elegien" gehörten, das heißt, die ganz deutlich die Verherrlichung und dichterische Ausgestaltung von des Dichters glücklicher Liebe zu Christiane bezwecken; sie sind eingeordnet worden zwischen Klagen der Sehnsucht während der Abwesenheit in Venedig und zwischen Darstellungen von Goethes Liebe oder Verliebtheit, „Äugelchen", wie sein Terminus technikus lautet, zu Bettine, der kleinen venezianischen Seiltänzerin. Und andere Epigramme allgemein satyrischen und speziell für die Farbenlehre polemisierenden Charakters wurden bunt darunter gemischt.

Wie hat Goethe sein Liebesleben dargestellt! Nicht in der

ersten Elegie, die, vielleicht um die Maske des römischen Lebens fester zu halten, nur eine Verherrlichung Roms bezweckt, aber gleich in der zweiten, in der der Dichter so deutlich ausspricht, wie wohltätig das unlitterarische Wesen der Geliebten auf ihn einwirkt. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß Christiane zu der eben hervorgehobenen verständnisvollen Teilnahme an des Dichters Wesen und Werk erst allmählich heranwuchs und in diesen ersten Jahren, in die die Entstehung der „Elegien“ fällt, tatsächlich nur das „kleine Naturwesen“ war, als das Goethe sie gerne bezeichnete; besonders charakteristisch hierfür ist die ältere Fassung von Vers 1—8 und Vers 13—28, die ich zum Vergleich dazu setze und die zeigen können, wie die französische Revolution und ihre Folgen die redigierende Arbeit Goethes bei diesem Gedicht beeinflußt hat.

Römische Elegien II.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten,
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet politisch und zwecklos jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wut über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen „Malbrough“ den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Neapel hinunter; und wär er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rat.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor, der Fürst, königlich schützend verlieh.

Hier bedecket er mich mit seinem Fittich; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wütende Gallier nicht:
Sie erkundigt sich nie nach neuer Märe, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergötzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Hütten erzählt;
Teilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbar beherrscht römischen Busen und Leib.

(Vers 1—8 ältere Fassung)

Fraget nun, wen ihr auch wollt! Mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Lotten gelebt? Ob denn auch alles fein wahr sei?
Welche Stadt sich mit Recht Lottens, der Einzigen rühmt?
Ach, wie hab ich so oft die törichten Blätter verwünschet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht!
Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt' ihn erschlagen,
Kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist.

(Vers 13—28 ältere Fassung, nur:)

Glücklich bin ich entflohn! sie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum.
Sie erkennett in ihm den freien rüstigen Fremden,
Der in Bergen und Schnee hölzerne Häuser bewohnt.

Aber noch viel inniger ist die dritte Elegie, die mit Beispielen aus der antiken Mythologie die Gewissensskrupel des Mädchens hinwegzuscherzen und zu liebkosen sucht.

Da er sich einmal darauf eingelassen hat, der Geliebten von antiker Mythologie zu erzählen, fährt er schalkhaft fort und schafft sich und ihr in der vierten Elegie eine neue Gottheit,

die „Gelegenheit", in deren Gestalt er Christiane selbst verherrlicht. Aber die Anspielung ist zu deutlich, die geschilderte Gestalt zu wenig römisch, und mit neuer schalkhafter Wendung verleugnet er die ringellockige Geliebte und, in dichterischer Freiheit die Zeiten vertauschend, verweist er sie ins Reich der Vergangenheit und ruft das Bild römischer Flechten hervor.

Die fünfte Elegie schildert weimarische Liebesfreuden, überträgt sie aber auf römischen Boden. Unendlich anmutig ist das Bild, wie die skandierende Bewegung der Hand zur Liebkosung für die Geliebte wird.

Die sechste Elegie schlägt einen ganz anderen Ton an; wieder sind weimarische Verhältnisse auf römischen Boden übertragen, und wenn wir dieses Gedicht lesen, erinnern wir uns an Briefe Goethes, wie der vom 10. September 1792 aus Verdun (Siehe S. 26, 27):

„Kannst du, o Grausamer! mich in solchen Worten betrüben?
   Reden so bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
   Etwa nicht schuldig? Doch ach! schuldig nur bin ich mit dir!
Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
   Daß die Witwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.
Bist du ohne Bedacht nicht oft bei Mondschein gekommen,
   Grau, im dunklen Surtout, hinten gerundet das Haar?
Hast du scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählet?
   Soll's ein Prälate denn sein — gut der Prälate bist du!
In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch schwör ich:
   Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich, leider und jung und wohl bekannt den Verführern,
   Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albanis mich mit gewichtigen Zetteln
   Bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab ich von Herzen
   Rotstrumpf immer gehaßt und Violettstrumpf dazu.

Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen",
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürnest
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
Geh! Ihr seid der Frauen nicht wert! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küssend ans Herz, Tränen entquollen dem Blick:
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennet das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Glut stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

Indessen, solche trübere Stimmungen sollen nicht lange vorhalten. Hat der Dichter schon am Schluß des Gedichtes gesagt, daß solche Kämpfe nur dazu dienen, um die Liebesflamme heller erstrahlen zu lassen, so stimmt er in der siebten Elegie laute Jubeltöne an. Sie beziehen sich auf Rom, sind entweder schon in Rom entstanden, oder verherrlichen, was mir noch wahrscheinlicher erscheint, römische Erinnerungen, und erst das achte Gedicht wendet sich wieder ausschließlich Christiane zu, und ist, wie schon auf Seite 10 bemerkt, das einzige überlieferte Dokument für ihre Kindheit und erste Jugend.

Nummer neun und zehn verherrlichen wieder Christiane, neun schildert sie in ihrer speziellen Begabung der Liebenswürdigkeit, denn zweifellos ist die Liebenswürdigkeit ein besonderes Talent, das nur wenigen Menschen gegönnt ist und das keine Erziehung verleihen kann, das Christiane aber in hohem Maße besaß. Die zehnte Elegie preist die Liebesfreuden im allgemeinen und ähnlich wie Goethe sich in dem Gedicht des „west-östlichen Divans" über die Persönlichkeit neben die größten

Dichter und allenfalls über den Kaiser erhebt, so schildert er hier, wie tote Fürsten ihn um seine lebendige Liebe beneiden müssen.

In der elften Elegie ist wieder ein allgemeines mythologisierendes Liebesspiel dargestellt, in der zwölften aber ist die Beziehung der Mythologie auf das tatsächliche Erleben ganz deutlich gemacht. Man mag sich gerne vorstellen, wie der Dichter der Geliebten plaudernd von der Liebe der Gottheiten erzählte und wie sie beide lachend und scherzend sich freuten, daß ihr Glück die Menschen nicht gefährde, wie Götterliebe es tut. Da sich der Dichter einmal im mythologisierenden Liebesspiel gefällt, so fährt er darin auch fort, er läßt Amor selber ihn zur Geliebten führen. Das Glück, das sie ihm schenkt, es ist ihm Geschenk des Gottes, es ist ihm aber auch zugleich Aufgabe, Stoff zu Gesängen. Nur schade, daß eben der Stoff Zeit und Kraft zu seiner dichterischen Ausgestaltung raube! Ähnliche Klänge, ähnliche scherzhafte Klagen finden wir auch in mehreren der „Venezianischen Epigramme".

Verwandt im Stoff, wenngleich ganz anders im Ton, ist das an „Lida" (der dichterische Name für Frau von Stein) gerichtete Gedicht: „Der Becher". Die Parallele zeigt, daß das scherzhaft mythologisierende Spiel mit Liebeserlebnissen durchaus nicht nur sich auf Christiane bezog. Auch „Amor als Landschaftsmaler", an die schöne Mailänderin Maddalena Riggi gedichtet, wäre hier heranzuziehen.

Die kurze vierzehnte Elegie, die die ganze Sehnsucht der Erwartung malt, ist so selbstverständlich und gewiß so oft erlebt, daß sie sich auf Christiane wie auf jede andere Geliebte beziehen kann.

Aber die beiden folgenden Elegien tragen deutlich die Merkmale römischer Reminiszenzen oder römischer Entstehung. Sie sind in keine unmittelbare Verbindung mit Christiane zu bringen. Die siebzehnte scheint wieder deutlich auf Weimarer Verhältnisse hinzuweisen, auf den Weg über den Hof,

den Christiane zu ihren heimlichen Besuchen nehmen mußte und den der wachsame Hund des Nachbars gefährdete.

In der achtzehnten Elegie wäre es ein leichtes, an die Stelle des römischen Namens Faustine den vertrauteren Christine zu setzen in Vers 9. Denn die Liebessicherheit, die hier gepriesen ist, hat Goethe in Christiane gefunden. Und im vorletzten Vers drängt sich anstatt der „Quiriten", die sich gewiß nicht um das Liebesleben eines zugereisten Fremdlings gekümmert haben, fast unwillkürlich auf: „Gönnet mir, Weimaraner, das Glück", denn die Mißgunst und das Geklätsch der Weimaraner hatte Goethe mehr Grund zu fürchten, als der Fremde in Rom das der Römer.

Und so leitet uns dieses gepriesene sichere Liebesglück des nicht mehr jungen Mannes zu den Gefahren hinüber, die die zweite der nicht veröffentlichten römischen Elegien schildert, und die gerade für den, der nicht unberührt durchs Leben gegangen war, der vermutlich auch ererbte Leiden trug, doppelt drohend erscheinen mußten. Es ist sehr schade, daß wir diese Elegie, die durchaus den Eindruck eines Bekenntnisses macht, nur in verstümmelter Form überliefert haben, aber die verstorbene Großherzogin Sophie von Weimar ließ nur diese verkürzte Form in die Weimarer Ausgabe aufnehmen und soll die Urschrift eigenhändig eingesiegelt haben — indessen, das Überlieferte sagt vielleicht genug:

„Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter gescholten,
Grausend kennt sie die Welt Jahre die tausende schon,
Python dich und dich, lernäischer Drache! Doch seid ihr
Durch die rüstige Hand tätiger Götter gefällt.
Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wiesen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt?
Überall schleicht er sich ein, und in den lieblichsten Gärtchen
Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.

Sei mir, hesperischer Drache, gegrüßt, du zeigtest dich mutig,
Du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidiget nichts — und wo er sich findet,
Sind die Gärten, die Frucht, keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
O! wie glücklich warst du, Lukrez! du konntest der Liebe
Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun!
Selig warst du Properz!...

Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
Untreu fand sie dich zwar; aber sie fand dich gesund.
Jetzt wer hütet sich nicht, langweilige Treue zu brechen,
Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt ist jegliche Freude.
O, der goldenen Zeit, da Jupiter noch, vom Olympus
Sich zu Semele bald, bald zu Kallisto begab.
Ihm lag selber daran, die Schwelle des heiligen Tempels
Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O- wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
Gegen sie der Gemahl giftige Waffen gekehrt.
Doch wir sind nicht ganz wie alte Heiden verlassen,
Immer schwebet ein Gott über der Erde noch hin,
Eilig und geschäftig, ihr kennt ihn alle, verehrt ihn!
Ihn, den Boten des Zeus, Hermes den heilenden Gott.
Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweis kaum noch den Platz alter verehrender Pracht,
Wird des Sohnes Tempel doch stehn und ewige Zeiten
Wechselt der Bittende stets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh ich im Stillen, an euch ihr Grazien wend ich
Dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf.
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Übel von mir, reichet mir Amor die Hand,

O! so gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß!"

Würde diese Elegie, die zu den Paralipomenis gehört, auch nicht in so vollendet künstlerischer Form das eigentlich Unsagbare aussprechen, so müßte sie dennoch in diesem Buche Aufnahme finden, da ihr Inhalt durchaus die Anklage widerlegt, die man gegen Christiane zu erheben gewohnt ist, (siehe S. 61), und den Verdacht nach ganz anderer Richtung lenkt.

Die letzten der beiden römischen Elegien sind ganz mythologisch gefaßt. Die neunzehnte enthält einen von Goethe ausgestalteten Mythos über den Kampf des Amor und der Fama, der erklären soll, warum Fama, das Gerücht, die Liebe so sehr mit ihrem Geklätsch verfolgt. Und mit Humor erklärt Goethe sich bereit, Famas Verfolgungen zu dulden, aber vom Dienst des Amor will er nicht lassen.

Hat Goethe hier heiter geklagt, daß er an dem Konflikt der Götter mitzutragen und zu leiden habe, so gesteht er in dem nächsten Gedicht, daß es ihm selbst, dem Dichter unmöglich sei, das süße Geheimnis zu wahren. Der Freundin darf er es nicht bekennen, sie möchte ihn schelten (der Gedanke an Frau von Stein drängt sich unwillkürlich bei dieser Stelle auf, siehe den Brief S. 14/15), der Freund dünkt seiner Eifersucht gefährlich, obgleich er volles Vertrauen zu der Geliebten äußert. Dem Hexameter, dem Pentameter vertraut er sein Glück an.

Nicht nur im elegischen Versmaß hat Goethe in dieser Zeit seiner Liebe Ausdruck gegeben, nicht nur diese Rhythmen hat er zu Vertrauten seines Glückes gemacht. Aus derselben Epoche stammen die beiden Gedichte „Morgenklagen" und „Der Besuch". Wenn das erste davon in anmutiger Form die schlaflose Nacht getäuschter Liebeserwartung schildert und der Ausdruck warmer aber auch rein sinnlicher Liebe ist, so geht das zweite weiter, es greift tiefer in die Zweifel und Kämpfe hinein, die der Mensch Goethe zu bestehen hatte, als er dieses Wesen aus so ganz anderen Kreisen an sich heranzog, daß sich nicht

leicht in die seinen einfügen lassen wollte. Was durch das Gerede der abratenden Freunde, was durch die eigenen Zweifel in ihm auferweckt wurde, das kommt alles in dem „Besuch“ zum Ausdruck. Aber auch die Verherrlichung von Christianens seelischem Liebreiz, der sich ihm ungewußt und ungewollt an der Schlummernden ebenso offenbart wie an der Wachenden, ist rein und lieblich dargestellt.

In diese Zeit gehört auch das schelmische „Liebesbedürfnis“ und ein kurzes Gedicht: „Frech und Froh“.

„Liebesqual verschmäht mein Herz,
sanften Jammer, süßen Schmerz;
nur vom Tüchtigen will ich wissen,
heißem Äugeln, derben Küssen.
Sei ein armer Hund erfrischt
von der Lust, mit Pein gemischt!
Mädchen, gib der frischen Brust
nichts von Pein und alle Lust!“

Und die ganze gesunde Genußfähigkeit, die Freude am bedingungslosen Erleben findet hier vollen Ausdruck. Wie das Aufjauchzen eines Menschen, der lange geschmachtet hat und nun endlich eine frische Quelle auf dem heißen, steilen Bergweg findet, muten uns die Zeilen an.

In der Zeit und auch im Ton unmittelbar anschließend, zum Teil wohl auch gleichzeitig entstanden, wären die „Venezianischen Epigramme“ zu erwähnen, die gewiß nicht alle in Venedig 1790 geschrieben sind, sondern zum Teil früher gestaltet wurden. Diejenigen, die sich auf Christiane beziehen, sollen hier ausgesucht und zusammengestellt werden, oder richtiger, diejenigen, bei denen die Beziehung sich uns unmittelbar deutlich aufdrängt. Eines muß vorausgeschickt werden: eine ganze Reihe davon sollte ursprünglich mit den „Elegien“ vereinigt erscheinen, unter anderem auch das 34. auf den Herzog, dem Goethe schon am 10. Mai 1789 schrieb: „Leben Sie

recht wohl und gedenken mein unter den Waffen. Dafür bereite ich Ihnen auch ein Lobgedicht an einem Platze, wo sie es am wenigsten erwarten, und bitte schon im voraus um Verzeihung." Das ist ein Beweis, daß die „Venezianischen Epigramme" teilweise schon vor Venedig geschrieben wurden, und daß die „Römischen Elegien" tatsächlich weimarische und nur dem Namen nach römische waren. Auch in anderen Briefen, zum Beispiel vom 10. August 1789 an Herder, ist von der „Fragmenten-Art erotischer Späße" die Rede, an denen Goethe wieder gearbeitet habe.

Die beiden ersten Epigramme, die gewissermaßen eine Einleitung bilden, eine Huldigung an die Form des Epigrammbüchleins und an Italien, an den Süden, haben nichts mit Christiane zu tun, aber Nr. 3, das so deutlich die Unlust an der Reise und die Sehnsucht nach den verlassenen Lieben ausdrückt, erinnert an die Briefe, die Goethe in dieser Zeit an Herder richtete:

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
„Weichling!" schölte mich einer, „und so verbringst du die Tage?"
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens,
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämmrer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

Nr. 10 dürfte auch auf dieser Reise entstanden sein, der darin ausgedrückte Gedanke stimmt völlig mit den Äußerungen überein, die Goethe zu Herders Gattin getan und die diese ihrem Manne mitteilt (siehe S. 17).

Warum treibt sich das Volk so und schreit? es will sich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das und tue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

Liebessehnsucht drückt Nr. 13 aus, und es klingt stark an die „römischen Elegien" an:

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüten zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln!
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

Und auch Nr. 26 und 27 haben einen ähnlichen Charakter, aber von diesen möchte ich unbedingt glauben, daß sie auf der Reise entstanden sind:

„Schläfst du noch immer?" Nur still, und laß mich ruhen!
erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft,
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.
Alle neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen—mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp: du kamst, mich zu retten,
Langeweile! du bist Mutter der Musen gegrüßt.

Nr. 28 ist ein feines venezianisches Strandbild, aber das Meer brauste in Weimar, das Goethe sein Perlchen zugespült hatte:

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich. Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche: das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen: es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Goethes Vatergefühle finden in Nr. 31 ihren Ausdruck, so wie sie noch in vielen der venezianischen Epigramme wiederkehren:

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich.
O wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!

Und Nr. 34 und 35 zeigen den Dichter von der frommen, der dankbaren Seite: Die Götter und sein Fürst haben ihm alles gegeben, was er zum Leben bedarf, und dafür dankt er ihnen an dieser Stelle, die ihm doch passender erschienen sein mag, als der Rahmen der „erotischen Späße".

Kurz und treffend gibt er der Liebessehnsucht als Quelle seiner Dichtungen in Nr. 50 Ausdruck:

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebsten hinweg!

Und Nr. 72 ironisiert unter dem Mantel der Selbstironie die tugendhafte Entrüstung der Gesellschaft über seine Vorliebe für die Sünderinnen, sowohl in Venedig wie in Weimar:

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch so.

Nachklänge der „römischen Elegien" sind dann die Nummern dreiundachtzig bis achtundachzig:

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir sein.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu fesseln;
Beiden das Gegenteil lächelt der schelmische Gott.

Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst du die lieblichen Mohne,
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht schließt.

Liebe flößest du ein und Begier; ich fühl es und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

Ha ich kenne dich, Amor, so gut als einer! da bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führest uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach und die Falsche erlischt!

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Gibt sich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Busen an Busen belauscht, Phöbus, der frühe, sie weckt.

Ist es dir Ernst, so zaudre nun länger nicht: mache mich glücklich!
Wolltest du scherzen? es sei, Liebchen, des Scherzes genug!

Wie eine Briefstelle mutet uns dann Nr. 90 an

Daß ich schweige, verdrießt dich? Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu lösen:
Nur Aurora, sie weckt einst dir am Busen mich auf,
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnonische Bild lieblich Geheimnisse sang.

Und nun folgt bald eine Reihe von Epigrammen, die Verherrlichungen der Liebe im allgemeinen und der Geliebten im besonderen enthalten. Da ist erst Nr. 92, dessen Gedankengang auf ein viel späteres Gedicht, auf den „Frühling übers Jahr" hinweist, von dem noch die Rede sein wird:

O wie achtet ich sonst auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, sehnte dem Herbst mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

Dann Nr. 93, das ein Glücksbekenntnis enthält, wie man es voller nicht leicht hören kann:

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
 Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut!

Nr. 95 ist wieder ganz Nachklang der „römischen Elegien" und Nr. 96 zeigt, wie gegenwärtig die fernen Lieben Goethe auch am Strande des Mittelmeeres waren. Das Meeresleuchten führt ihn wieder zu dem Gedanken an die Liebe, an Amor:

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
 Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten —
 Wonne des Jünglings, wie oft locktest du nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
 Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

Du erstaunest und zeigst mir das Meer: es scheinet zu brennen.
 Wie bewegt sich die Flut flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht: das Meer gebar Aphroditen,
 Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

In Nr. 97 macht er es sich klar, warum ihn der Magnet des Nordens nicht mehr Genuß am Süden empfinden läßt, warum ihm die Schätze des Südens, die ihm früher so lockend waren, jetzt nicht mehr Anziehungskraft haben:

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle,
 Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
 Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
 Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

Und in Nr. 98 ist seiner Phantasie die Geliebte gar gegenwärtig, er zagt um sie, als ob sie eine Meerfahrt antreten wollte, und gleichzeitig wird die Eifersucht, die so oft schon zum Ausdruck kam, wieder in ihm rege (siehe S. 212):

Ach, mein Mädchen verreist! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Äolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Törichter! ruft mir der Gott, befürchte nicht wütende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

Nr. 100 und 101 enthalten denselben Ausdruck liebevoll ängstlichen Zweifels. Aber davor steht wieder die Schelmerei von Nr. 99, die Zweifel und Sorge nicht allzu tief erscheinen läßt:

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

Traurig, Midas, war dein Geschick: in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's lustger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Musen, ich sträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Märchen verkehrt.

Darauf folgt in den beiden Epigrammen 102 und 103, die sicher schon früher gedichtet wurden, eine Freude über das werdende Kind, über das neuentstehende Wesen, wie man sie eigentlich nur dem mütterlichen Gefühl zutrauen sollte. Die natürlichen Dinge sind hier mit einer Andacht und einer anmutigen Schelmerei zum Ausdruck gebracht, die in der Schlichtheit ihrer Kunst ergreifend sind:

Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die beste
Ängstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen,
Alles schwillt nun, es paßt nirgends das neueste Gewand.



Weiser: Büste von Christiane von Goethe

Sei nur ruhig! es deutet die fallende Blüte dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gesteht:
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer sich nährend bewegt.
Schon versucht es die Sprünge der raschen Jugend; es klopfet
Ungeduldig schon an, sehnt sich nach himmlischem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich streng, wie es das Schicksal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du wachsender Liebling —
Liebe bildete dich: werde dir Liebe zuteil!

Nicht alle Epigramme wurden in das der Herzogin Anna Amalia zugeeignete Büchlein aufgenommen; wie die „römischen Elegien" haben auch die Epigramme Paralipomena, aber es ist uns hier oft schwerer, den Grund zu erkennen, weshalb sie verschmäht werden. Einige von diesen sind so charakteristisch in ihrer Beziehung, daß sie hier abgedruckt werden sollen:

Lange sucht ich ein Weib mir, ich suchte, da fand ich nur Dirnen,
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.

Ob erfüllt sei, was Moses und die Propheten gesprochen
An dem heiligen Christ, Freunde, das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich, erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft.

Weit und schön ist die Welt, doch o, wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich, mein eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause, was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beschäftigt,
Morgen mein Liebchen zu sehn, das ich acht Tage nicht sah.

Alles was ihr wollt, ich bin euch immer gewärtig,
Aber einsam des Nachts schlafen! O Freunde, verzeiht!

Alle sagen mir, Kind, daß du mich betrügest,
O betrüge mich nur immer und immer so fort.

Die Liebesdichtung an Christiane und auf sie hat mit den Epigrammen keinen Abschluß gefunden, im Gegenteil, die innigsten und auch die großartigsten und tiefsten Töne hat der Dichter zu ihrem Lob geweckt. Nicht alles ist tiefgründig, manches schelmisch-erotisch, manches warm-menschlich, aber alles klingt beglückt und froh über ihren Besitz.

Da ist zuerst ein kurzes Gedichtchen zu nennen, das freilich nicht an die Geliebte gerichtet, sich doch auf diese bezieht. Es sind die Verse an den Herzog vom 24. März 1791:

Zu dem erbaulichen Entschluß,
Bei diesem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wissens Überfluß,
Die Zeit dir edel zu vertreiben.
Gewiß, du wirst zufrieden sein,
Wenn du wirst die Verwandtschaft sehen,
Worinnen Geist und Fleisch und Stein
Und Erz und Öl und Wasser stehen.
Indes macht draußen vor dem Tor,
Wo allerliebste Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor seine Späße vor.

Dieser Amor hieß Christiane Vulpius, mit der der Dichter alle Liebesfreuden genoß.

In diese Zeit gehört auch das Gedicht „Die Spinnerin", das in den Gedicht-Ausgaben mit dem viel früher entstandenen: „Vor Gericht" zusammengestellt wurde. Wieder ein Beweis, wie Goethes Dichtung sich vorahnend mit den Problemen seines Lebens beschäftigte.

Damals dürften auch die Zeilen gedichtet sein, die Goethe am 15. Juli 1795 in einem Brief aus Karlsbad an Christiane schrieb:

Von Osten nach Westen —
Zu Hause am besten.

Darum ist Christiane wohl auch in keiner „großen Dichtung" von ihm verherrlicht worden wie andere Frauengestalten, die auf sein Leben eingewirkt haben, aber sie hat ihm die Möglichkeit gegeben, die großen Dichtungen zu gestalten. Und wissen wir denn, wieviel mit Christiane Erlebtes, Erfühltes in die „Natürliche Tochter", in die „Pandora", in die Schilderungen und Stimmungen der großen Prosawerke hineingeflossen ist? Eins ist gewiß: ohne die idyllische Stimmung seines Lebens hätte er nicht die Idyllen „Alexis und Dora" und „Hermann und Dorothea" schaffen können, und wenn auch stofflich nichts in diesen beiden sich auf Christiane beziehen mag, so ist doch, was die Stimmung betrifft, nicht nur die Schilderung der Eifersucht in der ersten der genannten Dichtungen auf Goethes Empfindungen für Christiane zu deuten.

Aber eine unendlich anmutige und innige Dichtung, die nach dem Tagebuch am 23. Mai 1797 in Jena abgeschlossen wurde, ist in jeder Beziehung Christiane zuzueignen. Darum führt sie auch die in weite Ferne und auf alte Vergangenheit deutende Erklärung. Goethe liebte es ja, etwas in die Dinge „hineinzugeheimnissen". Ob tatsächlich auch Reminiszenzen an ein erstes Zusammentreffen mit Christiane in der Bertuchschen Blumenfabrik (siehe S. 12/13) den „neuen Pausias und sein Blumenmädchen" beeinflußt haben, wie eine alte Weimarer Tradition berichtet, weiß ich nicht — und es ist völlig gleichgültig. Wichtig ist das entzückende Bild inniger Liebe und völligen Ineinanderaufgehens, das der Dichter gemalt hat und das nach 9jährigem freiem Zusammenleben diesem mehr Weihe gibt, als eine gesetzliche Trauung hätte geben können.

„Pausias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, seine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen sehr erfinderischen Geist hatte. Sie wetteiferten miteinander, und er brachte die Nachahmung der Blumen

zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich malte er seine Geliebte, sitzend, mit einem Kranze beschäftigt. Dieses Bild wurde für eins seiner besten gehalten und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere sich auf diese Weise als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Kopie in Athen für zwei Talente." (Plinius Naturalis historia XXXV, 11.)

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
  Welch ein chaotisches Bild holder Verwirrung du streust!

Er.

Du erscheinest als Liebe, die Elemente zu knüpfen:
  Wie du sie bindest, so wird nun erst ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Rose, sie bleib' im Körbchen verborgen!
  Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich sie dir.

Er.

Und ich tu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
  Aber dem Gegengeschenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyazinthe mir nun und reiche die Nelke,
  Daß die frühe zugleich neben der späteren sei.

Er.

Laß im blumigen Kreise zu deinen Füßen mich sitzen,
  Und ich fülle den Schoß dir mit der lieblichen Schar.

Sie.

Reiche den Faden mir erst! dann sollen die Gartenverwandten,
  Die sich von ferne nur sahn, neben einander sich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerst? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
  Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?

Sie.

Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
  Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählst du so lange bei diesem Strauße? Gewiß ist
Dieser jemand geweiht, den du besonders bedenkst.

Sie.

Hundert Sträuße verteil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den schönsten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Maler beglückt, der diese Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerst!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt ist der, mich dünkt, der am Boden
Hier sitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch einen! Die neidischen Lüfte des Morgens
Nahmen den ersten sogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, so geb' ich die Küsse
Gern dem Geliebten; und hier sei mit dem Kusse der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pausias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geschäfte des Tags!

Sie.

Schön ist er wirklich. Sieh ihn nur an! Es wechseln die schönsten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche versenk' ich mich dann und erschöpfe den süßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und so fänd' ich am Abend noch frisch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich spräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünscht' ich
Fest zu halten das Glück, das mir die Augen versengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du bist ein Dichter, und neidest
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: Ich liebe?
Nur dich lieb' ich, mein Freund, lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: Ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie beide; doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigest alles; du dichtest und malest mit Blumen:
Florens Kinder sind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen: die Pracht welkt vor dem Abende schon.

Er.

Auch so geben die Götter vergängliche Gaben und locken
Mit erneutem Geschenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und du trankest, und riefst: Mädchen, die Blumen sind Gift!

Er.

Und dagegen du sagtest: Sie sind voll Honig, die Blumen,
  Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und sagte: Die Hummeln
  Forschen des herrlichen Kelchs süße Geheimnisse wohl?

Er.

Und du wandest dich weg, und wolltest fliehen; es stürzten,
  Vor dem täppischen Mann Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefst ihm gebietend: Das Mädchen laß nur! die Sträuße,
  So wie das Mädchen selbst, sind für den feineren Sinn.

Er.

Aber fester hielt er dich nur, es grinste der Lacher,
  Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfst in begeisterter Wut den Becher hinüber,
  Daß er am Schädel ihm, häßlich vergossen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch sah ich den weißen
  Nacken, die herrliche Brust, die du bedecktest, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufstand! Purpurn das Blut lief,
  Mit dem Weine vermischt, greulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur sah ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
  Mit der einen Hand hielt'st das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich sorgte, den edeln
  Fremdling träfe der Wurf kreisend geschwungnen Metalls.

Er.

Und doch sah ich nur dich, wie rasch mit der anderen Hand du
  Körbchen, Blumen und Kranz sammeltest unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend tratest du vor, daß nicht mich verletze der Zufall,
Oder der zornige Wirt, weil ich das Mahl ihm gestört.

Er.

Ja, ich erinnre mich noch: ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirt und sinnige Freunde. Da schlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warst mir verschwunden! Vergebens sucht' ich in allen
Winkeln des Hauses herum, so wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Märchen des Tags.

Er.

Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehltest mir, aber du fehltest der Stadt.

Sie.

Stille saß ich zu Hause. Da blätterte los sich vom Zweige
Manche Rose, so auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling sprach auf dem Platz: Da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die sie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indessen zu Haus, und ließ sie verwelken.
Siehst du? da hangen sie noch neben dem Herde für dich.

Er.

Auch so welkte der Kranz, dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, saß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verlosch.

Er.

Irrend ging ich umher und fragte nach deiner Behausung:
  Keiner der Eitelsten selbst konnte mir geben Bescheid.

Sie.

Keiner hat je mich besucht, und keiner weiß die entlegne
  Wohnung; die Größe der Stadt birget die Ärmere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur spähenden Sonne:
  Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr scheinst!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
  Endlich trieb die Not nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beschützer zu suchen?
  Hatte nicht Amor für uns wechselnde Pfeile getauscht?

Sie.

Spähend sucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich sah dich!

Er.

  Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir teilten das Volk, wir kamen zusammen, du standest,

Er.

  Und du standest vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menschen! sie schienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

  Und mir schien ihr Getös' nur ein Geriesel des Quells.

Sie.

Immer allein sind Liebende sich in der größten Versammlung;
  Aber sind sie zu zwein, stellt auch der dritte sich ein.

Er.

Amor, ja! er schmückt sich mit diesen herrlichen Kränzen.
  Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schoße den Rest!

Sie.

Nun, ich schüttle sie weg, die schönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Und wenn man darum manchmal in der Elegie „Amyntas“, die auf der Schweizerreise desselben Jahres entstanden ist (siehe S. 202), ein Bekenntnis sehen wollte, daß Goethe Christianen auch als erstickenden Efeu empfunden habe, so widerspricht das nicht nur den Briefen aus derselben Epoche (siehe S. 44 bis S. 51), sondern auch der dichterischen Wahrheit, die nicht nur im „neuen Pausias“, sondern noch stärker in der „Metamorphose der Pflanzen“ sich bekennt. Freilich ist es sehr wohl möglich, daß Goethe den überflüssigen Ratgebern und Ärzten, wie Schiller, die ihn manchmal von seinem Efeu zu trennen bemüht waren, auf diese Weise einen Wink zu geben versuchte.

Diese „Metamorphose der Pflanzen“, mit der Goethe das beginnende zweite Jahrzehnt seiner Ehe feierte, sagt mehr als manches andere Dokument, fast mehr noch als Goethes leidenschaftliche und innige Liebesbriefe, welche Bedeutung Christiane für ihn bekommen hat. Denn wohl wäre es psychologisch zu erklären, wenn der Dichter rein leidenschaftliche glühende Liebeslieder an ein Wesen gerichtet hätte, das seinem künstlerischen und menschlichen Streben zu folgen nicht fähig gewesen, aber ein solches Denkmal gemeinsamen Denkens und gemeinsamer geistiger Arbeit kann nur auf tiefer innerer Gemeinsamkeit beruhen. Und für diese Art der Gemeinsamkeit ist es ganz gleichgültig, welche Schulbildung ein Mensch genossen hat, wie die Orthographie seiner Briefe aussieht, — nur seine menschliche, seine Herzensbildung kommt hierfür in Betracht. Und wenn wir von Christiane gar nichts wüßten, als daß Goethe ihr dies Gedicht schreiben konnte, — es wäre Grund genug, uns mit ihr zu beschäftigen und zu suchen, wie weit wir in ihr Wesen eindringen können.

Die Metamorphose der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
  Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
  Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern;
  Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
  Überliefern sogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
  Stufenweise geführt, bildet zu Blüten und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
  Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
  Gleich den zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach schlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
  Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
  Trocken erhält so der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet strebend empor, sich milder Feuchte vertrauend,
  Und erhebt sich sogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung;
  Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, sich erhebend, erneuet,
  Knoten auf Knoten getürmt, immer das erste Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt sich,
  Ausgebildet, du siehst's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Teile,
  Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
  Die bei manchem Geschlecht dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche,
  Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu sein.

Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du aufs neue, sobald sich am Stengel die Blume
Über dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt,
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschoß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt,
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.

Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
  Überall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
  Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
  Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
  Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
  Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
  Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
  Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Die Wirkung dieses Gedichtes wird, in bezug auf die Beurteilung Christianens wenigstens, noch erhöht, wenn wir nachlesen, was Goethe darüber in der „Geschichte meines botanischen Studiums, Verfolg", wo er 1817, also ein Jahr nach Christianens Tod, das Gedicht noch einmal zum Abdruck bringt, zur psychologischen Erläuterung hinzufügt: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, die das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen, und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unsere schöne und vollkommene Neigung steigerte und vollendete; von der übrigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu dulden; sie parodierten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen." —

Auch in späteren Epigrammen, die im Xenien-Almanach unter dem Titel „Vielen und Einer" aufgenommen und später in den Gedichten im „Sommer" vereinigt wurden, haben wir Christianens Bild und das von Goethes Liebe zu ihr. Unter den „Vielen" paradiert sie nur einmal und in recht bescheidener Form:

Viele der Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume: du bist, häusliches Mädchen gemeint.

Aber die Gedichte „Einer" sind fast alle ihr zugeeignet und sie zeichnen ihr Wesen, wie man es sich schöner kaum denken kann. Ich weise vor allem auf das Epigramm hin: „Das ist die wahre Liebe ...."

Grausam erweiset sich Amor an mir! O, spielet ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er spielend im Busen erregt!

Manuskripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, so war die Neigung zu dir.

Immer war mir das Feld und der Wald und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Anschauns
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Sorge! sie steiget mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor uns auf.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hintereinander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

Sie entzückt mich, und täuschet vielleicht. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

Ein Epigramm sei zu kurz, mir etwas Herzlichs zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß?

Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu teilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

Beinahe unwillkürlich wird der Dichter bei der Verherrlichung der Geliebten hingeführt zum Gedanken an die ehemals Geliebte, Tiefgekränkte, unter deren Nicht-Verstehen-Wollen er schwer leidet, denn es ist nicht wahr, daß der feinfühlige Mensch durch ein Glücksempfinden irgendwelcher Art abgestumpft werde, und am wenigsten kann Liebesglück unempfindlich gegen das Leid anderer machen. Darum darf es uns nicht wundern, wenn wir gerade in diesem Zusammenhang die zweifellos an Frau von Stein gerichteten Zeilen finden:

Kränken ein liebendes Herz und schweigen müssen, geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamanth sich ersinnt.

Aber wenn er auch unter diesem Mißverstand und seinen Folgen litt, so entsprach Christiane doch zu sehr seinem weiblichen Ideal, wie er es in der „Zweiten Epistel" dargestellt hat, seinem Begriff von schlichter Pflichterfüllung, wie er ihn unzähligemal entwickelte, als daß er ihr je auf die Dauer hätte entfremdet werden können. Alle die Einflüsse vermochten es nicht, von denen wir in dem ersten Teil dieses Buches gesprochen haben, vermochten es so wenig, daß wir sehen, wie er auch in den Gedichten immer wieder die Einflüsterungen gegen Christiane und die Trennungsversuche seiner Freunde ablehnt, und darum können wir uns nicht über die immer gesteigerte Innigkeit seiner Liebesdichtung wundern.

Christiane hatte das „Achzen und Krächzen" so völlig abge-

tan, daß er ihr im Rahmen des „Rechenschafts"-Liedes einen Preis gab, denn zweifellos dachte er an Naturen wie die ihre, die sich ohne Sorgen und Plagen der Wirtschaft annahmen, die nichts vergaßen und durch deren Mühewaltung alle Essen fanden, als er die vierte Strophe dieses Liedes schrieb. Er hat ja immer in der Erfüllung der Pflicht, der Forderung des Tages, den Beweis höchsten Menschentums gesehen, — worin diese Pflicht nun bestand, das war seiner Wertschätzung gleich.

Ein Pflichtgedicht, freilich ganz anderer Art, ist auch das leider unterdrückte und nicht in allen Goetheausgaben aufgenommene „Tagebuch" aus dem Jahre 1810, das mit den für Goethe so charakteristischen Worten schließt:

„Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Mächte viel im irdischen Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe!"

Im Rahmen einer Stanzen-Novelle nach sehr freier italienischer Art enthält es eine Verherrlichung jener höheren sinnlichen Treue, die über den Willen und die augenblickliche Begierde hinaus unbewußt der Pflicht höherer Liebe gehorcht. Zweifellos war das Gedicht im Gedanken an Christiane geschrieben, ob es sich auf ein tatsächliches Erlebnis bezieht oder nicht, ist zur Beurteilung des Gedichtes und der darin geschilderten Liebesbeziehungen zur Gattin ganz gleichgültig.

Es ist eben immer wieder „Christianens glückliche Art", von der er im Reisetagebuch auf der Fahrt nach Teplitz spricht (siehe S. 159), die ihn anlockt, fesselt und anregt. Ihr hat er den weimarischen Festkalender „Die Lustigen von Weimar" geschrieben, ihr und ihren Freundinnen, von denen eine, die Schauspielerin Engels, das Lied gleich bei seinem Entstehen am Mittagstisch am 15. Januar 1813 gesungen.

Aber im gleichen Jahre, nach 25jährigem Zusammenleben, fand er noch einen anderen Ausdruck für ihr Wesen und für



Das Grab Christianens

das, was sie ihm bedeutete: am 26. August 1813 hat er als produktive Kritik eines Gedichtes von Konrad Pfeffel „Die Nelke“ das Lied „Gefunden“ im Briefe an sie gesandt, so wie er ihr auch einmal von unterwegs die Umdichtung eines Solbrigschen Gedichtes: „Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht“ (siehe S. 158) angekündigt hatte.

Und so sehr hat ihn offenbar das Thema des Liedes beschäftigt, daß er es noch mehrfach zu gestalten versuchte und noch zwei Variationen davon erhalten sind:

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.
Da stand ein Blümchen
Sogleich so nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber sah.
Ich wollt es brechen,
Da sagt es schleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die sind gar heimlich.
Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum sind die Blüten
So schön geründet.
Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht schranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war so heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Ist es nicht merkwürdig, daß Goethe diese beiden Variationen, die entweder als Vorversuche zu dem Gedicht anzusehen sind oder als Spielereien mit dem ihm lieb gewordenen Gedankengang, daß er sie nicht vernichtet hat, obgleich sie sich an Schönheit mit dem Gedichte „Gefunden“ nicht messen können? Vielleicht hat nur ein Zufall uns auch diese Verse überliefert, aber der Zufall besitzt dennoch eine psychologische Bedeutung, wenn er gerade ein Gedicht betrifft, das eine so zarte Darstellung der Liebe zum Gegenstand hat. Wer das Gedicht liest und weiß, daß es sich auf Christiane bezieht, müßte annehmen, daß es in den allerersten Jahren des Zusammenlebens entstanden ist, so jung und warm erscheint die ausgedrückte Liebesempfindung.

Im Jahre 1814 wurde auch das Gedicht „Der neue Kopernikus“ geschrieben, auf das Goethes Reisebrief aus den letzten Julitagen hinweist (S. 176), der sie überhaupt an dem „Westöstlichen Divan“ Anteil nehmen läßt.

Nicht nur in dieser innig liebevollen Weise hat Goethe sein Verhältnis zu Christiane dargestellt, — für das Verhalten des Publikums ihm und ihr gegenüber hat er sehr scharfe Worte gefunden. Da sind zuerst die Zeilen zu erwähnen, die Goethe ohne weitere Erklärung am 14. April 1816 an Zelter gesandt hat:

Das Publikum:

„Wir haben dir Klatsch auf Geklatsche gemacht,
Wie schief!
Und haben dich schnell in die Patsche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus!
Ade!“

Herr Ego:

„Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert;

Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus:
Ich mach' mir nichts draus.
Ade!"

Aus einer ganz ähnlichen Stimmung scheint schon früher „Wanderers Gemütsruhe" im „Westöstlichen Divan" entstanden zu sein:

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.
In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.
Wandrer! — gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot
Laß sie drehn und stäuben!

Die ganze Bitterkeit, der ganze Zorn, der gegen die klatschsüchtige Gesellschaft in ihm gekocht haben muß, findet in solchen Versen einen zwar scharfen aber immer noch humorvollen Ausdruck. Was er so oft an Christiane schrieb, daß es eben die Art des Geschlechtes sei, lieber zu zerstören, als aufzurichten, — das erkennt er auch hierin an und läßt es gehen, weil es ihm zu zwecklos scheint, dagegen zu kämpfen.

Beinah zur gleichen Zeit mit diesen Versen auf das Publikum ist ein anderes Gedicht entstanden: „Frühling übers Jahr" (Frühling während des ganzen Jahres), zu dem ich auch noch das Gedicht „Juni" hinzuziehen möchte, obgleich einige Anklänge an das „Wanderlied" auf eine spätere Entstehungsepoche hingedeutet wurden. Stimmung und Inhalt, besonders der Schlußzeile, kann ich nur auf Christiane beziehen:

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was ist denn das?
Ist mir doch, als wärst du Glas,
Und ich wär' nicht weit davon;
Denn sie kommt, ich seh' es schon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, sie weiß es ja!

Nun stellt sich dazwischen
Ein kühles Tal mit leichten Büschen,
Bächen, Wiesen und dergleichen,
Mühlen und Rädern, den schönsten Zeichen,
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und so immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geschiecht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Gesichts
Und der zwei Äuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich sie seh'
Vom Zopf zur Zeh!
Sie ist fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bei ihr.

Wandelt sie auf schroffen Hügeln,
Eilet sie das Tal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln
Da bewegt sich's wie Gesang.
Und auf diese Jugendfülle,
Dieser Glieder frohe Pracht,

Harret einer in der Stille,
Den sie einzig glücklich macht.

Liebe steht ihr gar zu schön,
Schönres hab' ich nie gesehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.
Denk' ich: soll es doch so sein!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn sie mich liebt,
Daß es noch was Beßres gibt?

Und noch schöner ist die Braut,
Wenn sie sich mir ganz vertraut,
Wenn sie spricht und mir erzählt,
Was sie freut und was sie quält,
Wie's ihr ist und wie's ihr war;
Kenn' ich sie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und solch ein Weib!

Frühling übers Jahr.

Das Beet, schon lockert
Sich's in die Höh',
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Glut,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln stolzieren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen,
Versteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,

Genug, der Frühling,
Er wirkt und lebt.
Doch was im Garten
Am reichsten blüht,
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüt.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen,
Ein Blütenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Ein Blütenherz, das ist der abschließende Ausdruck, den Goethe für Christiane fand. Am 15. März 1816 ist das Lied entstanden, am 6. Juni starb Christiane. Eine kurze ergreifende Totenklage hat er ihr noch gewidmet:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen!

Trotz dieses kurzen Nachrufs hatte Goethe nicht die Empfindung, daß er der Gattin zu wenig getan, daß er sie zu wenig verherrlicht habe, denn er schreibt:

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine!
Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine,

So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis!

Rein, unverfälscht hat er sie dargestellt, dieses Gedächtnis ist das fröhlichste Vermächtnis, das er von ihr besitzt!

Aber sind wirklich nur die genannten Stellen, nur die angegebenen Dichtungen auf Christiane bezüglich? Viele mögen noch ihr gelten, viele, besonders unter den Sprüchen, sie in Scherz und Ernst preisen, — wir wissen es nicht, Goethe liebte das „Geheimnissen". Eine Beziehung freilich zwingt sich uns auf, von der Goethe aus leicht begreiflichen Gefühlsrücksichten nie gesprochen hat. Das ist die zum „Gott und die Bajadere". Wir wissen aus einem Bericht von Sulpice Boisserée, daß Goethe nicht gerne hörte, wenn Marianne von Willemer diese Ballade sang, weil sie „ihre eigene Geschichte sei". Wenn er da die Beziehung empfunden hat, wie viel stärker muß sie sich ihm im Verhältnis zur eigenen Gattin aufgezwungen haben! Goethe ist mit seinem Stoff, den er vermutlich Sonnerats „Voyage aux Indes" und Abraham Rogers 1663 deutsch erschienenen Schrift „Offene Tür zu dem verborgenen Heidentum" entnahm, ziemlich frei umgegangen. Er hat das Gedicht 1797, gleich nach Abschluß der „Braut von Korinth" geschrieben, zu einer Zeit, aus der uns besonders innige und reiche Briefe an Christiane erhalten sind, kurz ehe er mit dieser und dem Sohn nach Frankfurt zur Mutter reiste, — und wir sollten zweifeln, daß ihn bei diesem Stoff wie bei dem des im selben Jahr entstandenen „neuen Pausias" die nahe Beziehung auf die Geliebte angereizt hat! Es scheint unmöglich! Und es entspricht ganz Goethes eigenster Art, das persönliche Erlebnis zu einem allgemeinen typischen Bilde zu erheben und auch in dieser Form wieder eine Abwehr gegnerischer Einflüsse gegen Christiane zu versuchen.

Wenn es aber stimmt, wenn Goethe auch nur im entferntesten bei diesem Gedichte an Christiane gedacht hat, was kein Mensch widerlegen, wovon niemand mehr das Gegenteil be-

weisen kann, dann darf er sagen, daß er ihr das Gedächtnis rein gestaltet, denn eine höhere, menschlichere Ethik als die in diesem Gedicht ausgesprochene wird sich kaum in einer anderen Dichtung finden lassen, ein schöneres Denkmal hätte Goethe der Geliebten Christiane nicht zu setzen vermocht.

Schlußwort

In den hundert Jahren, die seit dem Tod Christianens von Goethe vergangen waren, hatte sich der Groll gegen sie, der Neid auf ihr Glück, die Überhebung ihr gegenüber immer noch lebendig erhalten. Wohl hatten einzelne Litteraturhistoriker, Schriftsteller und Dichter begonnen, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und einige von den Vorwürfen zu widerlegen gesucht, die man gegen sie zu erheben pflegte, — aber trotz der Arbeiten von Emma Braune und Dr. Adolf Klein, der holländischen Schrift von Fr. A. Beuke und einer neueren dänischen Arbeit von Kristian Westerby war die Beurteilung ihrer Persönlichkeit in den wesentlichen Zügen sich immer noch gleich geblieben. Wie Philipp Stein in seiner Einleitung zur Reclam-Ausgabe von Mutter Ajas Briefen sagte, glaubte wirklich jede höhere Tochter, die in der Schule den Namen Christiane Vulpius gelernt hatte, sich selbst als weit geeigneter zur Gattin eines Goethe ansehen zu dürfen. Darum hat es mich doppelt freudig überrascht, daß mein Versuch einer Christiane-Biographie, der von aller philologischer Vollständigkeit weit entfernt ist, auf ein großes Publikum so stark einwirken konnte, daß ich mich, kaum ein Jahr nach dem ersten Erscheinen, genötigt sehe, eine völlig umgearbeitete und ergänzte dritte Auflage hinausgehen zu lassen. Es ist sicher ein Ehrenzeugnis, das unser deutsches Lesepublikum sich ausstellt, wenn es selbst in dieser kampf- und noterfüllten Zeit so bereit ist, nach hundert Jahren verspätete Gerechtigkeit zu üben und die „kleine Freundin Vulpia" ohne jede sensationelle Beleuchtung gern in neuem Lichte anzusehen. Selbstverständlich will dieses Licht, vielleicht mehr noch als seine bisher fast übersehene und gering eingeschätzte Gattin, unseren größten Dichter be-

strahlen und ihn von seiner menschlichsten Seite als Gatten, als Vater, als Hausherrn zeigen.

Bei den ersten zwei Auflagen des Buches war es mir nicht möglich gewesen, seine Hauptquelle, den Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane in dem Maße heranzuziehen, wie ich es gerne gemocht hätte und wie es zur erschöpfenden Behandlung meiner Aufgabe nötig gewesen wäre. Nun hat Professor Hans Gerhard Gräf seine Ausgabe dieses Briefwechsels wenige Wochen nach dem Erscheinen der zweiten Auflage meiner Arbeit bei Rütten & Löning herausgegeben und es war mir eine liebe Pflicht, auf Grund der erläuterten und durch Ergänzungen vervollständigten Neuerscheinung auch mein Buch zu einem Ganzen auszugestalten. Dabei wollte ich es nicht unterlassen, einige Winke der mir so freundlichen Kritik auszunützen, und deshalb habe ich die früher getrennten Teile „Biographie“ und „Charakteristik“ nun in Eines verschmolzen und mich bemüht, in fortlaufender Darstellung die psychologische Entwicklung Christianens, ihres Verhältnisses zu Goethe, und beider Verhältnis zur Umwelt in Einer aufsteigenden Linie klar zu legen. Auch diesmal habe ich litterarhistorische Arbeiten bei meiner Umarbeitung nicht herangezogen. Ich habe mich darauf beschränkt, Christianen und Goethe zu zeichnen oder richtiger, sie möglichst sich selbst und einander zeichnen zu lassen. Nur die Winke von Professor Gräf, dem ich für die Aufdeckung einiger kleiner Irrtümer in der ersten Auflage zu danken hatte, habe ich ausgenützt. Die Urteile über Christiane, wie sie sich bei den Litterarhistorikern und Goethephilologen verschiedenster Richtung finden, kritisch zu sondern und vielleicht gar gegen sie zu polemisieren, mußte mir völlig ferne liegen. Es scheint ja so unwesentlich, wie Dieser und Der über Christiane gedacht hat, wie ihr Verhältnis zu Goethe oder richtiger seines zu ihr von Psychologen, Psychiatern, Philologen und Dichtern beurteilt wird. Viel wichtiger schien es mir, festzustellen, wie die beiden miteinander lebten,

was sie einander waren, und warum sie ihr Leben so und nicht anders gestalten mußten. Wichtiger wenigstens für mich als psychologischen Biographen, der den eigenen Standpunkt so viel wie möglich zu vergessen sucht und nur darzustellen bestrebt ist, was sich ihm als unmittelbare Erkenntnis aufdrängt. Darum blieb auch in der neuen Fassung meiner Christiane-Biographie der gleiche breite Raum den Ausführungen Riemers gegönnt, der ja natürlich als Augenzeuge und langjähriger Hausgenosse, als Sekretär und dirigierender Mitarbeiter Goethes, unmittelbarere Einblicke gewinnen konnte, als irgend ein späterer Beurteiler, selbst wenn auch ihm kleine tatsächliche Irrtümer unterlaufen. Da Riemer als scharf und gallig verrufen wurde, da man die Menschen, von denen man abhängig ist, selten von besonders günstiger Seite kennenlernt, da aber er wie seine Gattin, die langjährige Gesellschafterin und Sekretärin Christianens, auch nachdem das Abhängigkeitsverhältnis nicht mehr bestand, mit dem Goetheschen Hause in innig-freundschaftlicher Verbindung blieb, scheint es doppelt bedeutsam, daß Riemers weitschweifige „Mitteilungen über Goethe" ein so günstiges Urteil über Christiane enthalten.

Bei meiner Umarbeitung drängten sich mir unwillkürlich gewisse Parallelen zwischen unserer Zeit und den Kriegszeiten, unter denen Goethe und Christiane so schwer gelitten haben, entgegen, und ich habe, ohne besonderes Gewicht auf sie zu legen, die betreffenden Briefstellen, soweit der beschränkte Raum das gestattete, gerne aufgenommen, weil ich glaube, daß sie den Lesern vielleicht ein Trost, sicher eine Beruhigung sein können in Lebensfragen, mit denen auch wir uns irgendwie zurechtfinden müssen.

Es ist mir nicht erstaunlich, daß unsere Zeit den hundertsten Todestag Christianes vorübergehen ließ, ohne äußerlich der neuen Auffassung von Christianens Persönlichkeit Rechnung zu tragen, ohne ihrem Grabe eine würdigere Gestalt zu

verleihen. Noch trägt die Steinplatte, die es deckt, ein falsches Geburtsjahr, noch steht ihre Ruhestatt arg zurück hinter den meisten Grabstätten jener anderen Frauen, die eine mehr oder weniger vorübergehende Rolle in Goethes Leben gespielt haben, aber gerade die Tatsache, daß von dieser Christiane-Biographie bereits eine dritte Auflage erscheinen darf, gibt die Gewähr, daß es nur eine Zeitfrage ist, bis auch der Friedensschluß der Gesellschaft mit der so ungerecht vernachlässigten und verleumdeten „kleinen Demoiselle Vulpius" äußerlich dokumentiert werde. Man wird es sicher über kurz oder lang als beschämend empfinden, daß das lateinische Sprichwort: „Calumniare audacter, semper aliquid haeret" selbst an diesem Grabe noch seine Wirkung bewahrt.

Denn gewiß hat diese kleine Arbeit in einer Beziehung ihren Zweck erreicht: Christiane wird nicht länger blind von der Masse verdammt werden, man versucht selbst zu prüfen und zu urteilen, und jedes selbstgedachte Urteil fällt milder aus als eins, das man gedankenlos nachspricht.

Es gibt aber nichts, wodurch wir mehr imstande wären, Goethe, dem wir in so hohem Maße die deutsche Kultur verdanken, unsere Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, als indem wir uns bemühen, sein Leben durch eigenes Denken zu begreifen. Goethe und Christiane waren Vorkämpfer; nicht bewußt, nicht aus einem Prinzip heraus, nicht um einen neuen Weg einzuschlagen, nur den eigenen Bedürfnissen ihres persönlichen Lebens folgend, sind sie die ersten klassischen Beispiele einer neuen Auffassung von Liebe und Ehe geworden. Sie haben unser Denken in diesen Dingen freier, menschlicher und damit reicher gemacht. Wir wissen oder wir bilden uns ein zu wissen, wieviel wir Goethe in allen Richtungen der Welt-, Lebens-, Kunst- und wissenschaftlichen Anschauung verdanken. Machen wir uns klar, daß er auch auf dem Gebiet der Ehefrage ein Vorkämpfer gewesen ist. Nicht Feigheit und

Schwäche haben Goethe veranlaßt, seine freie Ehe noch nach 18 Jahren zu legitimieren, wie es auch nicht mangelnde Liebe oder Rücksichtslosigkeiten waren, die ihn 18 Jahre lang in freier Gemeinschaft mit Christiane zusammenleben ließen. Beide haben den Beweis erbracht, daß sie weder in der einen noch in der anderen Epoche ihrer Gemeinschaft das Menschenurteil fürchteten und sich von ihm beeinflussen ließen.

So hat Goethe auch in bezug auf seine Ehe Recht zu sagen:

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen,
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Aber auch Christiane verdient ein Denkmal, die standhaft aushielt in dem Kampf, den das gesamte Philistertum in seinen höchsten und niedrigsten Formen gegen sie führte und die bei alledem blieb, was sie für Goethe von Anfang an gewesen ist: der „Hausschatz“, dem er nach seinen eigenen Worten nur für gute und freudige Stunden zu danken hatte.

Quellenangabe

Die Hauptquelle zu diesem Buch, Christianens Briefe an Goethe, die, so weit sie noch vorhanden sind, in den Urschriften im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrt werden, waren mir für die beiden ersten Auflagen nur in beschränktem Maße zugänglich — erst dieser 3. völlig umgearbeiteten Auflage konnte ich die von Prof. Hans Gerhard Gräf besorgte Ausgabe von „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau“; (2 Bände) Litterarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1916 zugrunde legen. Außerdem benützte ich:

Goethe, Weimarer Sophienausgabe, Abt. Briefe, Band IX bis XXX; Abt. Tagebücher, Band I bis VI, Abt. Werke, Band I bis IV.

Goethe, Cotta'sche Jubiläumsausgabe, Stuttgart und Berlin: Band I bis IV; Band XXXIX.

Goethe, Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe, (Insel-Verlag), Dramatische Dichtungen, Band III; Gedichte, Band I und II; autobiographische Werke, Band III.

Schriften der Goethe-Gesellschaft, „Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August v. Goethe“ 1889. „Aus dem Goethe-National-Museum“, Th. 1 und 2, 1895 und 1896.

Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer, Straßburg 1887.

Christiane von Goethe. Goethes Christiane Gedichten, voorafgaan door en Inleiding von Fr. A. Beuke. Apeldoorn: Dixon 1913.

Friedrich W. Riemer: Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841 (2 Bände).

Goethes Gespräche. Hrsg. v. W. Frhr. v. Biedermann; Leipzig 1889—1896 (10 Bände).

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Hrsg. v. Ph. Stein; Inselverlag 1908.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hrsg. v. H. G. Gräf u. A. Leitzmann, Leipzig, Inselverlag, 1912 (3 Bde.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel; Th. 1 u. 2, Leipzig 1851.

Knebels literarischer Nachlaß. Hrsg. v. K. A. Varnhagen von Ense u. Th. Mundt. Leipzig 1835—36 (3 Bände).

Briefe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder. Hrsg. v. H. Düntzer, Leipzig 1883.

Briefe an Fritz von Stein. Hrsg. u. eingel. v. L. Rohmann, Leipzig, Inselverlag, 1907.

Goethe: Das Tagebuch. Vier unterdrückte römische Elegien. Nicolai auf Werthers Grab. Hrsg. v. Dr. Max Mendheim; Leipzig, A. Weigel, 1904.

Dr. W. Vulpius: Die Familie Vulpius. Stunden mit Goethe. Hrsg. v. Prof. W. Bode.

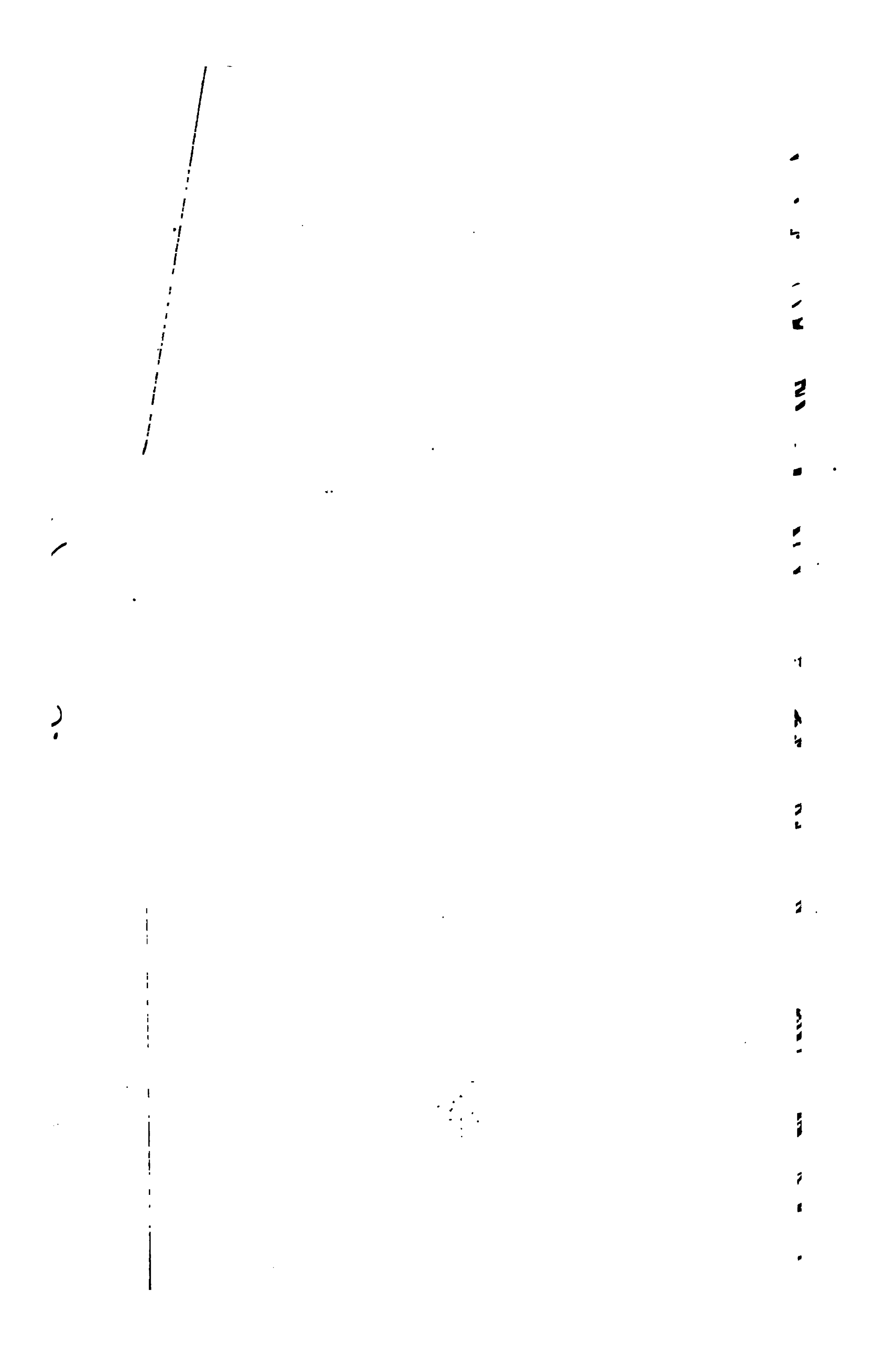
Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß. Briefauszüge. Hrsg. v. Dr. H. G. Gräf, Leipzig, Reclam, 3581/82.

Ich spreche an dieser Stelle auch noch den Herren vom Goethe- und Schiller-Archiv und vom Goethe-National-Museum, und zwar besonders Herrn Geheimrat Wolfgang v. Ottingen, Herrn Prof. Wahle, Herrn Prof. Dr. Gräf und Herrn Dr. Kröber, ferner dem Herrn Geh. Kirchenrat Spinner zu Weimar und ganz besonders noch Herrn Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius meinen besten Dank aus für ihre freundliche Unterstützung zum Zustandekommen meiner Arbeit. Herrn Dr. Vulpius habe ich auch noch für Mitteilungen über die Vorgeschichte der Familie Vulpius und über die Bertuchsche Blumenfabrik zu danken; ferners für eine ganze Reihe der Illustrationen, zu denen die Originale sich in seinem Besitz befanden, oder die mir durch seine gütige Vermittlung zugänglich wurden.

Demoiselle Vulpius

Weimar.

Goethes eigenhändige Anschrift an Christiane



Namen- und Sachregister

Alexander, Kaiser von Rußland 164, 165.
Anna Amalia, Herzogin v. Sachsen-Weimar 14, 53, 54, 115, 225.
Arnim, Achim v. 107, 129, 146.
Arnim, Bettine v., geb. Brentano 111, 144, 146.
Beethoven, Ludwig van 148, 150, 155.
Berka 154, 179.
Bernhard, Prinz von Sachsen-Weimar 160, 167, 189.
Bertuch, Rat 11, 12, 97, 227.
Boisserée, Sulpice 180, 191, 192, 247.
Buchholtz, Fr. Doktorin, Freundin Christianens 80, 108.
Caroline, Prinzessin v. Sachsen-Weimar, später v. Mecklenburg-Schwerin 37, 114, 115, 143.
Cotta, Verleger 47, 101, 192.
Dresden 111, 146, 160—165, 167, 169, 172.
Eckermann 72, 208.
Egloffstein, Familie v. 17, 71, 86, 127, 132, 176.
Erfurt 77, 80, 96, 122, 123.
Eybenberg, Marianne v. 103, 144—146.
Frankfurt a. M. 24, 27—30, 41—43, 46, 49, 50, 61, 70, 80, 81, 102, 103, 107, 108, 117, 119, 121—124, 126, 127, 133, 177, 178, 180, 184, 185, 188, 193, 205, 247.
Frankreich 23, 26—29, 92.
Friedrich von Gotha, Prinz 148, 155.
Frommann (Buchhändler in Jena) 82, 177, 192.
Geist, Sekretär 52, 63, 86.
Goethe, Julius August Walter v. 15, 20, 22, 23, 25—29, 31—34, 38—45, 47, 49—51, 58, 60, 61, 63 65, 67, 69, 72, 75—78, 80—84, 86, 88, 94, 101, 102, 105, 107—111, 113, 115, 119, 121—124, 126—133, 135—138, 140, 144, 145, 147, 148, 152, 161, 164, 167—169, 172, 174—177, 181—186, 188—190, 196, 197, 247.
Goethe, Frau Rat 25, 27, 30, 31, 33, 34, 36, 41—43, 45, 50, 58, 61, 63—66, 69, 77—79, 86, 99, 102, 103, 119, 121, 122, 124, 126, 196, 247, 249.
Günther, Oberkonsistorialrat in Weimar 94, 96.
Heidelberg 107, 109—111, 121—123, 126—128, 130, 132, 138, 145, 185.
Herder, Caroline, geb. Flachsland 15—17, 21, 22, 54, 220.
Herder, Gottfried 14, 16, 17, 21—23, 54, 209, 219, 220.
Herzlieb, Minchen 151, 153.
Humboldt, Wilhelm v. 12, 128, 129, 193.
Huschke, Leibmedikus in Weimar 66, 179, 189.
Jagemann, Caroline (Fr. v. Heygendorff) 71, 113, 127, 146, 185, 188.
Jena 11, 21, 22, 29, 32, 33, 39, 48, 51, 52, 59, 61, 62, 66, 67, 75, 76, 87, 89, 94—97, 101, 103, 107, 117, 118, 121, 126, 128, 130—133, 137, 138, 140, 141, 145, 147—153, 156, 161, 181, 182, 185—187, 191, 192, 203, 227.
Ilmenau 21, 54, 175.
John, Sekretär Goethes 149, 170—174.
Italien, Italienische Reise 13, 16, 21—23, 41—44, 51, 185, 195, 208, 219.

663

BOOK CARD

AUTHOR Federn, E.

TITLE Christiane von Goethe.

350323

SIGNATURE	ISS'D	RET
Flerahn	NOV 17 1926	
Catt. 3854 Hall.		
Hertel Scherm		
F. || Bez 1941		
Tolw07 Chw Ju		